J. J. Bachofen

Mutterrecht und Urreligion

KRÖNERS TASCHENAUSGABE

Hilla von Rebay

als Zeichen der Dank-
barkeit für die schönen
Stunden im Sommer 1928.

Karl Nolde

Property of

The Hilla von Rebay Foundation

Kröners Taschenausgabe

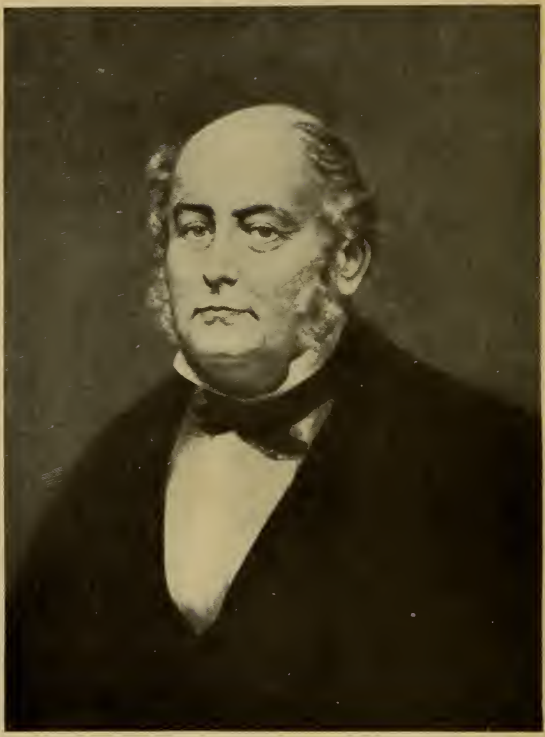
Band 52

Das dem Titelblatt gegenüber wiedergegebene Porträt Bachofens ist von Jenny Burckhardt nach einer Photographie des damals bereits Verstorbenen gemalt. Es hängt heute an einem Wandpfeiler der Museumsaula der Basler Universität zwischen den Bildnissen Jacob Burckhardts und des Germanisten Andreas Heusler.

*

Die Titelvignette ist die Wiedergabe des Reliefbildes eines jetzt im Louvre befindlichen Lekythos, einer Öl- oder Salbenflasche, nach der von R. Rochette (Monuments inédits *pl.* 22) gegebenen Kopie. „Thetis, über den Verlust ihres herrlichen Sohnes in Trauer versunken, ist auf dem Titelblatte eines Werkes über das Mutterrecht ganz an ihrer Stelle. Das Bild ruft uns die hervorragendsten Züge des gynaikokratischen Systems in Erinnerung. Die unsterbliche, den sterblichen Gemahl überragende Mutter, die Liebe und Sorge der Gebärerin, ihr Trauerberuf, der Threnos ⟨Klagegesang⟩ des Weibes über den schnellen Untergang des Schönsten, das seinem Schoße entspringt, . und die höhere, den Schmerz überwindende Hoffnung, die den jenseitigen Teil des chthonisch-demetrischen Mysteriums bildet: alles das knüpft sich an den Anblick des göttlichen Weibes, während uns die eherne Wehr des herrlichen Sohnes zu jenen Heroen fortführt, die dem Ursprunge nach ganz der Mutter angehörend, durch ihr prometheisches Streben den Sieg des väterlichen Zeusgeistes vorbereiten, und als die Gründer der hellenischen Paternität mit ihrem die Stofflichkeit überwindenden Unsterblichkeitsprinzip betrachtet werden müssen." (Mutterrecht.)

*



Dr. J. J. Bachofen.

Johann Jakob Bachofen

Mutterrecht und Urreligion

Eine Auswahl
Herausgegeben von
Rudolf Marx

Mit einem Porträt und vier Abbildungen

Alfred Kröner Verlag / Leipzig
1927

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen
In der Gebilde losgebundne Räume!
Ergötze dich am längst nicht mehr Vorhandnen.

* * *

Was einmal war, in allem Glanz und Schein
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und ihr verteilt es, allgewaltge Mächte
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.

Goethe.

Inhalt

Einleitung VII
Bachofens Lebens-Rückschau 3
Urreligion, aus antiken Gräbern gedeutet 25
Vorwort zur ›Gräbersymbolik der Alten‹ 25
Das Ei als Symbol 28
Der Bereich der Unteren und der Oberen 50
Der Psyche-Mythus 54
Symbol und Mythus 58
Der Seilflechter als Symbol (Oknos) 61
Mutterrecht und Abendland 87
Die Vorrede zum ›Mutterrecht‹ 87
Lykien 157
Athen 172
Italien und der Orient (Vorrede zur ›Sage von Tanaquil‹) 183

Anmerkungen und Zusätze 232
Nachbericht 269
Register 273

Einleitung

I

Wenn auf den folgenden Blättern, zum ersten Male für einen weiteren Kreis, von dem Erbe eines nahezu verschollenen Großen, des Seelen- und Mythendeuters einer versunkenen Vorwelt, des Denkers der ewigen Ur-Gegensätze des Lebens, die ihr und unser Dasein gleichermaßen beherrschen: Bachofen, wesentliche Stücke zu einem Buche zusammengefaßt werden, so schuldet der Herausgeber in einer Vorbemerkung über Art und Sinn der Erweckung Rechenschaft: er hat durch einige Mitteilungen über die Gestalt, das Leben und die Leistung Bachofens das Verständnis der Auswahl vorzubereiten. Bei einem Manne, dessen geistige Tat aus einer so seltenen Anlage und einem all sein Schaffen als geheimes Gesetz so beherrschenden Grunderlebnis stammt, wie Bachofen, wird er am besten mit der Person beginnen.

Johann Jakob Bachofen, am 22. Dezember 1815 in einem vermögenden altbaseler Patrizierhause als erster Sohn aus einer jungen, glücklichen Ehe geboren, konnte, von äußeren Hemmnissen unabhängig, seit der Jugend fast in allem den Anlagen seines Wesens folgen. Sie formten sich erst langsam aus undeutlichen Anfängen zur Klarheit. Seine Jugend war einfach und streng, den Grundsätzen jenes Basel entsprechend, in dem noch Millionäre wie sein Vater acht und zehn Stunden täglich im Bureau arbeiteten. Das bekannte Pädagogium, durch die überkommene, weitgehende Pflege der klassischen Sprachen beinahe berühmt geworden, ließ zum ersten Male, wie es scheint als nachhaltiges Erlebnis, das Bild der Antike vor dem Knaben aufgehen und legte früh einen tragfähigen Grund für seine weiteren Arbeiten. Dazu trat durch Blut und Erziehung der Einfluß der Eltern. Man kann aus ihnen, wie häufig, die Kräfte und Neigungen des Sohnes ein wenig begreifen, muß aber vor dem

Unwägbaren, dem Geheimnis der einmaligen Mischung und Tiefe der Anlagen stillstehn. Seinem Vater und dessen Vorfahren, die alle tüchtige, wohlhabende Kaufleute im Seidenhandel Basels gewesen waren und die Mußestunden ihren Kunstliebhabereien wie ihrer Gemäldesammlung gewidmet hatten, mag Bachofen die Haltung und Beherrschtheit des Patriziers, den klaren Sinn und jenen Zug verdanken, der an ihm als gewinnende Heiterkeit auf den Samstagsspaziergängen der Basler Professoren und auch später noch bei dem gastfreien Hausherrn erschien. Viel tiefer greifend aber mußte für den nachmaligen Entdecker und Deuter des Mutterrechts das Erlebnis der andern Seite sein, von der er herkam. Valérie Bachofen, seine Mutter, ist denn auch tatsächlich das Haupterlebnis seines Lebens gewesen. Diese Verehrung des Sohnes, die sich unter den herzlichen Formen des guten Hauses von damals ausgesprochen haben mag, darf mit der üblichen Kindesliebe nicht gleichgesetzt werden. Die Erschütterung liegt viel tiefer. In Valérie Merian, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, trat Bachofens weiblich-empfänglicher Seite, dem Erbe der Mutter, das Erlebnis der Frau überhaupt, das der mütterlichen Frau im besonderen, entgegen. Sie war nur achtzehn Jahre älter als er, konnte also als seine Schwester gelten. Ihre Bildnisse zeigen ein liebliches Mädchen und eine Frau, der Sicherheit des Charakters und alle weiblichen und mütterlichen Tugenden zuzubilligen sind. Aus einer bekannten, für damals fast internationalen Patrizierfamilie, der auch der berühmte Frankfurter Kupferstecher und eine Reihe hoher Verwaltungsbeamter und Militärs, Künstler und Handelsherrn entstammte, brachte sie in die praktisch gerichtete Gleichförmigkeit und Behäbigkeit der alteingesessenen Bachofen Anmut, vielseitige Bewegung, Geist und Liebe. „Von deiner Liebe und Treue zu reden wollen wir nicht aufhören, solange uns das Leben dauert": so widmet Bachofen sein größtes Werk der Mutter. Das künstlerisch begabte Auge, die erlebnisfähige Seele, die über den Tagesdienst und die engen Grenzen des Landes hinaus den Blick zu der Schönheit fremder Gegenden, Zeiten und Dinge erhebt, die tiefe Natürlichkeit und Demut, mit der das Weib das Leben begreift, sich ihm unterwirft und ihm gläubig vertraut, die Ehrfurcht vor dem Göttlichen: all das kehrt, wohl

mütterliches Vermächtnis, verstärkt in dem Sohne wieder und wird an dem Gegensatz zum Erbe des Vaters in ihm mehr und mehr zum Bewußtsein erhoben und vertieft. Wir folgen diesem Wesensgegensatze, aus dem Leben und Leistung Bachofens einigermaßen verständlich werden, auch fernerhin.

Nach durchlaufener Schule wäre er, wie die Geschlechter seiner Vorfahren, in das väterliche Geschäft eingetreten. Hier aber regt sich zum ersten Male seine eigene Stimme: Geldverdienen und Bildersammeln kann ihm nicht genügen. Er will der Erkenntnis der Dinge, die ihm nur erst hinter dunklen Neigungen vorschweben, näher kommen und beginnt zum Erstaunen seiner Verwandten zu studieren. Wie er später in der ‚Lebens-Rückschau' sagt, die unsere Auswahl eröffnet, stand die Erkenntnis des Altertums von Anfang an als Ziel vor ihm. Daß er bald vom Philologen zum Juristen hinüberwechselte, zeigt, daß er im römischen Recht früh das Einfallstor zum Verständnis der alten Seele sah, läßt vielleicht aber auch ahnen, wie er schon hier, planmäßig vorgehend, zugleich an die praktische Nutzbarmachung seiner Studien in der Heimatstadt dachte, der er sich schwerlich würde entziehen können. Nach der Basler Universität besucht er Berlin. Das Geschick schenkt ihm in dem tief- und feinsinnigen Friedrich Carl von Savigny, dem berühmten romantischen Haupt der historischen Rechtsschule, einen begnadeten Lehrer. Dem Studenten, der bei allem vom Vater ererbten Fleiße und Ordnungssinn das Leben empfangend auf sich zuströmen läßt, der hinter aller Kultur und Bildung, in der Tiefe ein Muttersohn, den naturhaften Kräften des Daseins fühlend verbunden blieb, erschließt sich in Savignys Betrachtung des Rechts, dessen Formen als aus dem ‚Volksgeiste' in unauflöslicher Gemeinschaft mit der ganzen Vergangenheit allmählich gewachsen betrachtet werden, sein eignes Lebensgesetz. Das Gefühl des organisch-unbewußten Strömens, des Kreislaufs von Wachsen und Welken in allem, was lebt, und so in der Geschichte, ein Urerlebnis, das er später so erschütternd aussprach, trat ihm hier als Ausgangsgefühl einer großen Wissenschaft entgegen. Geschichte, Altertum, Gewachsenes, Einzelnes, nicht moderne Rechtsdogmatik oder philosophisch verallgemeinernde Vergangenheits-Konstruktion blieben daher seine Ziele auch während der

folgenden Jahrzehnte. Aus der ‚Lebens-Rückschau', die er fast zwanzig Jahre danach für seinen verehrten Lehrer Savigny nach einem Besuche bei ihm im Sommer 1854 verfaßt hat, erstehen diese Jahre seit den letzten Semestern seiner Studienzeit deutlich vor dem Leser. Seine Promotion in Göttingen über römische Zivilgerichte (1839), seine Aufenthalte in Paris und England, die den Blick erweitern und den Menschen bilden, und die Rückkehr in das enge, alte Basel sind deshalb hier nur anzudeuten. Wenig wichtig für seine innere Lebensgeschichte ist auch die Berufung des jungen Doktors auf den ordentlichen Lehrstuhl für römisches Recht, den dritten juristischen an der Universität seiner Vaterstadt (1841), nachdem Zürichs Ruf vorausgegangen war. Bachofen, schon anfangs gereizt durch Stimmen, welche diese dritte Professur für überflüssig, seine Ernennung als aus besonderen Familienrücksichten erfolgt ansahen, und nur mit Mühe, nach anfänglicher Wirksamkeit als Privatdozent, im Jahre später zur ehrenamtlichen Übernahme des Lehrstuhls bewogen, ist an der Universität nie heimisch geworden. Schon 1844 schied er, neunundzwanzigjährig, wie es scheint, von neuem aufgebracht, ohne Angabe von Gründen aus diesem Amte. Er führt von nun an das Leben eines angesehenen und wohlhabenden Privatmannes, mit den Universitätskreisen, so mit Jacob Burckhardt, Andreas Heusler, dem Germanisten der Basler Rechtsfakultät, seinem alten Lehrer, dem Historiker Franz Dorotheus Gerlach, und anderen auch fernerhin gesellschaftlich verbunden, von seiner Mutter bis ins vierzigste Jahr liebevoll betreut, mit einem lange rüstigen Vater gesegnet, hingegeben seinen weit ausgreifenden Studien. Seine Veröffentlichungen gelten zunächst noch ganz dem erwählten Universitätsfache, der römischen Rechtsgeschichte, und sind als exakte Facharbeiten im damaligen Stile für uns ohne Ertrag. Sie reichen bis zum Jahre 1851 und zeigen, wie langsam und mühsam in Bachofen die große Aufgabe heranwuchs, durch deren Behandlung er allein fortlebt, durch wie viele Schichten von Überkommenem in ihm und um ihn er sich hindurchgraben mußte, ehe seiner mutterverbundenen Uranlage eine verwandte Gegenstandswelt antwortete. Als solche war ihm bereits 1842 auf einer Reise die Gräberwelt der Alten, das Erlebnis Roms erschienen:

die tiefe Gemütserschütterung klingt dunkel und voll in seiner ‚Lebens-Rückschau' nach — doch wie sollte er als Forscher dem Gefühlten nahekommen? Bis dahin war ein langer, einsamer, gefährlicher Weg. Der ihn ging, mußte sich nicht nur aus dem geltenden System der Wissenschaften in eine eigene, selbst geschaffene Universaldoktrin mit völlig anderen Grundlagen begeben, mußte nicht nur alles von sich abtun, was ihm der Historiker Niebuhr in Berlin als kritische Geschichtsforschung verkündete und was dessen Schüler Theodor Mommsen, der, wenig jünger, einige von Bachofens Fachschriften lobend beurteilt hatte, als neueste Methode der Wissenschaft empfahl. Er mußte rückhaltlos, zu Gedeih und Verderb, jenseits der Geschichte, den schauenden und ahnungsvoll tiefer und tiefer zu den Gründen vortastenden Kräften seines Innern folgen und so eine verschollene Seele, die stumm und verwischt in Mythen und zerstreuten Zeugnissen dalag, durch die Überlieferung hindurch in der eigenen verwandten Seele zum Reden bringen. Daß Bachofen diesen Weg fand und in fünfzehnjähriger Arbeit bis ans Ende ging, von den deutschen Altertumsforschern totgeschwiegen, schließlich nicht mehr gelesen, jedenfalls nicht verstanden, und nur hier und dort vom Auslande und der Völkerkunde her ermuntert, daß er mit den großen Werken zwischen 1859 und 1870 Einsichten, eingebettet in ein grandioses Gesamtbild der antik-abendländischen Erlebnis-Vorwelt, an die Oberfläche hob, die seitdem längst Besitz oder Anregung der Einzelwissenschaften wurden, ist seine Größe. Doch soll erst das Bild seines Lebens vollendet werden, ehe darauf einzugehen ist.

Es ist, von außen betrachtet, gleichförmig genug. Der vornehme Herr aus dem Hause auf dem Münsterplatz erfüllte über fünfundzwanzig Jahre, bis 1877, trotz der großen Arbeiten, die vor ihm aufwuchsen, getreulich als angesehener Kriminalrichter seine Bürgerpflicht gegen die Stadt. Es ist anzunehmen, daß Bachofen aus dieser Tätigkeit, die das Individuum im Konflikt zwischen organischer Notwendigkeit und dem geistig-abstrakten Gesetz des Staates zeigt — dem Grundgegensatze seiner selbst und seines ‚Mutterrechts —, an Gegenständen des Nachdenkens und an Menschenkenntnis mancherlei zuwuchs. Sein Tribut an die Wissenschaft konnte vor-

läufig noch nicht in sich geschlossen sein. So entstand, eine Frucht der Anhänglichkeit an seinen alten Lehrer Franz Dorotheus Gerlach, ein Denkmal des Bachofen zwischen Geschichte und Mythenforschung, der die Ablehnung der kritischen Historie vollzogen, aber noch nichts deutlich Neues an ihre Stelle zu setzen hatte, mit diesem zusammen ‚Die Geschichte der Römer' (1851), der Bachofen allein einen Teil über ‚Die Grundlagen des römischen Staatsrechts' anhängte. Wenn in diesem seltsam reaktionären Werke die neuesten Erkenntnisse der liberalen, kritischen Geschichtsforschung Späteres vorausnehmend als „Gedanken, Vermutungen, Urteile des neunzehnten Jahrhunderts über altrömische Zustände" bezeichnet wurden, wenn Gerlach im wesentlichen den Livius ausschrieb, so konnte Bachofen der fast einstimmigen Ablehnung der derzeitigen Altertumswissenschaft, der er schon mit diesem Werke anheimfiel, auch nicht durch den bedeutsamen Nachweis in seinem ‚Römischen Staatsrecht' begegnen, daß der römische Staat in seinen rechtlichen Formen auf den religiösen Grundüberzeugungen beruhe, wie sie sich im Auspizien- und Augurenwesen ausdrücken. Bachofen, nur auf sich selbst lauschend, trug die Ablehnung in Schweigen und Würde. Der zweite Band der ‚Römischen Geschichte' zerschlug sich jedoch. Ihr jüngerer Mitverfasser schwieg für sechs Jahre in der Öffentlichkeit. Die Grundlinien seiner neuen Gesamtanschauung der alten Welt wurden ihm allmählich klar. Aus dem Vortrage ‚Über das Weiberrecht' (1857) und zwei italienisch geschriebenen Aufsätzen über die Symbolbedeutung der Würfel und der Hände auf antiken Grabdarstellungen, im folgenden Jahre, schimmern sie schon deutlich hervor. Dem Fünfundvierzigjährigen eröffnen sich dann die großen Erkenntnisse: gleichzeitig entworfen und ausgeführt werden die zwei Hauptwerke, der ‚Versuch über die Gräbersymbolik der Alten' (1859) und ‚Das Mutterrecht' (1861). Schon im nächsten Jahre entsteht die Schrift ‚Das lykische Volk', die allseitige Durchführung der früher vorgetragenen Grundgedanken an einem Einzelbeispiel. ‚Der Bär in den Religionen des Altertums' (1863) greift, ähnlich, wie es in der ‚Gräbersymbolik' geschieht, ein besonderes Sinnbild zur Behandlung heraus. Den Zwiespalt zwischen dem gläubigen Protestanten,

der sonntäglich aus seinem Hause „unter den Bäumen durch nach der Gallus-pforte des Münsters zur Predigt ging" (Bernoulli), der zeitlebens einen Sitz im Konsistorium der französischen Gemeinde innehatte, und dem tiefen Schilderer der unbefangen natur- und sinnengläubigen Seele des vorzeitlichen und antiken Menschen sucht ‚Die Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie' (1867), teilweise fast in Bekenntniston fallend, zugunsten des Christentums zu entscheiden. Das groß angelegte Werk ‚Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien' nimmt dann jedoch den im ‚Mutterrecht' begonnenen geschichtsphilosophischen Leitgedanken mit der alten Tiefe, Vielseitigkeit und überlegenen Herrschaft über den Stoff noch einmal auf und führt ihn für den Westen und bis in das späte Altertum hinein durch. Die darauf noch folgenden Werke sind für den hier erstrebten Zweck weniger wichtig: die Beilage zu ‚Tanaquil': ‚Theodor Mommsens Kritik der Erzählung von Gnäus Marcius Coriolanus', witzig schon äußerlich durch den ziegelroten Umschlag der Berliner Sitzungsberichte, zieht noch einmal, doch mit scharfer Ironie, zu Felde gegen Bachofens Todfeindin, die rationalistische Besserwisserei der Überlieferung gegenüber, wie sie die kritische Geschichtsforschung auch zur Seelenerkenntnis der alten Welt anwenden zu können glaubte. Als Alterswerk, voll erstaunlicher Einzelheiten, doch im Aufbau schon gelockert, müssen die zwei Bände der ‚Antiquarischen Briefe' (1880 und 1886) gelten, die sich um die Kenntnis der ältesten Verwandtschaftsbegriffe bemühen. Aus dem Nachlasse wurde dann noch die Schrift über ‚Römische Grablampen' bekannt, die sich vornehmlich mit Stücken aus Bachofens eigener Sammlung beschäftigt.

Es herrscht in allen diesen Schriften ein Mann, der seine in immer eindringlicherer Schau gewonnenen Grundeinsichten durch eine beispiellos zu nennende Kenntnis der gesamten antiken Überlieferung nach allen Seiten hin zu stützen unternimmt. Den souveränen Beherrscher des Stoffes haben auch seine Gegner anerkannt. Unter dem einförmigen Gang der täglichen Lebensführung, der nur von Zeit zu Zeit durch größere Reisen oder Vorträge in der Baseler Antiquarischen Gesellschaft unterbrochen wurde, hat er, ein Aristo-

krat der Wissenschaft, um seiner selbst willen, wie er sagt, zum Genuß, innerlich nach dem Tode seiner Mutter mehr und mehr vereinsamt, in den oberen Arbeitsräumen seines Hauses oder im Sommer auf dem nahen Landgut Gundeldingen inmitten eines Basel, das sich auch in seinen Besten allmählich dem Fortschritt, dem Liberalen und Irreligiösen zu- und ihm abwandte, geduldig, unbekümmert und zäh seine großen Entwürfe durchgeführt. Von dem fünfzigjährigen Demeter-Priester forderte, wie man gesagt hat, Aphrodite noch ihre Huldigung. Seine Heirat mit der um dreißig Jahre jüngeren, schönen Luise Elisabeth Burckhardt (1865), die zur Zeit von Bachofens Werbung noch minderjährig war und ihm später als elegante Gattin ermöglichte, unangenehmen Zusammenkünften wohlentschuldigt fernzubleiben, hat im übrigen für seine innere Geschichte wenig Bedeutung. Von einem etwas altertümlichen Ruhm und einem mehr und mehr sich um ihn ziehenden Geheimnis umgeben, in das ihn sein Stolz und seine Stellung unbewußt hüllte, das auch für die, die seine Gäste waren, hinter aller feinen Liebenswürdigkeit und anregenden Unterhaltung nicht verschwand, weil es das Geheimnis zwischen den Generationen ist, hat er, dessen Bedeutung nur von wenigen, so von Jacob Burckhardt und Andreas Heusler, geahnt wurde, in Stille und halber Verborgenheit in den Mauern seiner Vaterstadt sein Leben beschlossen: der letzte große Stern der an Ahnungen so reichen Zeit, die man Romantik zu nennen sich gewöhnt hat. Er starb zweiundsiebzigjährig am 25. November 1887 an einem Schlaganfall. Das Basler Jahrbuch, das sonst die Verdienste jedes irgend namhaften Mitbürgers würdigt, wußte kaum zwanzig allgemeine Worte über ihn zu sagen wie „weitbekannter Jurist und Archäologe". Ja der geistvolle Basler Kirchenhistoriker Overbeck meldete seinem Freunde Nietzsche, der, von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend, gleichfalls gegen die knechtende Herrschaft des Verstandes aufstand und die Geschichte gleichfalls mit dem Erlebniskern des Menschen in Verbindung setzte, wie es Bachofen von den seinen aus getan hatte, dessen Tod nur in dem einen zynischen Satz: „Der alte Bachofen ist vor etwa einem Monat ganz plötzlich gestorben, von den angeblich hinterlassenen vierzehn Millionen scheint .. der Universität nichts zuzufließen."

II

Bachofens Welt, sein Werk, beherrschen die gleichen Grundkräfte, die über seinem Leben stehn. Überwog hier die empfangende, fühlende Kraft, die das Leben als breit und tief auf sich zu- und durch sich hindurchströmend erlebte, nach außen zusammengehalten durch männlich-bewußte Ordnung und Arbeit: in seinem Werk begegnet verdeutlicht und vertieft das gleiche. Der Patrizier, der sich im Leben hinter dem bewährten Überkommenen, zurückhaltend und vornehm bis zur Unpersönlichkeit, verbergen konnte, beginnt hier weithin vernehmlich von seinen Tiefen und letzten Erschütterungen zu reden.

Auf seiner italienischen Reise von 1842 hatte der Siebenundzwanzigjährige die antiken Gräberstädte und Rom besucht. Was hatte er hier erlebt, das ihm diesen Besuch als so folgenreich erscheinen ließ? Aus der ‚Lebens-Rückschau' klingt es noch hörbar: der Romantiker hatte in einer fernen Vergangenheit sich dem Ewigen näher gefühlt. Dem Romantiker, dem das Ewige am Anbeginn alles Geschehens steht, herüberwirkend durch den lebendigen Zusammenhang der Geburten über die Geschlechter und Zeiten hinweg bis zu ihm und durch ihn hindurch, war im Anblick der Gräberwelt einer versunkenen Zeit, im Schauer vor ihrer Symbolsprache, aus der ihn die unbewußte, namenlose, nicht durch die auflösende Helle des Ichs und Verstandes im Wachstum gestörte ewige Gefühlswelt der Alten anredete, die eigene Seele erwacht. Das Symbol und aus ihm hervorgehend der Mythus als der unbewußte Ausdruck der seelischen Urgründe des Volkes, das noch nicht oder nicht bis in diese Tiefen hinein in bewußt denkende Individuen auseinanderbrach, stieg vor Bachofen als die große Quelle und Welt seiner Deutung auf, wie als aus dem ‚Volksgeist' entsprungen, das Recht vor Savigny und die Sprache vor Jacob Grimm. Die seelische ‚Unterwelt der Kultur', in welche die oberweltliche Geschichtschreibung nicht hinableuchtet, auf die Historie der Individuen und ihrer bewußten Handlungen sich selbst beschränkend, galt es durch Deutung der Mythen auszuschöpfen und so als innere Geschichte, d. h. als Seelengeschichte des namenlosen Volkes, als Geschichte seiner reli-

giösen und damit rechtlichen Anschauungen deutend zum Bewußtsein zu erheben. Der Mythus, der religiöse Ausdruck und das Bild der unbewußt gewachsenen, noch ungeschiedenen Ganzheit der Volkserlebnisse und ihres Lebensgesetzes, trat somit neben die Überlieferung der oberweltlichen Geschichte, ohne sich in deren Ergebnisse zu mischen. Er betraf — ganz romantisch gedacht — eine seelische Gewißheit seines Deuters, der in den frühen Mythen einer Erlebnis-Vorwelt seine eigenen Anfänge und die ewigen Gegensätze des Seins, zum Werden auseinandergelegt, wiedererkannte. Es hätte den Mythendeuter in seinem Bereich neben und hinter der Geschichte nicht zu kümmern brauchen, ob sein Erlebnis einer Vorwelt und sein inneres Bild vom Werden der Vorzeit oder irgendeiner historischen Periode entspräche. Doch Bachofen, der Mythologe der Romantik, kam aus dem Studium der Geschichte her und meinte, aus den Mythen nicht allein Anschauungen einer Erlebnis-Vorwelt, Deutungen für bisher kaum berührte Tiefen- und Ursprungsschichten seiner eigenen und damit der menschlichen Seele gewinnen, sondern historische Zustände der Vorgeschichte, meist der ‚pelasgischen', vorhomerischen Urzeit Griechenlands ableiten zu können und setzte sich damit in einen trotz mancher Einzeleinsichten bis heute nicht überbrückten Gegensatz zur Altertumsforschung. Am reinsten, von der ganzen, dunkel leuchtenden Wehmut romantischer Religion durchzogen, die hinter den antiken Sinnbildern eine ursprünglich-beginnliche, der Ewigkeit und dem ewigen Sinn der Dinge noch nahe Urreligion anzuschauen meint, tritt seine Symbol- und Mythendeutung in der ‚Gräbersymbolik der Alten' hervor. Sie durchwindet sich mit Geschichte in dem auch hierin erstaunlich ahnungsvollen ‚Mutterrecht', verkleidet sich in ihren Ergebnissen historisch und tritt in der ‚Sage von Tanaquil' hinter der geschichtlichen Ausdeutung überhaupt zurück, die hier höchst bedeutsame Vorwegnahmen in der Etruskerfrage gibt. Doch diese historischen und historisch ausgedrückten Partien, Bachofens Ruhm in der Völkerkunde, Gesellschaftslehre und vergleichenden Rechtswissenschaft, haben den ewig leuchtenden Mittelpunkt seines Werkes nicht überdeckt: den ganz mythisch geschauten Muttergedanken.

Unter „Muttertum" meint Bachofen dunkel und vieldeutig (denn

es ist selbst ein Mythus) all das, aus dem er sich selber heraufgeboren und von dem er sich nun voll Trauer im Welt- und Zeit-Raume getrennt erlebt: die gebärende, hegende, nährende Kraft, die in unbewußter Gesetzmäßigkeit und ewig gleicher Güte Leben erzeugt und zurücknimmt: die Natur, alles, was den Ursprüngen noch nahe schlummert, ungeteilt, ungebrochen: das Wunschbild des vereinsamten Spätmenschen: die heilige Tiefe, die Erde, die Vergangenheit, die dem Romantiker immer schöner und reiner wird, je mehr er sich von ihr entfernt; die Vorzeit in ihrer keuschen Frühe und herben Größe; die Religion, die sich opferwillig und voll Wagnis dem großen Letzten ans Herz wirft; das Schicksal endlich, gebärend und die ewige Vergängnis des Geborenen vor Augen, das Bild der Urmutter selbst. „Als Bachofen in der dämmerig-großartigen Wildnis seiner Seele das Wort „Mutter" fand, da hatte er unwissend die blaue Blume gefunden, nach der die Romantiker suchend umhergeirrt waren. In Bachofens ‚Mutterrecht' spricht die Romantik ihr eigenes Losungswort aus: nichts ist ja dem Verstande schwerer zu finden, als was dem Herzen am nächsten ist." (Baeumler.) So meint er denn mit „Mutterrecht" auch erst in zweiter Linie historische und rechtliche Zustände. Hinter dem Titel des Hauptwerkes tritt dem Kundigen der Untertitel: ‚Die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur' mit der ganzen deutungsreichen Traumbeleuchtung und Beseeltheit des Mythus, die in ihm steckt, als der eigentliche hervor. Die Gynaikokratie: die Herrschaft der Frau, des weiblich-stofflichen Prinzips im Menschen, die religiös als naturverbundener Kult der Urmutter Erde, des Schicksals, als organisch denkende ‚Urreligion' in antiken Grabsymbolen und juristisch als ‚Mutterrecht' erscheint, wird in einer tiefsinnigen und zugleich für viele unerforschte Tatsachen hellsichtigen Geschichtsphilosophie der alten Welt, aber nicht nur dieser, dem Herrscherstandpunkt des Mannes als metaphysisch frühere Stufe und im Kampfe mit ihr stehend gegenübergestellt. War in der ‚Gräbersymbolik' die Kräfte-Zweiheit der Welt gezeigt als zeitloses Ineinander von Werden und Vergehen, als Schicksal, das in dem weiblich-stofflich begriffenen Weltgrunde selbst liegt, so wird ihr Bild im ‚Mutterrecht' aus dem Metaphysischen in die Erscheinungsfülle

vorgeschichtlicher Religions- und damit Rechts- und Gesellschaftsgedanken hervorgeführt, und unter der Form vorgeschichtlicher Geschehnis-Abläufe innerhalb der Zeit das dargestellt, was im mythischen Raume angeschaut war: die großartige Abfolge der Urgegensätze Muttertum — Vatertum, Erde — Sonne, Natur — Geist, Weib — Mann, Orient — Okzident, Heidentum — Christentum, Nacht — Tag. Statt der wilden, üppigen Zeugung hetärisch-dionysischen Daseins, die in der ‚Gräbersymbolik' aus der nachdenklichen Tiefe der Vergänglichkeit ihre Farben für die sonnige Landschaft des Lebens heraufholt, rückt im ‚Mutterrecht' die geistige Lichtreligion des Apollon, das römische Imperium und damit der Schicksal und Tod überwindende Vatergedanke mehr und mehr aus dem Hintergrunde des Helldunkels herauf, das über allem bis zur ‚Tanaquil' bedeutungsschwer lagert.

In diesem tiefsinnigen romantischen Zwielicht von Mythen- und Seelendeutung, eigner Weltdeutung und Geschichte erblicken wir im Gegensatz zu den großenteils schon fruchtbar gewordenen Tatsachen-Anregungen, mit denen man Bachofens Wirkung von völkerkundlicher Seite erschöpft glaubt, einen für die Seelenwissenschaft und damit für eine vertiefte Deutung des Geschehenen und unseres Daseins überhaupt noch ungehobenen Schatz, ein Vermächtnis kostbarster Art. Während Bachofens juristisch-soziologische Mutterrechtslehre, im einzelnen abgewandelt und nicht mehr als zutreffendes Bild ursprünglicher Zustände betrachtet, in der Völkerkunde bis heute fortlebt, etwa in Schulte-Vaertings Theorie vom Pendeln zwischen beiden Rechten oder in der Mutterrechtshypothese von Frobenius, und nach der Meinung der heutigen Wissenschaft, wenn man Krische glauben darf, fast alle wichtigeren Kulturvölker früher und jetzt nachweisbare Reste einstiger Mutterrechtszeit aufzuweisen haben, ist die Wirkung des Mythologen der Ur-Gegensätze, des Mythologen überhaupt, erst im Beginnen. Was will es sagen, daß man weiß: Bachofen entdeckte für die Altertumswissenschaft und Religionsgeschichte nach undeutlichen Ansätzen bei den Altphilologen Creuzer und Karl Otfried Müller die chthonische Religion: die ‚pelasgische', vor- und gegenhomerische Erdreligion griechischer Vorzeit und damit die

Tiefendimension der Griechen. Was auch, wenn Weinger, um die Herausarbeitung der gleichen Ur-Gegensätze in einer besonderen Schicht bemüht, ihn einen viel tieferen und weiter blickenden Mann nennt als irgendein Soziolog seit Hegel („Geschlecht und Charakter"). Nicht berührt ist damit der allseitig ausstrahlende, lebendige Mittelpunkt von Bachofens Werk, dessen Wahrheiten über die jeweiligen Ergebnisse der Wissenschaften hinaus in einem eigenen Raum liegen: dem der Sinn-Deutung des einzelnen an den tief und groß gesehenen letzten Gegensätzen der Welt, dem der erlebten und darum ewig in sich gültigen Welt-Schau, die keine Erfahrungswissenschaft je berührt. Dies wird immer sein Verdienst bleiben, so tiefe Einsichten eine kommende Religions- und Seelenkunde sonst noch in ihm vorfinden mag: den abgründigen Gegensatz zwischen dem Mütterlichen und dem Väterlichen in der Form des Mythus enthüllt und in einer Spätzeit das längst zu abstrakt rationalistischem Denken verdünnte und entleerte Erkenntnisvermögen durch Aufrichtung des mythischen Denk-Gegenbildes früher Zustände aus der Höhe seiner Alleingeltung gerissen zu haben, auf die es sich in dem Wahn, als einziges in die Dingzusammenhänge einzudringen, selbstherrlich erhoben hatte.

Hinzuleiten zu diesem Kern seines Werkes, dessen Wert zuerst Ludwig Klages um die Jahrhundertwende wieder aufging, dessen Bedeutung von einem kleinen Kreise in München wie ein seltenes Geheimnis gehütet wurde, bis Manfred Schröters Neuausgabe eines Stückes der ‚Gräbersymbolik' (1923) die Schar der Eingeweihten sprengte, ist der Sinn unserer Auswahl. Wird sich der Großartigkeit der tiefen Blicke Bachofens, der weithin deutenden Bilder, die er entwirft, und dem Zauber seiner seltsam dunkel glühenden Sprache schwerlich ein Leser entziehen: ihr innerster Gedanke und ihre letzte Schönheit wird sich nur dem erschließen, der über Was und Woher noch dem Sinn der ihn umgebenden Dinge bescheiden und in Geduld zu fragen gelernt hat und voll ahnender Liebe dem großen Zeichen- und Seelendeuter naht.

*

Lebens-Rückschau

Die »Lebens-Rückschau« wurde ohne Überschrift im September 1854 in einem Briefe an Friedrich Carl von Savigny mitgegeben, der sie durch seine Bitte angeregt hatte. Man fand sie 1916 unter Bachofens hinterlassenen Papieren in einem von Savigny an Bachofen gerichteten und mit Savignys Siegel versehenen Briefumschlag.

Die unbekannten Namen und Dinge
sind in den Anmerkungen erläutert

Die Rückschau auf die Arbeit von fünfzehn Jahren ist eine Aufgabe ernstester Art. Die Vergegenwärtigung früherer Unternehmungen führt mitten in das Leben vergangener Perioden zurück und weckt Erinnerungen, welche längst begraben schienen. Denn, wo immer inneres und äußeres Leben ein Ganzes bilden, muß auch jede literarische Erscheinung notwendig in dem Zusammenhange des ganzen damaligen Zustandes, Dichtens und Trachtens auftreten. Innere Erlebnisse und Umstände rein äußerlicher Natur verbinden sich, unsere Beschäftigung und deren Charakter zu bestimmen. Des einen zu gedenken ohne des andern ist unmöglich. So hat, da ich meine bisherigen Arbeiten im Gedächtnisse übersah, mein ganzes bisheriges Leben sich im Bilde wieder vor meine Seele gestellt, und es ist das, was Eure Exzellenz von mir wünschen, aus einem bloß literarischen Inventarium herangewachsen zu einer Art Selbstbiographie, welche auf den Schreiber ein Gefühl von Unbehaglichkeit hervorbringt, ähnlich dem, das man beim Anblick seines eigenen Bildnisses empfindet, — dem Leser aber oft Übung von Nachsicht und Geduld auferlegen wird.

Zu der Rechtswissenschaft zog mich die Philologie, von der ich ausgegangen bin, und zu welcher jene mich wieder zurückführte. In dieser Beziehung ist meine Stellung zu meiner Wissenschaft stets die gleiche geblieben. Das römische Recht erschien mir stets als ein Teil der alten, besonders der lateinischen Philologie, also als der Abschnitt eines großen Ganzen, das die klassische Altertumswissenschaft überhaupt umfaßt. Das Antike war der Reiz, der mich fesselte, nicht das heute Anwendbare, und ich wollte so recht wahrhaft altes römisches Recht studieren, keineswegs

heutiges römisches Recht. Mit diesen aus der Philologie herübergenommenen Grundanschauungen ausgestattet, geriet ich oft in einen mir gar peinlichen Gegensatz zu Lehrern und Büchern, welchen ich mich als Führern hingegeben hatte. Immer mehr gelang es mir, von dem modernen Standpunkt abzusehen, und ihm in allen Stücken den antiken zu unterstellen. Daher nistete sich bei mir ein stets wachsender Widerwille gegen alle modernen Systeme ein. Ich hätte das Kleid gerne in seinen ursprünglichen Falten gesehen und erachtete jeden Versuch, den Stoff heutigen Begriffen mundgerecht zu machen, für nichts Besseres, als für eine das alte Verständnis erschwerende Entstellung. Ein Schema nach heutigen Begriffen und darunter der alte Stoff verteilt, das erschien mir als unberechtigtes Dogmatisieren, dem wahren Verständnis verderblich, eine reiche Quelle vieler Irrtümer und Verlegenheiten. Die Behandlungsweise der Kontroversen war mir ein weiterer Gegenstand des Anstoßes. Mir erschien das ganze Verfahren nicht besser als die Justinianische Träumerei von der Möglichkeit einer zweifel- und widerspruchslosen Jurisprudenz, und für viel würdiger, resultatreicher und wissenswerter erachtete ich das, den Grund und Gedankengang zu ermitteln, der gleich ausgezeichnete Juristen zu abweichenden Entscheidungen führen konnte. Denn, so sonderbar es klingen mag, so wahr ist es dennoch, daß in Fragen der Jurisprudenz entgegenstehende Ansichten gar oft einen gleichen Grad von Berechtigung haben können. Ich freute mich darüber, daß es Justinian nicht gelungen war, alle Spuren dieser Streitigkeiten, Folgen jeder freien Geistesrichtung, zu vertilgen. Ich lebte selbst der Überzeugung, daß gerade die Blütezeit des römischen Rechts auf allen Gebieten der Rechtspflege an Abweichungen und Streitigkeiten am reichsten gewesen sein müsse. Von diesen Gesichtspunkten geleitet fand ich mein hauptsächlichstes Vergnügen stets und allein in der Lektüre einzelner Teile unserer Rechtsquellen, und, wäre

es auf mich angekommen, so hätte ich der Erklärung von Pandektentiteln den Vorzug eingeräumt vor allen systematischen Vorlesungen mit ihren dogmatisch formulierten Sätzen und den dazu aus allen Ecken zusammengetriebenen sogenannten Beweisstellen und Eideshelfern. — Einen großen Nachteil dieser meiner Auffassungsweise bekam ich indes bald zu spüren. Ich hatte sehr wenige positive Rechtsregeln meinem Gedächtnisse eingeprägt und war immer verlegen, sollte ich die einzelnen Materien in Regeln und Ausnahmen schulgerecht hersagen. Geistig glaubte ich dabei nicht gerade viel einzubüßen. Aber für ein examen rigorosum war meine Studienweise nicht berechnet gewesen. Das fühlte ich. Um das Versäumte nachzuholen, mußte ich nun für ein Jahr den Quellen entsagen und nach Lehrbüchern memorieren. Ein Privatissimum zu Göttingen paukte mich gehörig ein, und ein paar Monate zu Basel vollendeten die Arbeit. Es gab damals eine kurze Frist, in welcher ich Mühlenbruchs Doctrina beinahe wörtlich innehatte und in den abgegriffenen Bänden selbst bei Nacht jeden Paragraphen hätte aufschlagen können. War mir doch als Ideal eines vollendeten Doktoranden derjenige hingestellt worden, der in jenem Werke ohne Licht und Register jeden Gegenstand nachzuweisen vermöge. Die Arbeit war nicht vergeblich gewesen. Durch tentamen und examen kam ich glücklich hindurch, empfing die erste Nummer, und konnte meine Lehr- und Handbücher wieder mit dem corpus juris, den Klassikern und Cujacius vertauschen. Es war hohe Zeit. Denn nicht erquickender erschien mir kürzlich die frische Alpenluft des Engadins nach der dumpfen Atmosphäre des Pfäferser Krankenhauses, als damals der stärkende Hauch des Altertums aus den Werken seiner Literatur belebend zu mir Armen herüberwehte. Mit ganz anderer Freudigkeit studierte ich jetzt Gajus und Cicero als zuvor Mühlenbruch, und meine Dissertation de judiciis civilibus, de legis actionibus, de formulis et de condict. brachte mir einige

Monate des fröhlichsten und befriedigendsten Umgangs mit den Quellen. Diese Arbeit vollendet, schwebte mir der Gedanke vor, in einer kleinen Schrift den Unterschied der res mancipi und res nec m. zu erklären. Ich unterließ es, teils weil mir die Lektüre der bedeutenden Literatur den Gegenstand gründlich verleidet hatte, teils weil durch die Arbeit meine Abreise nach Paris, die auf den Winter 1839/40 bevorstand, verzögert worden wäre. Die Aussicht, nach schweizerischen und deutschen Hochschulen eine französische zu besuchen, hatte für mich sehr viel Anziehendes, und obwohl es an derselben von den Klassikern wenig mehr zu hören gab, so harrte ich dennoch an der Pariser École de droit einen vollen Jahreskursus aus. Für mich hatte die untergeordnete Stellung, in welcher dort das römische Recht auftritt, nichts Anstößiges. Mir war es ja immer ein Teil des alten Lebens gewesen, nicht des heutigen, ein Stück klassischer Philologie, ein Bestandteil längst versunkener Zustände, ein Erzeugnis von Grundanschauungen, welche mit denen der christlich germanischen Völker eigentlich nur geringe Verwandtschaft hatten.

Hatte ich bisher das Erzeugnis vergangener Zeiten zum Gegenstand meiner Beschäftigung gemacht, ohne alle Rücksicht auf dessen heutige Gestaltung und Anwendung, so kam ich jetzt zuerst in gründlichen Verkehr mit einer der berühmtesten und verbreitetsten Gesetzgebungen der Neuzeit und mit der darauf ruhenden Literatur und Jurisprudenz; und gewährte mir diese auch nicht den gleichen geistigen Genuß wie der Romanismus, so war mir doch der Eintritt in ein ausschließlich praktisches Gebiet und die mit Ausscheidung aller antiken Gelehrsamkeit unternommene Behandlung des ganzen heutigen Rechtslebens eine durchaus angenehme Beschäftigung. Ja, aus dieser Zeit schreibt sich bei mir die Überzeugung her, daß eine auf gleiche Trennung gegründete Gestaltung des Rechtsstudiums der dermalen in Deutschland herrschenden Verbindung weit vorzuziehen sein müßte. Gebe man dem Alter-

tum sein Recht und der Neuzeit ihr Recht, jedem besonders, und man wird so wie die gründlichsten Gelehrten, so auch die fähigsten Praktiker bilden. Durch zwei Mittel wahrt die Jurisprudenz ihre Frische, oder erwirbt sie wieder, hat sie sie einmal für einige Zeit eingebüßt: durch den unmittelbaren Verkehr mit der alten Weisheit und durch die Beschäftigung mit dem praktischen Leben. Leistet Paris auch für das erstere nichts, so bringt es doch in dem zweiten den Schüler zu mehrerer Tüchtigkeit als der deutsche Unterricht, und ich kann wohl sagen, daß mir wie in Deutschland der Eintritt in die alte Welt, so in Frankreich der in die heutige Zeit eröffnet worden ist.

Aus der damaligen Zeit datiert meine Bekanntschaft mit Pardessus, mit dem Grafen Pellegrino Rossi und mit dem alten Kanzler von Frankreich, dem hochbejahrten Grafen Pastoret, Männern, welche alle für unsere Wissenschaft, wiewohl in verschiedenen Zweigen derselben, Bedeutendes geleistet haben, und von welchen die beiden letzteren aus ihren früheren Lebensjahren her mit der Schweiz im Zusammenhang der Anhänglichkeit und Dankbarkeit standen. Vielleicht daß ich gerade diesem Umstande meine gute Aufnahme in ihren Häusern zuzuschreiben habe. Rossi stand damals bei den Studenten, welche ihn einige Jahre früher mit Steinwürfen empfangen hatten, in hoher Gunst. Die beiden Gendarmen, welche ihn lange begleitet hatten, waren längst überflüssig geworden. Seine oft mit Kunst angebrachten, gewiß nicht aufrichtigen Lobreden auf Geschworenengerichte, Charta, freie Presse, ein selbständiges Polen und ähnliche Losungsworte der damaligen revolutionären Journalistik hatten jene Umstimmung bewirkt. In dem übrigen Benehmen war keine Änderung eingetreten. Es haftete an ihm ein vorzugsweise italienischer, verletzender Dünkel, der mit dem Glanz der äußern Lage wuchs oder doch ungescheuter hervortrat, und mit unter die Ursachen gehört, welche dem Grafen zu Rom jenen unerwarteten Fall bereiteten. Ich glaube, daß er in seinem

Herzen diejenigen Eigenschaften des französischen Volkes am meisten verachtete, denen er öffentlich die wärmsten Huldigungen darbrachte. Viel höher stand ihm die englische Nation, und die besondere Hochachtung, die er bei jeder Gelegenheit vor ihren großen politischen Eigenschaften an den Tag legte, war gewiß keine Konzession an die öffentliche Stimmung in den glänzendsten Zeiten der Juliusdynastie, sondern vielmehr der Ausdruck einer sehr tief wurzelnden Überzeugung und das absichtlich gesuchte Mittel, der französischen Eitelkeit einen Spiegel vorzuhalten. Diese vielfachen Blicke auf England waren es, welche mich hauptsächlich dazu bestimmten, meinem Aufenthalt in Paris sogleich einen andern in London anzureihen. Seitdem ich aus Blackstone und einigen französischen Werken eine übersichtliche Kenntnis der englischen Staats- und Rechtszustände geschöpft hatte, wuchs mein Verlangen. Der Plan fand seine Ausführung. Kein Jahr meines Lebens ist an Arbeit, Belehrung und Genuß reicher gewesen als das in England verlebte. Kaum wird jemand fähig sein, den ganzen Gewinn solcher Zeitabschnitte seines Lebens richtig zu würdigen. Die Elastizität meines damaligen Alters, befähigt, das Verschiedenste mit gleicher Lebendigkeit aufzufassen, und das Durchschreiten so vieler neuer Gebiete gibt das Siegesgefühl eines fortwährenden Triumphzugs. Als ich mich in London festsetzte, war mir noch nicht klar, was ich vorzugsweise zu suchen gekommen sei. Alles, dachte ich, oder doch ein wenig von allem, Grundlagen für spätern Ausbau, Material und Gedanken für die Zukunft. Ich stand in dem Lebensalter, dem noch alles angehört, dem sogar dies All nicht genügt, und das noch nicht weiß, in welcher Ecke des weiten Gebiets der Geist am Ende sich friedlich niederlassen wird. Fesselten mich einerseits das Rechtswesen und die Gerichte mit all dem altväterischen Pomp, der sie umgibt, so war doch auch das Britische Museum mit seinen Schätzen vorhanden. Ließ sich nicht beides vereinigen? Nicht beides nebeneinander

benützen? Der Versuch zeigte, daß es möglich war, ja daß das eine das andere förderte. — Schriftliche Arbeiten über englisches Recht habe ich keine zustande gebracht. Ich wundere mich jetzt, daß es mir damals gelang, überhaupt nur soviel in mich aufzunehmen, als zur Übersicht der Hauptmaterien erforderlich ist. Unter allen diesen Beschäftigungen kam sachte, sachte, wie das Alter, so damals das Ende des Winters heran. Ich wünschte mich weg aus dem Nebel, dem Gewühl und Getriebe der Hauptstadt. Ein ruhiger und stiller Musensitz, das war mir nötig, um das Erlebte und Erlernte überblicken und in Gedanken verarbeiten zu können. Oxford entsprach meinen Erwartungen nicht. Diese eiskalte Vornehmheit, der hohle Glanz, die Regungslosigkeit, die über allem lag, über Land und Menschen, insbesondere über den Geistern, sie trieb mich nach wenigen Tagen wieder fort. Ich zog nach Cambridge und fand dort, was ich suchte: wissenschaftliche Beschäftigung, angenehmen Umgang und vor allem Ruhe und Stille. Mit großem Behagen setzte ich nun in der öffentlichen Bibliothek und in mehreren Kollegiatbibliotheken meine Entdeckungszüge nach mittelalterlichen Prozessualisten fort. Die guten Cambridger vermochten gar nicht einzusehen, was man an dergleichen heutzutage noch finden könne. — Englands Anstalten bezwecken Erziehung der höheren Stände des Landes, sie wollen weder Gelehrte bilden, noch Beamte heranziehen. Erziehung aber ist vielseitiger als Gelehrsamkeit, zumal Erziehung zum englischen Staatsbürger, zur Ausübung der Rechte und Pflichten, welche die Verfassung und die Sitten des Landes zumal den auf jenen Hochschulen vertretenen Ständen einräumt. Dieser höhere Zweck würde durch Fakultätsstudien nicht erreicht, am allerwenigsten durch eine Verweisung auf sich selbst, und durch volle Unabhängigkeit sowohl in betreff der Studien als namentlich außerhalb der Studienzeit. Daher in England der Anschluß jedes Jünglings an einen bestimmten Lehrer, in dessen Kollegiumsgebäude er

dann seine Aufnahme nachsucht, daher der stete gesellschaftliche Zusammenhang unter ihnen, der sich selbst auf die Ferienzeit und die üblichen Kontinentaltouren erstreckt. Ich stand damals meinem deutschen Studentenleben noch so nahe, daß mir der Gegensatz desselben zu dem englischen so recht lebendig vor die Seele trat. Wie steht ein 20jähriger Jüngling in Berlin oder Paris, wenn ihn das elterliche Haus vertrauensvoll zum Studium entlassen hat? Die Frage ist gewiß der gründlichsten Erwägung wert. Für Basel habe ich schon viel darüber nachgedacht; denn, um eine Sache ganz praktisch aufzufassen, muß man gleich mitten in gegebene Verhältnisse hineintreten. Auch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß da noch einmal Ähnliches zustande kommen wird. Die Form ist am Ende gleichgültig, wenn nur das Ziel, allgemeine Erziehung auf der Grundlage humaner Wissenschaften an der Stelle ausschließlich erzielter Fachbildung, erreicht wird. Ohnedies dürfte, wenn die materielle Richtung, welche die Welt nimmt, zur Herrschaft gelangt, die Wissenschaft wieder ein Priestertum werden, das, staatlicher Unterstützung entbehrend, zu Privatmitteln und Privattätigkeit jeder Art seine Zuflucht nehmen muß. Dann erst wird es möglich sein, jenes Ideal zu verwirklichen und dem literarischen Proletariat mit allen üblen Folgen, die daran hängen, erfolgreich an die Wurzel zu gehen. Mit Cambridge gingen meine längern Aufenthalte in England zu Ende.

Als ich wieder im Kreise der Meinen zurückwar, trat mir das »du loseſt Sparta‹ alsbald sehr ernst vor die Seele. Beim Umtausch großer Verhältnisse mit so kleinen, wie sie mich jetzt umgaben, war jener philosophische Trost mir wirklich sehr nötig. Doch fand ich des Guten und Ehrwürdigen gar bald auch nicht wenig. Festgewurzelt steht man nur im heimatlichen Boden. Die großen Erfahrungen des Lebens können nur da gemacht werden, denn die Geschicke der Familien und Staaten vollenden sich nicht in e i n e m Leben, sondern nur in einer ganzen Reihe aufein-

anderfolgender Geschlechter. — In öffentlichen Geschäften mitzuwirken, in welcher Stellung es immer sei, dem kann sich hier niemand entziehen, wer studiert hat, am wenigsten, wer sich den Rechten ergeben und es zum J. U. D. hinter seinem Namen gebracht, und, wie der Kaufmann sich auszudrücken pflegt, nichts zu tun hat. Studium bloß um des Studiums willen, das begreift ein Volk nicht, dessen Charakter vorzugsweise durch die Richtung auf bürgerliche Erwerbstätigkeit ausgezeichnet ist. Meine Pläne waren indes mit dieser öffentlichen Meinung meines Vaterlands in entschiedenem Widerspruch. Nach all den Abschweifungen in Frankreich und England drängte es mich, in meinem geistigen Heimatland, der Philologie und Jurisprudenz, mich ruhig niederzulassen. Ich unternahm damals die Arbeit über das Voconische Gesetz und die andere über das altrömische Schuldrecht, die als Jugendversuche auch beide dem Druck übergeben worden sind. Die als Manuskript gedruckte Antrittsvorlesung „Das Naturrecht und das geschichtliche Recht", womit ich meine Vorlesung über römische Rechtsgeschichte eröffnete, stieß die philosophischen Naturen durch die Anerkennung jeder geschichtlichen Erscheinung, die Staatskünstler durch die Hervorhebung eines höhern, von menschlicher Willkür unabhängigen Ursprungs der Rechtssysteme. Dennoch verzweifelte man nicht an mir. Es sei vielleicht eine Probe zu wagen. Eine revolutionäre Natur sei ich einmal entschieden nicht, vielleicht eher umgekehrt allzusehr Savignyaner. Kurz, bei der nächsten Vakanz einer Kriminalrichterstelle wurde ich vom großen Rate zum ordentlichen Mitglied des Basler Kriminalgerichts, und von diesem selbst einige Zeit später zum Statthalter, d. h. zum Vizepräsidenten, befördert.

Aber meine Hoffnung auf ungeteilte wissenschaftliche Tätigkeit war wieder dahin. Doch fand sich auch dafür nicht unbeträchtliche Zeit. Ich fing damals an, meinem Plane, alle Klassiker, juristischen und nichtjuristischen Inhalts,

wenigstens e i n mal durchzulesen, Ausführung zu geben, und studierte daneben auch die Hauptwerke der heutigen ⟨juristischen⟩ Literatur..

Meine Vorbereitungen literarischer Art beschränkten sich auf das Studium zweier Werke, Blumes Iter Italicum und Winckelmanns Geschichte der Kunst mit Fernocos Anmerkungen. Das erstere gab einige gelehrte Notizen, half mir auch später in den Bibliotheken von Mailand, Turin und Rom. Aber dem Umgang mit Winckelmanns Werken danke ich einen Genuß weit höherer Natur und eine der schönsten Blüten, die mir das Leben überhaupt geboten. In den Regionen, welche er mir eröffnet, habe ich seither oft und lange verweilt, am meisten, wenn alles andere reizlos zu werden drohte. Die Betrachtung der alten Kunst gewinnt dem klassischen Altertum unser Herz, das Studium der Jurisprudenz unsern Verstand. Erst beides verbunden bringt einen harmonischen Genuß und befriedigt beide Hälften der geistigen Menschennatur. Philologie ohne Umgang mit den Kunstwerken bleibt ein lebloses Skelett. Das Id quod decet ⟨was sich ziemt⟩, das, was Archias bei Cicero als das Höchste erklärt in omni arte ⟨in aller Kunst⟩, zugleich aber gerade für dasjenige, was man nicht lehren und nicht erlernen könne, das nimmt man aus dem Umgang mit der alten Kunst gleichsam als seinen Anteil nach Hause. In allem Maß und in allem Fülle, die höchste menschliche Harmonie, das ist des Rätsels Lösung, die aus ihren Erzeugnissen spricht. In der Verbindung beider Vollkommenheiten, in der Verbreitung der antiken edeln, nicht der modernen tanzmeisterartigen Grazie über das ganze Werk, darin liegt der Zauber von Winckelmanns Kunstgeschichte. Man sieht es ihr an, sie ist unter der wärmeren Sonne Italiens geschrieben, wo man alles tiefer fühlt, Schmerz und Wonne und den wahren Gehalt der Dinge, sie stammt nicht aus einer unserer verrauchten Studierstuben, die der ranzige Geruch des Talglichts oder der Öllampe mit Qualm erfüllt.

Als ich die Museen Italiens durchwanderte, trat mir aus der ungeheuren Fülle ihrer Reichtümer mehr und mehr ein Gegenstand hervor, in welchem sich das Altertum von einer seiner schönsten Seiten darstellt: das Gräberwesen. Wenn ich die tiefe Innigkeit des Gefühls, verbunden mit der warmsten Humanität, welche diesen Teil des alten Lebens auszeichnet, betrachte, so schäme ich mich der Armut und Dürre unserer heutigen Welt. Unerschöpflich beinahe ist es, was sich alles an die Gräber anknüpft. Man glaubt einen ganz speziellen Gegenstand der Kunstarchäologie unter den Händen zu haben, und findet sich zuletzt inmitten einer wahren Universaldoktrin.

So wie aus den Gräbern alle jene Schätze stammen, welche unsere Museen erfüllen, so verdankt auch die menschliche Zivilisation den Gräbern mehr, als man vermutet. Nomadischen Zuständen sind sie das erste und einzig Feste. Für die Toten hat man eher gebaut als für die Lebenden, und wenn für die Spanne Zeit, die diesen gegeben ist, vergängliches Holzwerk genügt, so verlangt die Ewigkeit jener Behausung den festen Stein der Erde. In allen hohen Dingen dachten die ältesten Menschen richtig und groß, wie man es von denen zu erwarten berechtigt ist, die ihrem ewigen Ursprung noch so nahe stehen. An den Stein, der die Grabstätte bezeichnet, knüpft sich der älteste Kult, an das Grabgebäude der älteste Tempelbau, an den Grabschmuck der Ursprung der Kunst und der Ornamentik. An dem Grabstein entstand der Begriff des Sanctum ⟨des durch die Mächte der Erde Heiligen⟩, des Unbeweglichen, Unverrückbaren. Wie er hier gebildet, so gilt er nun auch für Grenzpfähle und Mauern, die daher mit den Grabsteinen zusammen den Kreis der res sanctae ⟨der unverrückbaren Dinge⟩ ausmachen. In ihnen sieht der alte Mensch ein Bild jener Urkraft, die in der Erde wohnt, und deren Symbol daher auch auf allen dreien angebracht worden ist. Die Erde sendet Grabsteine, Grenzpfähle und Mauern gleichsam aus ihrem Schoße hervor, wo sie, wie Plato sagt, zuvor schlum-

merten. Der Phallus ist ihre Marke. An die Gräber knüpft sich der Altarkult, ja das Grab ist selbst ein Altar, bei den ältesten Völkern so gut als in den christlichen Katakomben. Über der Stätte des Leichnams wird dem Geber des Lebens geopfert. In den Gräbern hat sich das Symbol gebildet, jedenfalls auch am längsten erhalten. Was am Grabe gedacht, empfunden, still gebetet wird, das kann kein Wort aussprechen, sondern nur das in ewig gleichem Ernste ruhende Symbol ahnungsreich andeuten. Durch und durch war das Altertum symbolisch, am längsten und tiefsten in seiner Kunst.

Soll ich auch die Epigraphik und Epigrammatik und so unendlich viel anderes noch aufzählen, womit die Gräber zusammenhängen, um das Interesse zu erklären, das sie einflößen? Ich will lieber noch des Genusses gedenken, den der Besuch alter Gräberstädte mir gebracht hat. Es gibt zwei Wege zu jeder Erkenntnis, der weitere, langsamere, mühsamere verständiger Kombination, und der kürzere, der mit der Kraft und Schnelligkeit der Elektrizität durchschritten wird, der Weg der Phantasie, welche von dem Anblick und der unmittelbaren Berührung der alten Reste angeregt, ohne Mittelglieder das Wahre wie mit Einem Schlage erfaßt. An Leben und Farbe ist das auf dem zweiten Wege Erworbene den Verstandesprodukten mächtig überlegen.

Die Gräberstädte Süd-Etruriens liegen der großen Heerstraße, welche von Florenz nach Rom läuft, so nahe, und sind doch so wenig besucht. Castel d'Asso, Vorchia, Bieda, Toscanella, Corneto erregen nicht die traurigen Gefühle wie neuere Stätten menschlicher Vergänglichkeit. Gleich wie an die Ruinen Roms knüpft sich auch an jene nur der Gedanke des endlichen notwendigen Aufhörens aller menschlichen Dinge. Kein schmerzliches Gefühl mischt sich in die Betrachtung des natürlichen Ganges der Entwicklung, und diese Ruinen erinnern eher an die Macht als an die Schwäche der menschlichen Dinge. Ich liebe die Völker und Zeiten, die

nicht für den Tag arbeiten, sondern in all ihrem Schaffen die Ewigkeit vor Augen haben. Sie verdienen, daß ihre Gräber noch da stehen wie am Tage ihrer Errichtung. Man zürnt der Wurzel nicht, welche gleich einem künstlich eingeschlagenen Keile die Decke gesprengt oder ein Stück des Portals losgetrennt und in die Tiefe hinabgestürzt hat. Die Stille der Natur ist die würdigste Umgebung einer ewigen Wohnung. Wenn den Menschen alles verlassen hat, so umschlingt noch die Erde liebevoll mit ihren Gewächsen das steinerne Haus. Im Sinne des Altertums ist das nicht etwa nur ein Bild, sondern eine Wahrheit. Alle jene Nekropolen ⟨Gräberstädte⟩ liegen zur Seite eines Gewässers. Das Gemurmel der Woge scheint dem Toten sein ewiges Lob zu rauschen, wie sich ein Epigramm der Anthologie ausspricht, und nach Äschylos im Prometheus beweinen der heiligen Ströme rieselnde Quellen ihre Trübsal. Auch das sind nicht bloß Bilder, sondern Wahrheiten, wie sie aus dem innersten Gehalt der alten Naturreligionen sich ergeben. Für uns freilich ist das nur noch Poesie, deren reichste Quelle in der Aufdeckung der innern Beziehung zwischen den Erscheinungen der leblosen Natur und unsern Empfindungen liegen dürfte. Ergreifender werden alle diese Eindrücke noch durch die gänzliche Öde und Verlassenheit der alten Grabstätten. Wer sie betritt, glaubt sie zu entdecken. Aber diese Stille erscheint als eine Huldigung der Lebenden gegen die Toten. Zwischen sie und uns tritt nichts in die Mitte. Die Sonne durchwärmt und erhellt so wunderbar diese Ruhestätten der Toten, und übergießt die Sitze des Schreckens mit dem Zauber des wonnereichen Lebens. Wieviel Schönes muß eine Zeit in sich getragen haben, die noch in ihren Gräbern solche Sehnsucht nach sich zu erwecken vermag! Wie groß ist die Fülle der schönsten ethischen Ideen, welche die Alten ihrem reichen Mythenkreise entlehnten. Derselbe Schatz, welcher ihre ältesten Erinnerungen über die Geschichte von Land und Volk in sich schließt, dient zugleich

als Darstellung der höchsten sittlichen Wahrheiten und als Ausdruck des Trostes und der Hoffnung für Sterbende. So erscheint die verwundete Penthesilea ihrem Besieger Achill im Augenblicke ihres Todes doppelt schön, erst an der Sterbenden entdeckt er die ganze Fülle von Liebreiz. Es ist Plato, der uns diese Bedeutung des Bildes enthüllt.

Ja, es hängt an den Mauern Roms etwas, das das Tiefste im Menschen aufregt. Wenn man eine Metallscheibe schlägt, so tönt das Erz fort, bis die Auflegung des Fingers den Schwingungen ein Ende macht. So berührt auch Rom den mit dem Altertum verkehrenden Geist. Ja ein Schlag folgt dem andern, bis alle Seiten des Menschen sich rühren und regen, und er zuletzt inne wird, was alles bisher in ihm schlief. Ich habe aus jenem Aufenthalt in Rom einen größeren Reichtum des Geistes, für mein folgendes Leben einen tiefern Ernst der Seele, für meine Studien einen lebendigern, positivern Hintergrund mit nach Hause gebracht. Das Rad des Lebens hat sich dort ein tieferes Geleise gehöhlt. Unter die liebsten Bilder meines Innern gehört immer noch die Campagna. Oft zieh ich den Vorhang von ihr hinweg, und folge mit Entzücken den langgezogenen Schattenlinien, welche die Abendsonne auf den weiten grünen Plan dieses für die Weltgeschichte unvergleichlich wichtigen Stücks Erde hinzeichnet. Hier hat, um mit Plato zu reden, der Fuß der Unsterblichen mehr als nur eine Spur zurückgelassen. Aber die menschliche Forschung hat, statt ihnen nachzugehen, mehr als eine absichtlich verwischt. In Dunst und Nebel hatten sie alles aufgelöst, die Hyperboreer, die in ihrer Vermessenheit es für möglich hielten, die großen Zeiten der alten Welt zu den kleinen Proportionen ihres eigenen Hauptes auf die Dauer zu erniedrigen.

Als Republikaner kam ich nach Rom, der von sieben Königen nichts wissen wollte, als Ungläubiger, der keiner Tradition ein Recht einräumte, als Abenteurer, der gerne

sein Schiff der hohen See anvertraute, statt furchtsam dem Ufer entlang zu steuern und das feste Land nie aus den Augen zu verlieren. Das alles ist in Italien geblieben. Ich hätte es gerne einem der alten Landesgötter zum Abschiedsopfer dargebracht. Aber sie verhüllten alle ihr Antlitz, noch böse über die Entweihung der alten Zeit. In meinem Kopfe gewann allmählich alles eine so völlig verschiedene Gestalt. Italien stieg herab von dem Isolierschemel, auf dem es die Gelehrten so lange festgehalten hatten. Seine Bildung trat in das Verhältnis der Abstammung zu dem Osten, es wollte mir scheinen, als könne überhaupt eine Einzelkultur unmöglich richtig aufgefaßt werden. Immer fester begründet, immer unzweifelhafter erschien mir die Tradition. Immer weiter hinauf schien mir die Geschichte zu reichen, immer größere Proportionen anzunehmen. War mir Roms Gründer als ein wahrer italischer Adam dargestellt worden, so erblickte ich jetzt in ihm eine sehr moderne Gestalt, in Rom den Schlußstein und Untergang einer Periode tausendjähriger Kultur..

Es gibt einen Zeitpunkt, wo das öffentliche Leben der Staaten und Völker dem Fatalismus verfällt. Da stehen wir. Im einzelnen kann noch vieles Gute gerettet, viel Neues, Tüchtiges geschaffen werden. Mir weisen Studien und Vergangenheit vorzugsweise die richterliche Tätigkeit zur Provinz an. Nach dem Gebot eines wahrhaft historischen Sinnes habe ich es über mich vermocht, in dieser Stellung weniger der übrigens verzeihlichen Eitelkeit des Gelehrten als größern Gesichtspunkten des öffentlichen Wohls und bescheidener Unterordnung unter historisch gegebene Zustände dienstbar zu sein.

Die Periode, deren Arbeit und Lehren ich eben besprochen habe, reicht bis zum Jahre 1848. Da entschloß ich mich zu einem zweiten römischen Aufenthalt. Wie erst Studien die Sehnsucht nach Italien, dann Italien das Verlangen nach neuem gründlichem Verkehr mit den Klassikern erweckt hatte: so begann nun damals dieselbe Wechselwir-

kung von neuem, nur mit ungleich reichern Mitteln als das erstemal. Ich hätte gerne dem auf verschiedenen Gebieten Erworbenen so manche materielle Ergänzung und meinem Geiste eine neue Anregung gegeben: aber die Ruhe, die dazu vor allem erforderlich ist, wurde durch die wilden Leidenschaften, die Rom zu ihrem Schauplatze auserkoren, auf die Dauer gestört. Rossi fiel am zweiten Tage nach meiner Ankunft. Die Erstürmung des Quirinals, des Papstes Flucht, die Konstituante, die Erklärung der Republik folgten sich Schlag auf Schlag.

Wäre nicht des Gräßlichen zu viel vorgefallen, man hätte sich mitten in die ausgelassene, aber harmlose Lust eines Karnevals versetzt glauben können. Doch nach dem Einzug der Garibaldischen Bande und nach der Ankunft der verschiedenen patriotischen Legionen Italiens wurde alles unheimlicher. Erschien Garibaldi, feuerrot gekleidet auf schwarzem Rappen, hinterher der Neger auf weißem Roß, so flogen schon in der Ferne alle Hüte von den Köpfen. Man trieb Unfug jeder Art. Der Himmel hatte mich überdies aufbehalten, Zeuge ihrer ersten Heldentaten gegen die anrückenden Franzosen, bald darauf in Tivoli als verdächtiger Spio Francese Gegenstand einer höchst bedenklichen Volksaufmerksamkeit, endlich auf der Heimreise Zeuge der gänzlichen Auflösung aller Ordnung durch ganz Italien zu werden. Seit jener Zeit haben sich nun Sturm und Wogen wieder gelegt. Für mich ist Italien längst wieder das Land alter Zeit und ruhiger Studien geworden. Es war mir sogar nach jenen Erlebnissen doppelt tiefes Bedürfnis, auf Zeiten und Dingen auszuruhen, welche die Stille von Jahrtausenden umgibt, auf Gebieten, wo die Flut der Leidenschaften längst abgelaufen ist. — Der Mensch ist, trotz des Namens, den er trägt, doch eigentlich ein sehr anonymes Wesen, und es bleibt der Name derselbe, sooft sich auch seines Inhabers inneres Wesen verändern mag. Ich hatte eine Zeit gehabt, wo die mittelalterlichen Prozessualisten mich beglückten, und

ihr zufällig aufgefundener, lange verschollener Name mich mit Wonne erfüllte. Später hätte ich über einer schönen Pandektenstelle alles andere vergessen und durch eine gelungene Interpretation mich für lange Arbeit hinlänglich belohnt erachtet. Nach und nach waren alle diese Reize verschwunden. Was ich las, was ich studierte, es schien mir, bei Lichte besehen, ein so wenig wiegendes Besitztum, so geringe Nahrung für die Seele, für die Vervollkommnung unsers unsterblichen Teiles im ganzen so gleichgültig. Ich stand in einer Zeit des Übergangs, wie sie jedem strebenden Wesen aufbehalten sind. Was sie herbeigeführt, wer kann tief genug in die Gründe der menschlichen Seele hineinschauen? Der Übergang war peinlich, jetzt segne ich ihn. Es muß die Zeit kommen, in welcher der Gelehrte seine Studien über ihr Verhältnis zu den höchsten Dingen ernstlich zur Rede stellt und sie hierzu in eine richtige Stellung bringt. Dann wird auch der Wunsch erwachen, ja ein dringendes Bedürfnis sich geltend machen, dem ewigen Gehalt der Dinge doch wenigstens um ein kleines näherzutreten. Die Schale allein genügt nicht mehr. Martervoll ist der Gedanke, sich so lange schon mit bloßen wertlosen Formen herumzuschlagen. Da tritt rettend der Glaube dazwischen, daß man auch in diesen Dingen „den unsterblichen Fußstapfen" entdecken kann. Ich weiß nur zu sehr, wie große Gefahr ich damals lief. Ich hätte auf metaphysische Abwege geraten und die rechte Leuchte für immer aus den Augen verlieren können. Dann hätte das lange Kreisen zu Huschkeschen Mißgeburten führen müssen. Gottlob, daß zu dergleichen meine Seele zu gesund ist. Sie hat sich einen andern Ausweg gebahnt. Die religiöse Grundlage des ganzen alten Denkens und Lebens: das ist seit jener Zeit mein leitender Gedanke und mein großes Augenmerk geworden. Ich glaube darin einen Schlüssel gefunden zu haben, der gar vieles öffnet. Zuzeiten will es mir sogar erscheinen, als werde sich mir am Ende dieser Bahn etwas von dem göttlichen, ewigen Ge-

halt der menschlichen Gedanken enthüllen. Wenn es wahr ist, was Aristoteles sagt, daß Gleiches nur von Gleichem begriffen werde, so kann auch das Göttliche nur ein göttlicher Sinn erfassen, niemals der rationalistische Dünkel, der sich über die Dinge stellt. Die Masse von Kenntnissen macht nicht alles aus, ja nicht einmal die Hauptsache. Es gehört zu meinen tiefsten Überzeugungen, daß ohne gänzliche Umgestaltung all unserer Zustände, ohne Rückkehr zu der alten einfachen Seelenfrische und Gesundheit, nicht einmal eine Ahnung von der Größe jener alten Zeit und Denkweise möglich sein wird, da das Menschengeschlecht noch nicht, wie heutzutage, aus der Harmonie mit der Schöpfung und dem außerweltlichen Schöpfer gewichen war. Und dieselbe Idee, aus der das Staatsrecht der Alten geflossen ist, beherrscht auch alle andern Seiten ihres Denkens und Schaffens. Ich sehe mehr und mehr, daß *ein* Gesetz alles regiert, und daß der ursprüngliche Mensch gleichsam mit der Regelmäßigkeit des tierischen Instinktes sein irdisches Leben angelegt und geregelt hat. Diese Eigentümlichkeit der ältesten Denkweise, namentlich in Sachen des Rechts und Staats, gehörig zu ergründen, das ist mein Dichten und Trachten. Es ist eine wahre Naturforschung, was ich jetzt treibe. Der Stoff allein ist mein Lehrmeister. Er muß erst gesammelt, dann beobachtet und zerlegt werden. Nur so kann man hoffen, ein in der Sache, nicht in unserm subjektiven Geiste liegendes Gesetz ans Tageslicht zu ziehen. Nur so wenigen ist der Stoff oberster Gesetzgeber gewesen! Die Rubrik meiner Auszüge hat sich mit der Arbeit selbst vermehrt, und ihr materieller Inhalt ist nun so sehr angewachsen, daß ich, um am Ende nicht von ihm überwältigt zu werden, nun alles Ernstes daran denken muß, den Meißel an den Stein zu legen, und in der Arbeit so weit fortzuschreiten, daß das jetzt noch in meinem Innern ruhende Bild allmählich, wenn auch noch roh, doch erkennbar aus dem Steine hervortrete. Ich habe im Laufe gerade dieser Studien so viele Bücher auf meinem

Wege gefunden, die alles geistreich beleuchten, aber auch für kein Titelchen des alten Stoffes das Verständnis finden und andern eröffnen, daß ich vor jedem, der dies auch nur für den geringsten Punkt zu leisten vermag, mit wahrer Hochachtung den Hut vom Kopfe nehme. Schnell mit meiner Aufgabe fertig zu werden, ist nicht möglich, auch gar nicht mein Bestreben. Ich möchte vielen Jahren Anteil an dem Genuß dieser Beschäftigung gönnen, und recht lange die Befriedigung haben, mehr für mich als für das Publikum zu studieren. Insoweit es mir aber wie jedem Gelehrten natürlich auch um einen Namen zu tun ist, so möchte ich mir lieber Ruhm als Ruf erwerben.. In dem Alter, in welchem ich stehe, wird es schon nötig, den Gegenstand seiner Wahl nicht mehr aus den Augen zu verlieren, und eine größere Beschränkung der Geistestätigkeit eintreten zu lassen, als man wohl sonst geneigt wäre. Für mich wird diese Notwendigkeit um so zwingender, da meine gerichtlichen Arbeiten und die damit verbundenen Rechtsstudien einen sehr beträchtlichen Teil der Zeit in Anspruch nehmen. — Eine Unterbrechung anderer Art bleibt mir noch zu erwähnen, bevor ich diese Mitteilungen schließe. Reisen bald geringeren, bald größeren Umfangs halten mich zuweilen monatelang von Hause fern. Das Britische Museum habe ich seither zweimal wiedergesehen, teils um mir anderwärts unzugängliche Literatur, teils um die lykischen und assyrischen Erwerbungen zu genießen. Von größerer Bedeutung aber ist eine im Frühjahr 1851 unternommene griechische Reise, die alle Teile des jetzigen Königreichs in sich schloß und mit großem Glück durchgeführt worden ist. Sie verdankte ihre Unternehmung dem Plane, wie durch fortgesetzte Lektüre den ganzen Umfang der älteren Literatur, so durch aufeinanderfolgende Reiseausflüge allmählich die Hauptschauplätze der alten Welt in den Kreis meiner persönlichen Kenntnis zu ziehen, und durch diese Art des unmittelbaren Verkehrs mit Elementen des alten Lebens meinen Sinn und meine Empfänglich-

keit für das klassische Altertum zu stärken. Ich habe jetzt auch für die griechischen Schriftsteller einen reellen, belebten, farbenreichen Hintergrund gewonnen. Was immer sie erzählen, zu allem habe ich eine reich ausgestattete Szene..

Ich stehe am Ende meiner Bekenntnisse. Gewiß habe ich zu viel von mir, zu wenig von den Sachen gesprochen. Ich erwarte diesen Vorwurf und finde ihn begründet. Einen andern mache ich mir selbst: den zu großer Ausführlichkeit und ermüdender Länge. Diese jedoch bitte ich Eure Exzellenz als Beweis vertrauensvoller Hingabe zu entschuldigen, zu welcher mich dero liebevoller Empfang im Hofe Ragaz ermutigt hat.

Geschrieben vom 24. bis zum 27. September 1854.

Urreligion

aus antiken Gräbern gedeutet

Aus der ›Gräbersymbolik der Alten‹

Vorwort
Das Ei als Symbol
Der Bereich der Unteren und der Oberen
Der Psyche-Mythus
Symbol und Mythus
Der Seilflechter als Symbol (Oknos)

Vorwort

Die wegen ihrer herrlichen Lage vor Porta San Pancrazio an der alten Via Aurelia ⟨bei Rom⟩ so berühmte Villa Pamfilia hat zu verschiedenen Zeiten die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher durch die in ihren Grenzen entdeckten Kolumbarien ⟨Grabgewölbe⟩ auf sich gezogen. Diese Entdeckungen waren beinahe in Vergessenheit geraten, als das Jahr 1838 ihnen eine neue an die Seite stellte. Das damals ans Licht gezogene Kolumbarium zeichnete sich durch die große Zahl und ungewöhnliche Mannigfaltigkeit seiner Wandgemälde aus. Dennoch wurde ihm nur geringe Beachtung zuteil. Durch eine kurze Beschreibung des verstorbenen Emil Braun aufmerksam gemacht, besuchte ich das Grabgebäude Ende des Jahres 1842. Der Eindruck, den der Anblick dieser Stätte ewiger Ruhe auf mich hervorbrachte, war um so tiefer, da ich außer den beiden vom Ritter Campana wenige Jahre zuvor entdeckten Kolumbarien der Porta latina noch keine ähnliche Anlage gesehen hatte. Meine Besuche wiederholten sich. Die Nähe des Vatikan, in dessen Bibliothek ich damals manchen Morgen zubrachte, bot dazu häufige Veranlassung. Die Schönheit der Gärten, der herrliche Umblick, den sie eröffnen, die Anschauung antiker Werke, welche die uns vom Altertum trennenden Jahrhunderte für Augenblicke wenigstens verschwinden läßt, dazu der Zauber der Neuheit und die Frische des Genusses, den ein erster römischer Jugendaufenthalt bietet: alles dies vereinigte sich, ein Interesse zu erwecken, dem für das spätere Leben Dauer gesichert war. Jenen Besuchen verdanke ich den ersten Anstoß zum Studium der antiken Gräberwelt, welches mich seither noch zweimal nach Italien geführt und in Griechenland

neue Nahrung gefunden hat. Bei fortgesetzter Lektüre der alten Schriftsteller habe ich es nie unterlassen, auf alles zu achten, was sie über Gräber und Grabkult darbieten. So häufte sich in einer Reihe von Jahren ein Material, welches den Wunsch und das Bedürfnis wissenschaftlicher Bearbeitung immer näherlegte. Als ich diese zum Behuf mehrerer Vorträge in der Basler Antiquarischen Gesellschaft unternommen, und damit einigen Beifall gewonnen hatte, kehrte ich mit besonderer Vorliebe zu jenem Pamfilischen Kolumbarium zurück, das für mich den Ausgangspunkt eines so genußreichen Studiums bildete, und durch einige an Ort und Stelle auf der Mauer selbst genommene Durchzeichnungen auch in der Ferne zu immer erneuerter Betrachtung aufforderte. Zwei der zahlreichen Wandgemälde nahmen meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Das eine reizte durch die neue Wendung, in welcher es die auch in dem Campanaschen Kolumbarium erhaltene Darstellung des seilflechtenden Oknos vorführt, das andere durch die Bedeutung, welche es drei auf einem Tripus ‹Dreifuß› liegenden, doppelt gefärbten Eiern beilegt.

Die drei Mysterieneier und Oknos der Seilflechter bilden die Grundlage und den Ausgangspunkt zweier Versuche über die Gräbersymbolik der Alten, welchen ich durch die einläßliche Behandlung mancher der dunkelsten Teile dieses noch so wenig betretenen Feldes und durch die Zurückführung des einzelnen auf umfassende Vorstellungen der alten Welt eine weit über das Gebiet der Kunstarchäologie hinausreichende Bedeutung zu sichern suchte. Über Grab und Grabkult haben die eilenden Jahrhunderte und alle Neuerungen, die sie mit sich führen, nur geringe Macht. Ihre Symbolik, in den ältesten Anschauungen unseres Geschlechts wurzelnd, reicht unverändert, wenn auch zuletzt nicht mehr verstanden, hinab in die Zeiten des sinkenden Heidentums und über diese hinaus in das neue Weltjahr, das Christi Menschwerdung eröffnet hat. Späte und

frühere Geschlechter treten in unmittelbare Berührung, und mit der Bedeutungslosigkeit zeitlicher Trennung verbindet sich diejenige volklicher Verschiedenheit und räumlicher Entfernung. Liefert für jene das Eisymbol ein höchst merkwürdiges Beispiel, so tritt die letztere in dem seilflechtenden Oknos, den Ägypten, Asien, Griechenland und Italien in gleicher Weise kennt, nicht weniger überraschend hervor. Die große Bedeutung, welche die alte Gräberwelt gerade durch diesen Charakter der Stetigkeit und Unwandelbarkeit gewinnt, wird durch den Einblick, den sie uns in die schönste Seite des antiken Geistes eröffnet, noch erhöht. Vermögen andere Teile der Altertumswissenschaft unsern Verstand zu fesseln, so gewinnt die Betrachtung der Nekropolen unser Herz, und vermag nicht nur unser Wissen zu bereichern, sondern auch tiefern Bedürfnissen Nahrung zu gewähren. Ich habe, wo sich die Gelegenheit dazu bot, nicht unterlassen, auch dieser Seite meine Betrachtung zuzuwenden, und, soviel an mir lag, jene Gedanken wieder zum Bewußtsein zu bringen gesucht, deren Fülle und Hoheit an der Stätte des Todes nur das Symbol, nicht die Sprache darzulegen vermag. Dadurch bin ich vor allem einem Bedürfnis meiner eigenen Natur gerecht geworden, vielleicht aber auch dem höchsten Ziele aller Altertumsforschung: die Ideen früherer Geschlechter einer Zeit, die der Erfrischung gar sehr bedarf, in ihrer hohen Schönheit zu erschließen, nähergekommen, als es einer an der Form und der Oberfläche der Dinge haftenden Betrachtung erreichbar ist.

*

Das Ei als Symbol

Das Grabbild, welches auf der ⟨gegenüberstehenden⟩ Tafel mitgeteilt wird, ist in allen seinen Einzelheiten vollkommen bestimmt und deutlich. Eine Gesellschaft von fünf Jünglingen umgibt ein von drei Füßen getragenes Tischchen, auf welchem drei Eier niedergelegt sind. In der Erscheinung der einzelnen Figuren zeigt sich eine beinahe vollständige Übereinstimmung, welche indes durch die Verschiedenheit im Wurf des Obergewandes, in der Gestikulation, in der Haltung und Darstellung des Körpers, und durch die geschickte Gruppierung des Ganzen vor Monotonie bewahrt wird. Barfuß und barhaupt sitzen die Epheben ⟨Jünglinge⟩, auf Bänken verteilt, und richten ihre Aufmerksamkeit auf den in der Mitte stehenden Tisch, dessen drei Eier den Gegenstand ernster Unterhaltung zu bilden scheinen. An dieser nehmen die beiden, rechts und links am meisten in den Vordergrund gerückten Gestalten den regsten Anteil, während die drei im Hintergrund verteilten Figuren mehr auf die Rolle des Zuhörens angewiesen sind. Am untätigsten erscheint die dem Kreise der übrigen auch örtlich entfernte rechte Seitengestalt, deren Hinzufügung durch die Notwendigkeit der Fünfzahl dem Künstler geboten gewesen zu sein scheint. Besondere Aufmerksamkeit erregt der Myrtenkranz, der das Haupt des einen der Jünglinge umgibt, nicht geringere die brennende Öllampe, welche ein anderer auf der flachen Hand des vorgehaltenen linken Armes trägt. Diese beiden Attribute würden den religiösen Inhalt der ganzen Darstellung außer Zweifel setzen, wäre er nicht schon aus der fehlenden Fuß- und Kopfbedeckung ersichtlich genug. Die sakrale

Jünglinge im Gespräch über den Sinn der Mysterien-Eier.
Grabbild aus einem Kolumbarium der Villa Pamfilia, Rom. (›Gräbersymbolik‹ Tafel III)

Bedeutung der Lampe verträgt ſich wohl mit der Tageshelle, die in der Ferne die Umriſſe von Gebäuden, eines Tempels und einer Halle, erkennen läßt.

In der Beſchreibung des Pamfiliſchen Bildes haben wir einen Umſtand übergangen, der uns nun zum Ausgangspunkt unſrer ganzen Erörterung dienen ſoll. Die drei auf dem Tiſche niedergelegten Eier zeigen eine Eigentümlichkeit, welche auf unſerer Tafel in genauem Anſchluß an die Münchner Kopie hervorgehoben worden iſt. Sie ſind nicht einfarbig, ſondern der Länge nach geteilt, in der obern Hälfte weiß, in der untern dunkel bemalt. Und dieſe Teilung wiederholt ſich an allen dreien mit derſelben Schärfe und Beſtimmtheit. Stände dieſe Erſcheinung vereinzelt da, ſie müßte dennoch als bedeutungsvoller Zug feſtgehalten und erklärt werden. Aber frühere Grabfunde zeigen dieſelbe Eigentümlichkeit, und ſchließen ſo die Annahme einer Augentäuſchung oder einer in Künſtlerfreiheit wurzelnden Zufälligkeit als unmöglich aus*.

Ihr Sinn kann keinem Zweifel unterliegen. Der Wechſel der hellen und der dunkeln Farbe drückt den ſteten Übergang von Finſternis zum Licht, von Tod zum Leben aus. Er zeigt uns die telluriſche Schöpfung als das Reſultat ewigen Werdens und ewigen Vergehens, als eine nie endende Bewegung zwiſchen zwei entgegengeſetzten Polen. Verdient dieſe Idee um ihrer innern Wahrheit willen unſere höchſte Aufmerkſamkeit, ſo muß man zugleich den einfachen Ausdruck des Symbols bewundern. Durch den bloßen Gegenſatz der hellen und der dunkeln Farbe wird eine Idee zur Anſchauung gebracht, deren ganze Tiefe in Worten zu erſchöpfen den größten unter den Philoſophen des Altertums unerreichbar ſchien. Dürfen wir nicht annehmen, daß die Unterhaltung, welche die fünf Epheben unſeres Grabbildes zu ſo hohem Ernſte und ſo lebhafter

* Hier folgen fünf Seiten Belege aus antiken Funden und Schriftſtellern, welche die gegenſätzliche Bedeutung und den Sinn von Schwarz und Weiß deuten.

Beteiligung anregt, gerade diese Seite des Eisymbols zu enthüllen bemüht war? Gewiß ist dem Ernste des Grabes kein Gegenstand so angemessen wie dieser. Gewiß wird durch den Tod keine Frage so nahegelegt, als die über das Verhältnis der beiden Pole, zwischen welchen sich alles tellurische Dasein bewegt. Gewiß aber ist auch kein Symbol geeigneter, den Geist über die Schranken des leiblichen Daseins hinaus zu der Ahnung der eigenen Wiedergeburt emporzuheben, als dasjenige des Eies, das Leben und Tod in sich schließt, sie beide zu einer untrennbaren Einheit verbindet, und alles, was unsichtbar geworden, von neuem wieder ans Licht treten läßt. Das ist ja eben die hohe Würde und ahnungsreiche Fülle des Symbols, daß es verschiedene Stufen der Auffassung zuläßt und selbst anregt, und von den Wahrheiten des physischen Lebens zu denen einer höhern geistigen Ordnung weiterführt.

In der Religion ist das Ei Symbol des stofflichen Urgrunds der Dinge, der »Schöpfungs«-Urgrund und »Beginn«, die archē geneseōs. Der stoffliche Urgrund der Dinge, der aus sich alles Leben ans Licht gebiert, umschließt beides, Werden und Vergehen. Er trägt zu gleicher Zeit die Licht- und die Schattenseite der Natur in sich. Das orphische Urei ist halb weiß, halb schwarz oder rot, wie auch Typhon, die zerstörende Kraft, rot dargestellt wird. Ja diese Farben gehen ebenso beständig ineinander über, wie Leben und Tod, Tag und Nacht, Werden und Vergehen. Sie bestehen also nicht nur nebeneinander, sondern ineinander. Der Tod ist die Vorbedingung des Lebens, und nur in demselben Verhältnis, in welchem das Zerstören fortschreitet, kann auch die schaffende Kraft tätig werden. In jedem Augenblicke gehen Werden und Vergehen nebeneinander her. Das Leben jedes tellurischen Organismus ist die Wirkung einer kombinierten doppelten Kraft, der schaffenden und der zerstörenden. Nur so weit diese wegnimmt, kann jene ersetzen. Kein Gedanke hat in der alten

Symbolik und Mythologie so vielfachen Ausdruck gefunden als dieser. Ihn erkennen wir in dem Seile des Oknos-Aucnus, das die Eselin stets wieder in sich hineinfrißt, ihn in dem Gewebe Penelopes und der Tarchetius-Tochter, das allnächtlich wieder aufgelöst wird; ihn in den unüberlistbaren Dieben der ägyptischen Rhampsinitessage, und in dem Würfelspiele mit Demeter, in dem der König abwechselnd gewinnt und verliert: Bilder der ewig vergeblichen Naturarbeit, die nur mit Hilfe ewiger Zerstörung eine ewige Verjüngung des Geschlechts zu bewirken weiß. Ihn finden wir wiederum in dem Ring des Gyges, der die Einheit der beiden einander entgegenwirkenden Potenzen der Naturkraft durch die Einheit des bald nach innen, bald nach außen gekehrten Ringes recht anschaulich macht. Das gleiche kehrt wieder in den Vorstellungen von zwei streitenden Pferden und Raben; in dem »abwechselnden Leben« der Dioskuren, die aus demselben Ei hervorgegangen sind, und in ihrer gegensätzlichen Verbindung die Bedeutung des Farbenwechsels wiederholen. Mit ihnen steht das Elische Brüderpaar der Molioniden auf einer Linie. Aus einem Ei hervorgegangen, führen sie vereint dasselbe Zweigespann, unzertrennlich wie Tod und Leben, unerreichbar schnell dahinfliegend wie das ewige Werden und Vergehen.

Beid' itz fuhren gepaart: Der hielt und lenkte die Zügel,
Lenkte die Zügel mit Macht, und der andere trieb mit der Geißel..

Bildlich wird dieser Gedanke durch zwei gleichen Schrittes dahinfliegende Pferde verschiedener, heller und dunkler Farbe, wiedergegeben. Als die Licht- und die Schattenseite der Natur stehen sie nebeneinander, wie Romulus und Remus, deren Verbindung nach dem gleichen Religionsgedanken aufgefaßt ist. — Hermes' halb schwarzer, halb weißer Hut entspricht besonders gut seiner Doppelnatur, kraft welcher er wechselsweise in den Lichthöhen und wieder in der Unterwelt sonnenleeren Räumen weilt. Wie die Kastoren, so führen die Ödipussöhne abwechselnd die

Herrschaft. Auf ihrem Altare teilt sich die Flamme in zwei ewig nach entgegengesetzten Richtungen wehende Säulen. Der im Rosengarten gefangene Silen verkündet Midas das Geheimnis von dem Born der Trauer und dem der Freude. „Der unaufhörlich fließende Strom der Entstehung wird nie stillestehen, so wenig als der ihm entgegenfließende Strom des Untergangs, Acheron oder Cocytus, wie ihn die Dichter nennen mögen." So schreibt Plutarch dem Apollonius, und an manchen Stellen heben die Alten denselben Gedanken als das alle tellurische Schöpfung beherrschende Grundgesetz hervor. „Überall wird bei Mysterien und Opfern, sowohl unter Griechen als unter Barbaren, gelehrt, sagt Plutarch in ‚Isis und Osiris', daß es zwei besondere Grundwesen und einander entgegengesetzte Kräfte geben müsse, von denen das eine rechter Hand und geradeaus führt, das andere aber umlenkt und wieder zurücktreibt." Beide sind für den Fortgang der Erzeugung gleich wesentlich. Darum schenkt Isis dem gefangenen Typhon die Freiheit. Sie weiß, daß die stete Mischung beider Potenzen unerläßlich ist. Typhon darf wohl überwunden, aber nicht aus dem Wege geräumt werden. Ewig geht der Kampf fort, und sooft Typhon gefangen wird, so reißt er sich wieder los, und kämpft mit Horus. „Horus aber ist die die Erde umgebende Welt, in welcher Entstehung und Zerstörung miteinander wechselt."

Daraus erklärt sich die Häufigkeit der Bruderpaare, die bald als ewig sich bekämpfend, bald als freundlich verbunden, meist als Zwillinge erscheinen. Sie sind eben beides zugleich, zwei einheitlich verbundene Gegensätze. Sie befeinden, bekämpfen sich ewig, wie Leben und Tod, Werden und Vergehen, und erhalten dadurch der Schöpfung ihre ewige Jugendfrische. Die Zwillingsverbindung beider Kräfte ist besonders bezeichnend für ihr Verhältnis. Zwillinge sind in gleichem Sinn der Schlaf und der Tod, wovon dieser das Sterben, der Schlaf das Wiedererwachen

zum Leben darstellt; denn Zwillinge geben das beste Bild von der Ähnlichkeit. — So scheint auch jener Ausspruch des Dichters, der den Schlaf die kleinen Mysterien des Todes nennt, nicht ungereimt. Also das Zwillingspaar des Todes und Schlafes hat auf Grabstelen, wie auf jener der Villa Albani, keine andere Bedeutung, als der, namentlich auf etruskischen Aschenkisten so oft dargestellte Wechselmord der thebanischen Brüder. Es sind die beiden Kräfte, die die Schöpfung beherrschen, sich gegenseitig verzehren, aber das Leben aus der Finsternis stets wieder zum Lichte zurückführen.

Der Wechsel der beiden Farben ist von den Alten vielfältig und unter verschiedenen Bildern als Grundgesetz des tellurischen Lebens hervorgehoben worden. Aus Plutarchs schönem Trostschreiben an Apollonius über den Tod seines Sohnes hebe ich folgende Stellen alter Dichter hervor:

„Des Rades Drehen bringt die eine Felge erst,
Und wechselsweise nun die andere auch herauf."
„Der Sterblichen Geschlecht geht, wie das Pflanzenreich,
Im Kreise stets. Der eine blüht zum Leben auf,
Indes der andere stirbt und abgemähet wird."

Zwei Aussprüche, die um so mehr Bedeutung haben, da die in ihnen angewendeten Bilder des Rads und des stets in seinen Anfang zurücklaufenden Kreises nicht auf willkürlicher dichterischer Erfindung beruhen, sondern der ältesten Symbolik, namentlich der Gräberwelt, entnommen sind. — Diese Vorstellung nun, welche so vielen Symbolen und Mythen angehört, aller alten Religion zugrunde liegt, und in der man weniger über die Natur der Götter, als über die physischen Verhältnisse der Schöpfung Aufschluß findet, diese in den Bacchischen Mysterien so sehr in den Vordergrund gerückt zu sehen, kann nicht auffallen, wenn wir die Natur dieses ganz im Stoffe ruhenden Kults und die hohe Stellung, welche das weiblich stoffliche Naturprinzip in seiner Richtung auf Befruchtung darin einnimmt, im Auge behalten. Das doppelt gefärbte Ei als

Mittelpunkt der Dionysos-Religion zeigt uns das höchste Gesetz, das die vergängliche Welt beherrscht, als ein dem weiblichen Stoff eingebornes Fatum. Die Vergleichung der Eiform mit der Gestalt des Alls wird öfter hervorgehoben. Aus den beiden Hälften des Eis sind Himmel und Erde hervorgegangen. In dieser Entfaltung wird die schwarze Hälfte zur Erde, die weiße zum Himmel, jene zur weiblich-stofflichen, diese zur männlich-unkörperlichen Potenz. Aber wie sie einst ineinander geruht, so sehnen sie sich jetzt in ihrer Scheidung nach steter Wiedervereinigung. „Von daher ist die Liebe der Menschen zueinander angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen." ⟨Platon, Gastmahl⟩ In dieser Sehnsucht der beiden Eihälften nach Wiedervereinigung wurzelt die Entstehung aller Dinge, und der damit anhebende Strom des Werdens, welchem der gleichstarke des Vergehens ewig entgegenfließt. So ist also das Ei in jeder Beziehung der ›Schöpfungs-Beginn‹, die archē geneseōs. Es umschließt in sich alle Teile der stofflichen Welt: Himmel und Erde, Licht und Finsternis, die männliche und die weibliche Naturpotenz, den Strom des Werdens und des Vergehens, den Keim aller tellurischen Organismen, der höhern und der niedern Schöpfung, und die ganze Götterwelt, die, stofflichen Ursprungs, wie alles tellurische Leben, mit Menschen, Tieren, Pflanzen, eine und dieselbe Mutter hat, das finstere Ei. In dem orphisch-bacchischen Mysterienei erkennt der Eingeweihte nicht nur seine eigene, sondern auch seines Gottes Entstehung, und eben daraus schöpft er jene bessere Hoffnung, die dem Sterblichen das Los des ihm verwandten, mit ihm demselben Ei entstammenden Gottes in Aussicht stellt, und ihm die Gewißheit gibt, daß auch der irdischen Geburt möglich wird, zur Unsterblichkeit der höhern Lichtwelt durchzudringen.

Auf unserm Grabbilde ist der Eingeweihte mit einem Kranz um die Stirne geschmückt. Zwar ist es kein Efeu-,

auch kein Lorbeerkranz, wie ihn die bacchischen Weihen und Dionysos' vielfältige Verbindung mit Apollo zu erfordern scheinen. Aber bestimmte Zeugnisse nennen den Myrtenkranz als das Kennzeichen der Initiation ‹Einweihung›. Ein tieferer Zusammenhang aber zeigt sich darin, daß das Ei sowohl als die Myrte der weiblichen Auffassung des großen Naturprinzips angehört. Denn die Myrte ist der Urmutter aller tellurischen Schöpfung Aphrodite-Venus geweiht.

Wir erkennen also in den beiden hervortretenden Gegenständen des Pamfilischen Grabbildes, den Eiern und dem Myrtenkranz, die Zurückführung der Initiation auf das stoffliche Urmuttertum, dem auch Dionysos Bimetor ‹der Zweimuttrige› entsprungen ist. Der phallische, auf die Befruchtung der Materie gerichtete Gott, ist nicht das ursprünglich Gegebene; er geht vielmehr selbst aus der Finsternis des Mutterschoßes ans Licht hervor; er steht zu der weiblichen Materie im Verhältnis des Sohnes, und offenbart, nachdem er die Schale des Eies durchbrochen, das bisher dort verborgene Mysterium der phallischen Männlichkeit, an dessen Anblick nun selbst die Mutter als an ihrem Dämon sich freut. Getrennt von der weiblichen Stofflichkeit kann der phallische Gott gar nicht gedacht werden. Die Materie, die als Mutter ihn ans Licht geboren, wird nun seine Gattin. Bacchus heißt zugleich Sohn der Aphrodite und ihr Gemahl. Mutter, Gattin, Schwester laufen in eins zusammen. Der Stoff nimmt abwechselnd alle diese Eigenschaften an.

Die Geschlechtsverbindung ist stets das Dionysische Grundgesetz, ›Vereinigung‹, Gamos, dessen Verwirklichung. Auf der tellurischen Stufe sinnlicher gedacht, erreicht sie auf der uranischen die höhere Reinheit ausschließlicher Ehe. In dieser Erhebung wird das Ei Sinnbild ehelicher Weihe, und jenes Telos ‹höheren Zieles›, welches jeder Gamos in sich trägt. Daraus erklärt sich die Fünfzahl, welche in der Gesellschaft der Epheben auf unserer Tafel hervortritt.

Ich habe oben schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Fünfzahl der Jünglinge nicht auf künstlerischer Willkür beruhen kann, daß diese vielmehr zur Weglassung der rechten Seitenfigur geführt haben würde. Ihre Hinzufügung zeigt, daß es sich hier um die Darstellung einer heiligen Zahl handelte. Die Fünf wird von den Alten als die Ehe bezeichnet. Sie ist aus der männlichen Trias und der weiblichen Duas hervorgegangen, und gilt darum als Darstellung des ehelichen Vereins beider Geschlechter. Die Fünfzahl der Jünglinge kann hiernach nicht mehr rätselhaft oder bedeutungslos erscheinen. Sie zeigt uns das weibliche Ei in jener höhern Bedeutung als Symbol der durch eheliche Verbindung geweihten Geschlechtsgemeinschaft, und bildet so den Gegensatz zu den drei andern Darstellungen desselben Grabes, welche die tiefere, durch die Mysterien verurteilte aphroditisch-regellose Befruchtung mit höchstem Nachdruck zur Darstellung bringen.

Von unserer bisherigen Darstellung ist eine ganze Klasse von Monumenten*, auf welchen das Ei eine bedeutende Stelle einnimmt, ausgeschlossen geblieben. Ich meine die Darstellungen der Zirkusspiele, welche den Inhalt mancher Sarkophag-Reliefs bilden. Auf hohem, bald von vier, bald von zwei Säulen getragenem Gerüste erscheinen eiförmige Körper, bald in der Sieben-, bald in der Fünf- und Zehnzahl aufgerichtet. Ein anderer, ganz entsprechender Bau trägt eine gleiche Anzahl Delphine. Die Natur dieser Gegenstände kann darum keinem Zweifel unterliegen, weil die Eier sowohl als die Delphine in schriftlichen

* Bachofen findet die gleiche oder eine verwandte Symbolik, wie er sie in dem soeben mitgeteilten Stücke enthüllt hat, wieder bei einer Reihe weiterer antiker Denkmäler und Funde, deren Behandlung in dieser Auswahl ohne Schaden für Bachofens Gesamtbildnis fehlen kann. Die drei folgenden Abschnitte, gleichfalls der ›Gräbersymbolik‹ entnommen, tragen einige wichtige Stellen aus dem hier übersprungenen Teile nach.

Zeugnissen nicht selten unter den Gegenständen des Zirkus hervorgehoben werden. Cassius Dio nennt in seiner ›Geschichte des römischen Volkes‹ die Eier und Delphine zusammen: ›Als er ⟨Agrippa⟩ sah, wie sich die Leute im Zirkus über die Zahl der Runden täuschten, ließ er die Delphine und die eiförmigen Gerüste errichten, damit durch sie die Runden der Wettkämpfe angezeigt würden.‹ Agrippa, auf welchen diese Erzählung sich bezieht, scheint rücksichtlich der Delphine und der Eier und ihrer Aufstellung im Zirkus irgendeine neue, zweckmäßige Anordnung getroffen zu haben. Denn der Gebrauch der Eier bei den Zirkusspielen rührt nicht von ihm her. Schon für das Jahr 578 der Stadt ⟨175 v. Chr.⟩ wird derselbe von Livius in der ›Römischen Geschichte‹ bezeugt. ›Die Zensoren Quintus Fulvius Flaccus und Aulus Postumius Albinus verdingten die Schranken und die Eier im Zirkus zur Angabe der Rundenzahl.‹ Auch hier ist nicht von der Einführung eines neuen Gebrauchs die Rede. Nur die bauliche Herstellung der einzelnen Teile des Zirkus, unter ihnen auch der Eier, wird von den Zensoren angeordnet. Die ›eiförmigen Gerüste‹ scheinen demnach aus Holz oder gebrannter Erde angefertigt und von bedeutender Größe gewesen zu sein. Besondere Beachtung verdient Varro. In jenem Gespräche, das er im Tempel der Tellus an dem ›Fest der Saatgöttin‹ mit C. Fundanius und andern Freunden gepflogen zu haben erzählt, äußert C. Licinius Stolo folgendes: ›Denn nicht nur d a s Ei ist weggenommen, welches bei den Zirkusspielen für die Viergespanne die letzte Runde beendet, sondern auch das haben wir da nicht gesehen, was bei der Ceres-Prozession vorweggetragen zu werden pflegt.‹ Diese Worte zeigen mit Bestimmtheit, daß bei jedem Umlauf der Gespanne eines der Eier von dem Gerüste, auf dem sie aufgestellt waren, heruntergenommen wurde, so daß mit der Vollendung des siebenten Kreislaufs das letzte verschwand. — Auf die Eier des Zirkus ist endlich folgende Stelle in Juvenals ‚Satiren‘ zu beziehen:

›Doch der Plebejer Geschick entscheidet der Damm und die Rennbahn. Auch die, welche den Hals schmucklos und die Schulter entblößt hat, Holt bei den hölzernen Säulen und bei den Delphinen sich Auskunft, Ob sie den Trödler zum Mann soll nehmen, verlassen den Schenkwirt.‹

Eier und Delphine sind dem armen plebejischen Weibe das Fatum, das es über seine Verheiratung zu Rate zieht, während die reichen Frauen durch große Bezahlung den günstigen Spruch eines fremden Gauklers erkaufen. Daß gerade die Eier und die Delphine, des zeugenden Neptunus Tiere, zu einer solchen Mantik benützt werden, erklärt sich nach dem früher Bemerkten von selbst. Als ›Schöpfungs‹-Urgrund und ›Beginn‹ steht das Ei zu Verheiratung und Zeugung in der innigsten Beziehung. Es erscheint auch in dem Zirkus als ›Schöpfungs‹-Beginn‹, und kann eben deshalb mit dem Ei der cerealischen ›Prozession‹ (pompa) in so nahe Verbindung gebracht werden. Es ist auch in dem Zirkus Darstellung des weiblichen Naturprinzips, und älter als die Vogelgeburt, die aus ihm, geflügelt und rasch dahinfliegend, wie die Quadriga aus den Carceres ⟨Schranken⟩, in unbesiegbarer Werdelust hervorbricht. Das rasch dahinfliegende Viergespann erscheint hier als das Bild der Eigeburt. Wie der Vogel die Schale des Eis durchbricht, und, aus seinem Verschlusse befreit, die Kraft der Flügel versucht: so stürmt das Viergespann aus den Carceres, die es hemmend umschließen, ungeduldig und geflügelten Laufes hervor, und gibt dadurch zu erkennen, was das aufgerichtete und weggenommene Ei für eine Beziehung zu dem Wettrennen selbst habe.

Aus den bisher betrachteten Zeugnissen ergeben sich folgende Sätze. Die Eier stehen mit den Zirkusspielen in einer innern Verbindung. Die Aufstellung derselben hatte allerdings auch einen äußern Zweck, nämlich den, jeden Zweifel über die Zahl der vollendeten Umkreisungen zu heben, und den Wettfahrern selbst sowohl als den Zuschauern darüber in jedem Augenblicke Gewißheit zu geben. Zur Erreichung dieser Bestimmung war es auch

unumgänglich nötig, statt der allzukleinen natürlichen Eier, künstlich gefertigte ovoïde Körper von beträchtlicher Größe auf hohem Gerüste aufstellen zu lassen. Aber diese äußere Bestimmung erschöpft die Beziehung des Eis zu dem Zirkus und seinen Spielen durchaus nicht. Diese hätte ebensogut durch irgend andere Gegenstände erreicht werden können. Wenn man vorzugsweise und von altersher gerade Eier auserwählte, so ruht der Grund solcher Wahl in der Religionsbedeutung des Eis selbst. Jeder Umkreisung der Meta ⟨Säule am Ziel⟩ entspricht ein Ei. Bei jedem Umlauf wird eines derselben weggenommen. Diese innere Beziehung des Eis zu dem Wettfahren war auch in später Zeit noch nicht völlig verdunkelt. In mancher abergläubischen Übung des Volks, insbesondere der geringen plebejischen Klassen desselben, lebte das alte Bewußtsein fort, und soviel wir aus Cassiodor, aus Juvenal und Varro ersehen, war es stets der Gedanke an das mütterliche, cerealische Urprinzip der tellurischen Schöpfung, an Ehe und Geburt, an den »Schöpfungs-Urgrund und -Beginn«, die weibliche archē geneseōs, welcher bald reiner, bald unklarer und verdunkelter in solchen Volksansichten seine Äußerung fand.

Es wird nun unsere Aufgabe, den ursprünglichen Gedanken, der die Verbindung der Eier mit den Zirkusspielen beherrscht, ganz ins Licht zu setzen. Ich erinnere hier namentlich an das, was über die Dioskuren und die elischen Molioniden bemerkt worden ist. Beide Brüderpaare sind dem Mutter-Ei entsprossen. Beide sind durch die unerreichbare Schnelligkeit, mit welcher sie auf Pferd und Wagen dahinfliegen, ausgezeichnet. Als gewaltige Renner und Wagenlenker treten sie aus dem mütterlichen Ur-Ei hervor. Lag in diesem aller Dinge Keim in tiefster Ruhe verschlossen, so tritt nun aus der geöffneten Schale die sichtbare Schöpfung hervor, und in dieser ist alles ruhelose, ewige Bewegung. Das Leben der tellurischen Zeugung erträgt keinen Stillstand. In ihr wird und verschwindet alles.

Zwischen zwei Polen bewegt sich das stoffliche Leben. Sein Reich ist nicht das des Seins, sondern des Werdens und Vergehens, des ewigen Wechsels zweier Farben, der weißen des Lebens, der schwarzen des Todes. Nur durch die gleiche Mischung beider wird der stofflichen Welt ihre Fortdauer gesichert. Ohne den Tod ist keine Verjüngung möglich, und in der ewigen Arbeit der Natur wird die zerstörende Kraft zur Erhaltung des ewig jungen Lebens nicht minder unentbehrlich als die schaffende und erzeugende. Ja, in keinem Augenblicke kann die positive Kraft ohne die negative bestehen. Nur was diese auflöst, vermag jene wieder zu ersetzen. Der Tod ist also nicht der Gegensatz, sondern der Gehilfe des Lebens, wie der negative Pol des Magnetismus nicht der Gegensatz des positiven, sondern vielmehr dessen notwendige Ergänzung bildet, ohne welche auch jener sofort verschwinden, und das Leben dem Nichts weichen müßte.

Zwei Kräfte also beherrschen die tellurische Schöpfung und sichern durch ihr Zusammenwirken den Fortgang der Dinge. Miteinander sind sie geboren. Als Zwillingsbrüder gehen sie aus demselben Ei hervor. Gleichen Schrittes laufen sie nebeneinander her. Ein Zweigespann haben sie bestiegen; ihre gedoppelte, auf dasselbe Ziel gerichtete Anstrengung ist es, welche ihnen unüberwindliche Schnelligkeit sichert. Aktors Söhne, die Molioniden, verdanken eben dieser vereinten Anstrengung den Sieg ihres Gespanns. Pfeilschnell fliegt es dahin. Pfeilschnell ist auch der Lauf der tellurischen Welt der Erscheinung. Die Raschheit, mit welcher die beiden vereinten Kräfte die Schöpfung fortreißen, hat in der Schnelligkeit des Wagens, den die Molioniden leiten, ihren Ausdruck gefunden. In dem Fortgang der Bewegung kehrt das Gespann stets wieder zu seinem Ausgangspunkte zurück, wie die Kreislinie, deren Vollendung sich in dem Anfang verliert. Treibt die eine der Kräfte geradeaus, so lenkt die andere um und führt wieder zurück. Die Vollendung jedes Daseins ist eine Rück-

kehr zu seinem Beginn, und in jeder Entfernung von dem Ausgangspunkt liegt zugleich eine Wiederannäherung an denselben. Zwei Richtungen sind in ebenso unerklärlicher Weise miteinander verbunden, wie die zwei Kräfte selbst, denen sie entsprechen. Das Resultat ihrer kombinierten Kraft ist der Kreislauf, in welchem sich alles tellurische Leben ewig bewegt. Dieses Kreislaufes Bild sind die Umläufe der Wagen, die mit höchster Schnelligkeit die Meten umfliegen, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, und dann den gleichen Raum von neuem wieder zu durchmessen.

Dadurch wird nun zweierlei zur Klarheit gebracht: erstlich die Verbindung des Eies mit dem Wagenrennen des Zirkus, zweitens das Entsprechen, welches die Vollendung jedes einzelnen Kreislaufs mit der Wegnahme je eines Eies verbindet. Liegt in dem Ei verschlossen die archē geneseōs, der ›Schöpfungs‹-Urgrund und ›Beginn‹, so zeigt das Zweigespann die Bewegung der aus dem Schoße des Stoffes ans Licht getretenen Schöpfung. Mit jeder Rückkehr zum Ausgangspunkt ist eines Daseins Kreislauf vollendet, ein neuer im Begriff anzuheben. Entstanden, gewachsen, verschwunden ist eines Eies Ausgeburt, ein neues tritt an die Stelle des beseitigten, und so folgt in der unabsehbaren Reihe der Generationen immer ein anderes dem andern, immer eines Eies Geflügel dem des andern, und zwar stets mit jener unerreichbaren Schnelligkeit, welche uns in dem Mythus von den Molioniden als das Resultat der Verbindung zweier Kräfte, zweier ihre Anstrengung vereinigender Zwillingsbrüder dargestellt wird. Das aus den Carceres hervorbrechende Gespann wird mit Recht als Eigeburt dargestellt. Wie das Küchlein dem Ei, so enteilt das Gespann geflügelt dem Kerker, der seiner Werdelust bisher Schranken entgegensetzte. Was verborgen war, wird sichtbar, was bewegungslos, geht nun zu rastloser Eile über. Mit dem ersten Augenblicke des Daseins beginnt jene Unruhe, welche zu der früher im Ei herrschen-

den Stille und Regungslosigkeit einen so entschiedenen Gegensatz bildet.

Nicht bedeutungslos also in der Tat ist die Errichtung der Eier im Zirkus. Die Idee der Generation aus dem mütterlichen Urstoffe, die Geburt eines Küchleins, das ans Licht tritt, um gar bald dem Gesetz des Stoffes zu unterliegen, beherrscht das Zirkusei nicht weniger als das, welches an der cerealischen ›Prozession‹ vorangetragen wird. Das die Spiele betrachtende Volk erkennt in dem raschen Fluge der Gespanne und in dem entsprechenden Verschwinden der aufgerichteten Eier das Schauspiel, welches alles tellurische Leben darbietet, das Gesetz, welches sein eigenes Dasein beherrscht; und wenn es dem die Siegespalme zuerkennt, der an Schnelligkeit die andern übertrifft, so bekennt es damit, daß nicht in der längsten Dauer des Daseins, nicht in der längst möglichen Fristung desselben, sondern in der mächtigsten Entfaltung der Kraft, der stets das schnellste Verzehren zur Seite geht, eines Volks und jedes einzelnen Menschen höchster Ruhm besteht.

Der Gedankenkreis, in welchem sich diese Vorstellungen bewegen, beherrscht auch alle übrigen Teile des Zirkus, alle damit verbundenen Heiligtümer, Kulte und Einrichtungen. Die Naturkraft in ihrer dreifachen, tellurischen, lunarischen, solarischen Stufenfolge, in ihrer doppelten, weiblich-passiven, männlich-aktiven Potenzierung, in ihrer zwiefachen Äußerung als belebende und als zerstörende Macht, hat in dem römischen Zirkus eine so vollkommene und so mannigfaltige Darstellung gefunden, daß er als wahres Pantheon gelten und von den Kirchenvätern den Gläubigen ihrer Zeit vorzugsweise als unrein und sorgsam zu meidende Stätte der heidnischen Dämonenwelt bezeichnet werden konnte. Hat das weibliche Naturprinzip in Murcia, in Kybele, in der Muttertrias Seia Segetia Tutilina, in Pollentia, Libera, Ceres einen die aphroditische sowohl als die cerealische Stufe des stofflichen Lebens umfassenden Ausdruck erhalten, so ist die männlich zeugende, lebener-

weckende und befruchtende Potenz als tellurische Wasserkraft in Consus-Neptunus, als himmlische Lichtmacht dagegen in den Obelisken und manchen andern Einzelheiten zu erkennen. Die Verbindung der tellurischen und der solarischen Stufe der Naturkraft ist eine Erscheinung, die besondere Beachtung verlangt. Die männlich zeugende Kraft beruht auf mehr als einem Faktor. Ihre physische Grundlage ist das himmlische Licht nicht minder als die Feuchtigkeit der Tiefe. Aus der vereinten Einwirkung auf den weiblichen Erdstoff geht alle tellurische Fruchtbarkeit hervor. Doch wird auf den verschiedenen Stufen der religiösen Entwicklung bald die chthonische, bald die uranische Macht, bald das Wasser, bald das Licht, bald das neptunische, bald das solarische Element in den Vordergrund treten. Einer stofflichern und darum tiefern Auffassung gilt das Wasser, einer unstofflichern und darum reinern Anschauungsweise das immaterielle, gewichtlose Sonnenlicht als Sitz und Träger der befruchtenden Kraft.

In den Heiligtümern und Kulten des römischen Zirkus erscheinen die neptunische und die solarische Stufe der Kraft nebeneinander, und während einige der Alten Neptun als Herrn erklären, stellen andere mit gleicher Bestimmtheit Sol, die ›Sonne‹, in den Vordergrund, und erblicken in den einzelnen Einrichtungen des Zirkus eine vorzugsweise solarische Beziehung. Keine dieser beiden Auffassungen darf geleugnet oder in ihrer Bedeutung geschmälert werden. Das tellurisch-neptunische Element behauptet seine Bedeutung bis zuletzt und wird durch die immer entschiedenere Hervorhebung des solarischen durchaus nicht verdrängt. Dem weiblichen Urei tritt als Darstellung der erweckenden Potenz ein chthonischer, in den feuchten Tiefen des Stoffes waltender und wirkender, in der Finsternis der Erde verborgener, männlicher Gott zur Seite, ein wahrer Zeus Arcanus, ein ›verborgener Zeus‹, dem ›jugendlichen Jupiter, dem Schutzgotte von Anxur‹ (Puer Jupiter Anxurus), vergleichbar, ein Dämon der phallischen Kraft,

von welchem Murcia ihre Befruchtung erwartet, ein Gott der verborgenen Ratschläge. Unterirdisch ist sein Altar, neptunisch seine Natur, seine physische Grundlage die der Erde Tiefen durchdringende Feuchtigkeit, sein geweihtes Tier das Pferd, das Bild der zeugenden Gewässer, die ihm gefeierten Spiele wahre ›Pferderennen‹, Hippokrateia oder Equiria. In dem feuchten Tale zwischen Aventin und Palatin ⟨im frühen Rom⟩ hatte Murcia, eine aphroditisch gedachte Urmutter, ihren Dienst. Der üppige Wiesengrund trug den Götterstein, die Metae Murciae, die ›Ziel-Säulen der Murcia‹, der benachbarte Aventin selbst den Namen Murcus. Als chthonischer Dämon trat Consus der Mutter zur Seite, wie Aphroditen Eros, den sie bei Virgil als ›meine große Kraft‹ anredet. Er ist ihr Virbius, ihr Adonis, ihr Euamerion, ihr Sosipolis, der Liebling und Befruchter, ohne den Murcia nichts vermag; er wohnt bei ihr in der Tiefe, ruht in ihrem Schoße, ›bei den Ziel-Säulen ⟨dem Götterstein⟩ unter der Erde hält er sich verborgen‹. Diese Stätte wählte Tarquin zur Errichtung seines Zirkus aus, und es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß gerade die in jenem Tale heimische Verehrung Murcias und ihres paredros, ›Beisitzers, Gefährten‹, Consus die Wahl bestimmte.

Die Religionsstufe, welcher dieser Kult und die damit nun in Verbindung tretenden Spiele angehören, kann keinem Zweifel unterliegen. Es ist die tellurisch-neptunische, welche die Kraft selbst als chthonische Wassermacht auffaßt. Die ihr zu Ehren veranstalteten Pferde- und Wagenrennen werden in Übereinstimmung mit dieser Auffassung der Kraft selbst vorzugsweise in üppigen feuchten Wiesengründen, am Ufer von Bächen und Flüssen gefeiert. Die Nähe desjenigen Elementes, das man als den Sitz der Kraft, den Träger des zeugenden Lar ⟨der zeugenden Gottheit⟩ der Erde betrachtete, mußte selbst als Gegenwart der Gottheit erscheinen, und wenn nun am Ufer die raschen Pferde dahinflogen, wie es Pindar in der ersten olympi-

schen Ode von den elischen Spielen hervorhebt, so konnte man in dem Drehen der Räder, in dem eilenden Schritt der schäumenden Renner ein Bild des Wassers selbst erblicken, das inmitten einer unbeweglichen Natur allein den Vorzug unaufhaltsamer Eile genießt. Die Verbindung der Zirkusspiele mit dem Wasser, mit Flüssen, Sümpfen, feuchten grasreichen Niederungen tritt überall, besonders auch zu Rom hervor. Dem Gotte aller Erdfruchtbarkeit, dem römischen Mars Gradivus, dem ›schreitenden Mars‹, an dessen Fußstapfen sich der Äcker Segen anknüpft, wurden die Equiria, ›Pferderennen‹, auf seiner Wiese in der Tiberniederung gefeiert. Die sumpfige grasreiche Ebene, welche der Strom mit seinen gelblichen Wassern befruchtet, die er auch oft mit seinen Fluten überschwemmt, war vorzugsweise dem Gotte als Eigentum zugeteilt. Hier wurden ihm seine Spiele gehalten. Im Angesicht des Flusses rannten die Pferde, des Wassers Bild, des Gottes Symbol. Der Fluß selbst begrenzte die Bahn, während die Schwerter, Mars' Götterbild, als Metae aufgepflanzt waren. Mars selbst schaut dem Spiele zu. Pferd, Wagen, Rad haben einen neptunischen Wasserbezug. Das siegreiche Pferd fällt dem Gotte zum Opfer. Der blutende Rumpf wird an der Wand der Regia befestigt, und mit Brotringen, den Bildern des Ernteſegens, die man auch mit dem Zeichen des Rades versah, geschmückt.

Nach diesen Vorgängen erscheint die neptunische Beziehung des römischen Zirkus und der darin gefeierten Spiele nicht mehr als vereinzelte Erscheinung, sondern vielmehr als Äußerung jener allgemeinen Idee, welche der zeugenden Kraft ihren Sitz in den tellurischen Gewässern anweist. Auf dieses Element deuten die Delphine, deren Verbindung mit den Eiern sich nun von selbst erläutert. ›Die Delphine weihen sie dem Neptun‹, sagt Tertullian. In dem Zirkus erscheint der Gott der zeugenden Gewässer nicht in anthropomorphischer Bildung, sondern selbst in Fischgestalt, wie denn die Kultgebräuche und Kultdarstellungen des Zirkus

vorzugsweise einer frühern, altertümlichern, ursprünglichern Religionsstufe treu geblieben sind. Mit den Delphinen verbindet Cassiodor die Erwähnung des Euripus. ›Der Euripus ist die bildliche Darstellung eines glänzenden Wasserkanals, von dem aus die Delphine in die Fluten schwimmen‹. Unter Euripus ist hier nicht ein wirklicher Wasserkanal, sondern vielmehr das intermetium, der ›Raum‹, die spina ‹›das Rückgrat‹, die Gräte‹ verstanden, welche sich zwischen den zwei Meten in der Mitte des Zirkus hinzog, und diesen der Länge nach in zwei Hälften teilte. Man hat sich ihn als einen von zwei Seitenmauern gehaltenen ›Damm‹ (agger) zu denken, auf dessen Höhe die vielen zur Begehung der heiligen Spiele erforderlichen Gegenstände, und die Götterbilder, unter ihnen vorzüglich Kybele, ›die Schutzgöttin des Euripus‹, und die ›drei Altäre‹ aufgestellt waren. Wenn nun dieser Erddamm dennoch als Bild des Meeres aufgefaßt, und mit den Delphinen, diesen dem Menschen gewogenen, und durch die größte Schnelligkeit ausgezeichneten Bewohnern der Gewässer in Verbindung gebracht wird, so liegt hierin wiederum eine der ursprünglichen maritimen Natur der Zirken entsprechende Idee. In Ausbildung desselben Gedankens wurde der Euripus des Zirkus mit demjenigen Euripus verglichen, der Euböa von dem Festlande Böotiens trennt. Die siebenmalige Ebbe und Flut, welche das Wasser der Meerenge auf- und abtreibt, schien dem siebenmaligen Umlauf der Gespanne, den sieben Eiern und sieben Delphinen zu entsprechen, und den Gedanken der ewig in sich selbst zurückströmenden Wogen des Daseins vollkommen auszusprechen.

Als Sarkophagbilder haben die Zirkusspiele keine andere Bedeutung als die wirklich gefeierten; und diese gelten der stofflichen Kraft, zunächst der ganz tellurisch gedachten, alle Faktoren, die zu der Erdschöpfung mitwirken, in sich schließenden, Leben und Tod, Stoff und Kraft umfassenden Naturzeugung, welche den Inhalt der Gottheitsidee selbst bildet. In dieser Bedeutung haben die Spiele selbst einen

vorherrſchend funeräre ‹Totenfeier›Charakter; in dieſer ſtellen ſie ſich den großen Nationalſpielen der Hellenen, die durch ihre Anknüpfung an berühmte Tote als wahre Leichenfeiern erſcheinen, zur Seite. In dieſer erinnern ſie an jene zahlreichen Totenſpiele, deren der Mythus gedenkt, und die namentlich auf etruskiſchen Aſchenkiſten ſo oft dargeſtellt ſind. Alle Spiele haben den Charakter von Leichenfeiern. Die meta iſt immer Leichenſtein und als ſolcher das Mal eines telluriſchen Dämon, ein ›beſeelter Stein‹ (lithos empsychos), der als Taraxippos, als ›Roſſeſchreck‹ die Pferde erſchreckt, als ›ſchwitzender Stein‹ (meta sudans) ſeine Beziehung zu dem zeugenden Naß der Tiefe verkündet. Auf dieſer allgemeinen Religionsbedeutung ruht die Aufnahme der Spiele in die Gräberwelt, mögen ſie, wie zu Corneto die Wände als Malerei, oder wie auf unſern Sarkophagen die Totenkiſten ſelbſt als Reliefs zieren. In der Leichenfeier wird aber die ganze Naturkraft, in ihrer doppelten, Leben und Tod bringenden Potenz verherrlicht. Der Tod erſcheint mit dem Leben verbunden, und ſelbſt als Grund desſelben. Darum ſind in den Gräbern die Symbole des Lebens ſo häufig; darum nennt ſich der phalliſche Priap auf der Inſchrift des Campanaſchen Kolumbarium zugleich ›des Todes und Lebens Ort‹ (mortis et vitai locus). Darum ſind auch die Zirkusſpiele eine Darſtellung der vereinigten Kraft beider, und des durch ihre Verbindung hervorgebrachten ewigen Kreislaufs der telluriſchen Schöpfung. Das iſt der Grundgedanke, an welchen ſich unſere Sarkophagdarſtellungen anſchließen; das die Idee, welche ihnen die Gräberwelt eröffnete. Und auf dieſer errichtet ſich eine höhere, die der Vergöttlichung, der Apotheoſe. Auguſts Aufnahme unter die Unſterblichen ſoll durch die Spiele an Mincios Strand bekundet werden. Der höchſte Gedanke der Zirkusreliefs iſt alſo der, daß der Tote nun zu der Geſellſchaft der Götter hinübergegangen und das Kleid der Unſterblichkeit angezogen hat.

Der Bereich der Unteren und der Oberen

Das Verhältnis von Ei und Schlange ist immer dasselbe: dort das Weib, hier der Mann; dort der stoffliche Urgrund, hier das entwickelte Leben; dort der Begriff materieller Fülle, hier der der Tatkraft und Herrschaft; dort jener der Ruhe und des Bewahrens, hier des Erwerbens, Ringens, Vermehrens, des Kämpfens in Angriff und Verteidigung; dort Fortuna am Herde, hier der Schlangengenius, ganz dem Leben hingegeben, es zeugend, erhaltend, beherrschend. Darauf gründet sich die Duplizität des Königtums, wie sie zu Rom in Romulus und Remus, dann wieder im Konsulate und im Duumvirate so mancher Magistraturen sich offenbart, und wie sie zu Sparta hervortritt. Wäre das weibliche Naturprinzip Vorbild der Herrschaft, so könnte diese nur auf einem Haupte ruhen. Denn der Urstoff ist an sich notwendig einheitlich, zwiefach ist erst das aus ihm hervorgegangene Leben, das eine zwiefache männliche Kraft, die des Werdens und die des Vergehens, in Bewegung erhält und ewig wieder verjüngt.

Der Gegensatz des Eis und der Schlangen, des weiblich-stofflichen Urprinzips und der männlichen Kraft der Bewegung, kehrt wieder in zwei Bezeichnungen, die in dem alten Sakralrechte eine große Rolle spielen, in dem Begriff des Sanctum ‹Göttlich› und Sacrum ‹Geweiht›. Jenes hat seine Wurzel in einer Eigenschaft des tellurischen Stoffes, dieses entspricht dem Lichtreiche. Das Sanctum steht unter dem Schutze der chthonischen Mächte, das Sacrum ist den obern Göttern geweiht: ein Unterschied, der sich in Hierŏn und Hosiŏn wiederholt. Unter den res sanctae, den ›göttlichen Dingen‹, werden besonders die Mauern hervorgehoben. An diesem Beispiel läßt sich die Grundidee der Sanctitas ‹Göttlichkeit durch die Mächte der Erde› am klarsten erkennen. Platons ‚Gesetze‘ gebrauchen von Sparta den Ausdruck, der Gesetzgeber, der die Stadt

mit Mauern zu umziehen verbot, habe wohl daran getan, dieselben in der Erde schlafen zu lassen. Longin tadelt diese Vergleichung als allzu kühn und geschmacklos, die Mauern schliefen ja nicht und wachten auch nicht. Aber der lateinische Ausdruck excitare muros, die ›Mauern erwecken‹, ruht auf derselben Grundanschauung und beweist, daß Platons Darstellung, und sollte er sie auch einem Dichter entlehnt haben, einer hergebrachten Auffassung sich anschloß. Diese erblickte offenbar in den aus der Erde Tiefen emporsteigenden Mauern eine aus dem Mutterleibe hervorgehende Geburt, die in den finstern Gründen so lange schlief, bis sie die Einwirkung der männlichen Kraft aus dem Schlummer aufweckte und ans Licht hervorzog. Denn auch die geschlechtliche Tat des Mannes heißt ›erwecken‹, egeirein, welches dem excitare völlig entspricht. Also sind die Mauern wie die Bäume eine Geburt der Mutter Erde, und durch die Fundamente, wie die Bäume durch die Wurzeln, mit dem Mutterleibe auch nach der Geburt in fortdauernder fester Verbindung. In der Mauer wie in dem Baume tritt die männliche Potenz ans Tageslicht. Der Phallus, der bisher unsichtbar in der Erde Tiefen den Stoff begattete, kommt jetzt zuerst in dem erscheinenden Produkte zur sichtbaren Darstellung. Darum wird der Baum zum Baume des Lebens, wie schon in der mosaischen Darstellung und wie man, von demselben Gedanken ausgehend, nach Philostrats Bericht, in Lydien den Glauben hatte, die Bäume seien älter als die Erde, die sie trägt; darum die Mauer zum männlichen murus ⟨das ist: Mauer⟩, den die Alten gar oft mit dem Bilde des Phallus bekleideten, nicht nur, woran man später allerdings hauptsächlich denken mochte, um ihn durch den fascinus ⟨Behexung durch den Phallus⟩ vor feindlichen Angriffen und Einflüssen zu schützen, sondern weil er der Mauer selbst seine Entstehung gegeben, wie der phallische Poseidon Genesios mit Apollon vereint tief in der Erde zu Trojas Mauern den Grund legte.
Dieselbe Anschauung liegt noch in einer andern Darstellung

der Alten. Zum Schalle der Erztrompete werden die Mauern eroberter Städte zerstört. Was von Jericho gemeldet wird, kehrt bei den Römern wieder. Denn unter dem Schmettern der Tuba wurden Albas Mauern zusammengerissen, und unter Beobachtung desselben Sakralgebrauches riß Mummius der eroberten Korinthos Mauern ein. Nun läßt diese Zerstörungsweise mit Sicherheit auf die Anschauungen zurückschließen, welche über den Mauerbau herrschend sein mußten. Daß Entstehen und Vergehen in vollkommener Übereinstimmung stehen müssen, ist ein Satz, den die alte Jurisprudenz in vielen Anwendungen durchführt und auch in ganz allgemeiner Fassung ausspricht. Dem Schuldigen werden die Ketten nach erstandener Strafe abgenommen, dem Unschuldigen nach erkannter Unschuld mit der Feile durchgesägt. Was die Gewalt geknüpft, löst entgegengesetzte Gewalt. Was die Tuba zerstört, hat auch die Tuba gebaut. Wie dies aufzufassen, lehrt der Mythus von Thebens Mauern, welche, durch Amphions Leiertöne angeregt, selbsttätig sich aufbauen. Die Erztrompete aber steht zu der phallischen Zeugung in nächster Beziehung. Sie ruft den Stier Dionysos aus den zeugenden Meereswogen hervor, sie bringt auch Achilleus aus dem skyrischen Weiberversteck, wo seine Männlichkeit unter weiblichem Kleide verborgen und unbekannt ruhte, bis sie, wie der Sohn aus dem Mutterleibe, ans Licht hervortrat. Der platonische und der römische Ausdruck erhalten nur dann ihre volle Bedeutung, wenn wir uns die excitatio, die ›Erweckung‹, durch Trompetenschall herbeigeführt denken. Durch Geräusch wird der Schlafende geweckt, durch das gewaltige Taratantara der Tuba die Mauer aus ihrem unterirdischen Schlummer zum Aufstehn gebracht.

Es zeigt sich also auch hier wieder die Vorstellung von einer zeugenden Mannestat, welcher der murus gleich dem Baume seine Entstehung verdankt. Er ist die Schöpfung des tellurischen Phallus, der in ihm, wie in einer männlichen Geburt zur sichtbaren Existenz gelangt. Seinen stoff-

lichen Urgrund hat er aus der Erde, weshalb die Mauerkrone der großen Naturmütter Haupt ziert, seine Entstehung aus der männlichen Kraft. Er steht daher auch zu diesen beiden Potenzen in einem geheiligten Verhältnis: zu dem weiblich-stofflichen Prinzip in dem des Sanctum, zu dem männlichen der Kraft in dem des Sacrum. Mit dem Mutterleibe der Erde in fester Verbindung, ist er unverrückbar, und dieses ›unbeweglich feststehend‹, akinētōn, bildet die eigentliche Grundbedeutung von sanctum. Über der Erde hervorragend ist er die ans Licht getretene Phallusgeburt und nun den Göttern des Lichtes geweiht, in diesem Verhältnis sacer ‹geweiht›. Sacrum heißt alles den obern Göttern Geweihte. Es bezieht sich also ebenso auf die Lichtnatur der Männlichkeit, wie das Sanctum auf das Verhältnis zur Erde. Als sancta res, ›unverrückbare Sache der Erdgottheit‹, ist die Mauer unlösbar von dem Stoffe, mit dem sie fest verbunden dasteht, als sacra, ›geweihte‹, dem Schutz der höhern Lichtkraft, in deren Reich sie hineingeboren wurde, anheimgegeben. Ruht in jener Eigenschaft das Akineton, das ›Unbewegliche‹, so trägt diese die Sicherheit göttlichen Schutzes in sich. In jener hat die Mauer die Eigenschaft der Erde selbst, die unbewegliche Ruhe und die eingeborene Göttlichkeit, in dieser wird sie wie durch den Phallus, so durch die Schlangen gegen jeden feindseligen Angriff geschützt und verteidigt. So steht auf dem Tore von Mykene die von den Sonnenlöwen gehaltene Sonnensäule, das Zeichen des höchsten Schirms durch die höchste Potenz der göttlichen Kraft. Die Himmlischen bewachen, was der Mensch ihnen zum Eigentum überträgt. Die Sanctitas ‹Erd-Göttlichkeit› drückt nur eine Eigenschaft, wenn auch eine in den Religionsanschauungen des Tellurismus begründete, aus; den Begriff des Schutzes und der Verteidigung trägt sie nicht in sich. Dieser liegt in der consecratio ‹Weihung, Anheimgabe an die Lichtgottheit› und der daraus für die Gottheit entstehenden Pflicht des Schutzes.

Der Psyche-Mythus

Psyche wird durch die göttliche Schönheit ihres Körpers mehr als durch bewußten Entschluß in die Verirrungen der Sinnlichkeit und in den Schlamm der Materie hineingeführt. Als Aphrodites Sklavin hat sie eine lange Reihe von Büßungen und Prüfungen zu durchlaufen, und selbst durch die Schrecken der Unterwelt hindurchzugehn. Endlich von stygischem Schlafe ergriffen, unbeweglich, ein entseelter Leichnam, erhält sie, durch Berührung einer Pfeilspitze aufgeweckt, die Schale der Unsterblichkeit, und in der Einigung mit Eros den ruhigen Genuß all jener seligen Wonne, die sie in Aphrodites Dienst vergeblich gesucht hatte. Zwei Stufen der weiblichen Existenz erscheinen hier gleich der zwiefachen Figurenreihe so mancher Vasenbilder, den beiden Teilen des Goetheschen Faust vergleichbar: die weibliche Seele erst im Dienste Aphroditens, durch den Stoff beherrscht, durch jeden Schritt auf der verhängnisvollen Bahn zu immer neuen unerwarteten Leiden, zuletzt in die tiefsten Schlammabgründe der Materie geführt, — dann aber zu neuem kräftigerm Dasein erstehend, aus aphroditischem zu psychischem Leben übergehend. Jene tiefere Stufe trägt den tellurischen, diese höhere den uranischen Charakter. Aus der chthonischen Erde wird Psyche zu der himmlischen ⟨dem Monde⟩ erhoben. Wir erkennen jene Helena, die Aphroditens Naturgesetz nachgebend, der Leiden und Irrfahrten kein Ende findet, bis sie endlich auf der leuchtenden Mondinsel, die herrlichste der Frauen dem herrlichsten der Helden ⟨Achill⟩ in ewiger Verbindung vereint, die Ruhe findet, welche nicht der tellurische, sondern nur der himmlische Eros zu geben vermag. Dort unten alles Unruhe, Leiden, ebenso unerwartete Täuschungen als unerklärliche Lösungen: hier Ruhe, Ewigkeit und Sicherheit des Genusses, der Zauber der Verklärung, wie sie die Stille der Mondnacht über die am Tage geräuschvoll bewegten Wohnsitze der Menschen ausgießt. Dort die Unreinheit der tellurischen Materie, die Schlange und der

Schilf, die in dem Schlamme dunkler Tiefen ihre Entstehung finden, die Zeugen und Sinnbilder der regellosen Begattung von Wasser und Erde; hier der aus der Verpuppung des Stoffes zum Licht durchgedrungene, Licht suchende, und des Lichtes teilhaft gewordene Schmetterling; dort die rein stoffliche, hier die uranische Aphrodite; dort hetärische, hier eheliche Einigung; dort Soma ⟨Leib⟩, hier Psyche ⟨Seele⟩; dort der lichtlose Erdstoff, hier die gereinigte himmlische Erde, der Mond, der reinste der tellurischen Körper. In Psyche ersteigt Aphrodite selbst die lunarische Stufe, die höchste, welche des Weibes Stofflichkeit zu erreichen vermag. Ihr zur Seite erscheint Eros als Lunus.

Amor und Psyche vereinigt dasselbe Band, das Lunus und Luna, Achill und Helena umschlingt. Der Kuß, welcher sie vereint, ist das basium, das der Gatte der Gattin, nicht das suavium, das der Freund der Hetäre gibt. Die Reinheit und Keuschheit der zu endlicher Erfüllung gelangten Liebe ist in der Gruppe der sich zum Kusse umarmenden Gestalten mit einer Vollendung ausgedrückt, die durch keine lyrische Darstellung erreicht werden kann. Und doch würde es dem antiken Kunstgedanken durchaus widersprechen, hier an eine Darstellung rein geistiger Liebe zu denken. Wir haben nicht diese, sondern die zur höchsten Reinheit erhobene irdische Liebe vor uns. Wie der Mond der reinste der irdischen, der unreinste der himmlischen Körper, so nimmt auch Psyche dieselbe Mittelstellung auf der Grenze zweier Welten ein. Sie verbindet die Stofflichkeit der einen mit der Reinheit und ruhigen Klarheit der andern, zwingt den Körper zur Teilnahme an dem Licht, das Licht zur Verbindung mit dem Körper, und hält sich so gleich fern von der Unstofflichkeit der einen, wie von der Unreinheit der andern. Soma und Nus ⟨reiner Geist⟩ kommen in Psyche zur unlösbaren Verbindung, und geben so einem Wesen Entstehung, das den Stoff bis zu der äußersten Grenze der Veredlung, deren er fähig ist, erhebt. Dieser Stufe ist der Gedanke der geschlechtlichen Liebe nicht fremd. Aber sie hat

den aphroditisch-hetärischen Charakter abgelegt, und den der keuschen ehelichen Vereinigung angenommen. Psyches Leiden und endliche Erlösung sind selbst nur eine Weihe der Ehe, die das Geschlechtsleben der Frau aus den Sumpfgründen des unreinen Stoffes, in dem es seinen Untergang findet, auf jene Lichtbahn hinüberleitet, durch die es für sie zum Ausgangspunkt eines höhern psychischen Daseins werden kann. In dieser Erreichung ihres höchsten und letzten Berufs verbindet Psyche in sich jene beiden Begriffe, die sich auszuschließen scheinen, und doch in so vielen Mythen im innigsten Vereine auftreten: den des höchsten Muttertums und den der vollendeten Jungfräulichkeit. Und auch hierin steht sie wiederum mit dem Monde auf derselben Stufe. Ewig befruchtet, ist er zugleich ewig jungfräulich, als Mutter Jungfrau, als Jungfrau Mutter. Mit dem Monde verbindet sich notwendig der Begriff der Ehe und Geschlechtsmischung. Er ist seiner Natur nach die Verbindung beider Potenzen, seiner Natur nach hermaphroditisch, seiner Natur nach Lunus und Luna, Eros und Psyche. Er sucht das Licht, wie das Licht sich in ihn zu versenken nie aufhört. Die Erfüllung dieser höchsten Sehnsucht hat in dem Symplegma ⟨Umarmen⟩, in dem Mundkuß, in dem sich treffenden Blicke ihren Ausdruck gefunden. In diesem ersten, den Ehebund besiegelnden Kuß, „dem Cypria ⟨Aphrodite-Venus⟩ selbst ein Fünfteil eigenen Nektarsafts beimischt", scheint das kosmische Gesetz, das die uranischen Körper beherrscht, unter den Menschen seine Erfüllung zu erhalten, und die Harmonie der höhern und der niedern Welt hergestellt. Wie der Mond durch sich nichts vermag, sondern der Sonne ewig folgend, von ihr den Schein erborgt, mit welchem er in stiller Herrlichkeit leuchtet, so kann das Weib nur in ehelicher Einigung mit dem Manne zu jener höhern Schönheit gelangen, durch welche ihre Stofflichkeit des Mannes mehr geistiges Wesen an sich zu fesseln vermag.

Wir sehen, welche Beziehung diese Eros-Mysterien mit der

Dionysischen Religion verbindet, und welcher Stufe der Dionysos-Natur sie entsprechen. Jetzt wird uns auch die Lampe eine tiefere Beziehung gewinnen. Beim Scheine der bis zum obersten Rande mit Öl gefüllten Leuchte erkennt Psyche die göttlich schöne Gestalt ihres nächtlichen Besuchers, den ihr die Schwestern als häßlichen Drachen dargestellt hatten. Ihrem Arme entsinkt das Schwert, das dem Ungeheuer den Tod geben sollte. Unruhig flackert die Flamme, während das Mädchen mit wachsender Neugierde den verbotenen Anblick der herrlichen Gestalt, des schön gelockten Goldhaares, des buntgefärbten, an den äußersten Spitzen leicht zitternden Flügelpaares genießt, und unvorsichtig mit der Pfeilspitze sich den Daum ritzt. Da träufelt aus der Lampe selbst ein Tropfen brennendes Öl auf des Gottes rechte Schulter, als wäre es selbst von Sehnsucht getrieben, sich mit dem Herrn alles Feuers zu mischen. Aber Eros, aus dem tiefen Schlafe erwachend, rächt des Mädchens Ungehorsam durch Flucht. Ermattet zur Erde niedersinkend sieht sie den Geliebten in eben dem Augenblicke sich entrissen, da sie dessen Herrlichkeit erkannt hatte. So bildet der Vorfall mit der brennenden Lampe den wahren Wendepunkt im Laufe der Prüfungen, welche Aphrodite über die mit ihr an Schönheit wetteifernde Psyche verhängt. An die Stelle des mit Finsternis bedeckten Geschlechtsgenusses tritt die Sehnsucht nach dem Besitz des in all seiner Herrlichkeit erkannten Gottes. Zu der körperlichen Verwundung gesellt sich das tiefere Leiden des psychischen Schmerzes. Denn Verwundung ist das Prinzip der Liebe, wie Plutarch tiefsinnig es hervorhebt. Wie die Pflugschar die Erde, des Mannes Kraft des Weibes Mutterschoß verwundend eröffnet, also trifft auch auf dem physischen Gebiete Eros Pfeil verwundend des Mädchens Herz, und ihr ganzes Wesen durchströmt die schmerzensreiche, stets wachsende Sehnsucht nach Vereinigung mit dem einmal erblickten, stets vor Augen tretenden himmlischen Bräutigam. In der unruhig flackernden Flamme, in dem glühenden

Öle, das mit Eros sich zu verbinden strebt, ist Psyche selbst vorgebildet. Psyche sucht das Licht, wie die Phaläne, deren Flügel sie trägt, durch unwiderstehlichen Hang zu der Flamme hingezogen wird. An die Stelle der tellurischen Feuchtigkeit tritt die höhere Stufe des Feuers, an die der Finsternis und des Chaos jene des Lichts und der Ordnung, an die des ungeregelten Hetärismus die Sehnsucht nach Erhebung zu ehelicher Verbindung. Auf die tellurische Stufe reiner Stofflichkeit folgt die lunarische, auf welcher der Stoff selbst die Lichtnatur anzieht, und dadurch zu höherer Läuterung durchdringt. In der ölerfüllten brennenden Lampe ist diese lunarisch-physische Stufe des weiblichen Wesens zur symbolischen Darstellung gekommen.

Symbol und Mythus

Der Mythus ist die Exegese des Symbols. Er entrollt in einer Reihe äußerlich verbundener Handlungen, was jenes einheitlich in sich trägt. Dem diskursiven philosophischen Vortrage gleicht er insofern, als er, wie dieser, den Gedanken in eine Reihe zusammenhängender Bilder zerlegt, und dann dem Beschauer überläßt, aus ihrer Verbindung den letzten Schluß zu ziehen. Die Kombinierung des Symbols mit dem erläuternden Mythus ist eine sehr bemerkenswerte Erscheinung. Genügte dem Pamfilischen Grabbilde das Symbol für sich, so schien auf dem ⟨danach besprochenen⟩ Sarkophage die unterstützende Beigabe des Mythus zweckmäßig. In dieser Vereinigung findet es die Garantie seiner Fortdauer. Durch den Mythus gelangt die alte Würde der orphischen Symbolik wieder zu Bedeutung. Den Inhalt der Mysterienlehre in Worten darzulegen, wäre Frevel gegen das oberste Gesetz, ihn durch Mythen darzustellen, ist der einzig erlaubte Weg. Darin wurzelt die Benützung des Mythenschatzes als Gräbersprache. Während die Inschriften in der Regel nur zu untergeord-

neten Angaben benützt werden, sind die höhern Gedanken, welche Tod und Grab erwecken, in Mythenform mit Hilfe der Kunst zur Darstellung gekommen. Mehr und mehr wird das reine Symbol in den Hintergrund gedrängt. Der Mythus gelangt zu unbestrittener Herrschaft. Allmählich tritt die ganze Mythenwelt der Alten in ihre Gräber ein. Es bereitet sich ein Schauspiel, das die höchste Aufmerksamkeit verdient. Derselbe Mythenschatz, in welchem die alte Welt die frühesten Erinnerungen ihrer Geschichte, die ganze Summe ihrer physischen Kenntnisse, das Gedächtnis früherer Schöpfungsperioden und gewaltiger Erdwandlungen niedergelegt hatte, derselbe wird nun zur Darstellung religiöser Wahrheiten, zur Veranschaulichung großer Naturgesetze, zum Ausdruck ethischer und moralischer Wahrheiten und zur Erregung trostreicher Ahnungen, die über die traurige Grenze des stofflichen Fatum hinausführen. Der Inhalt der Mysterien in seiner doppelten physischen und metaphysischen Bedeutung wird im Gewande der Mythenbilder dem Beschauer vor die Seele geführt. Ist durch die anthropomorphische Gestaltung des Göttlichen der Himmel auf die Erde herabgestiegen, so wird jetzt durch den Eintritt der Mythen in das Mysterium die Erde wieder zum Himmel, das Menschliche wieder zum Göttlichen zurückgeführt, und in den Schicksalen der Heroen die Trefflichkeit und Tugend als der einzige Weg zur Überwindung der Materie und zum endlichen Lohne der Unsterblichkeit dargestellt. Der Mythus, der als Glaube nicht mehr galt, erhält durch seine Verbindung mit Mysterium und Grab wieder das höchste Ansehen. Der alte einfache symbolische Glaube, wie ihn Orpheus und die großen Religionslehrer der frühesten Zeit teils geschaffen, teils überliefert erhalten, kommt im Grabmythus zur Auferstehung in anderer Gestalt. Neue Symbole und neue Mythen erschafft die spätere Zeit keine. Dazu fehlt ihr die Jugendfrische der ersten Existenz. Aber dem Schatze überlieferter Darstellungen weiß das spätere, mehr auf sein Inneres gerichtete

Menschengeschlecht eine neue vergeistigte Bedeutung unterzulegen. So werden die Mythen, um mit Plutarch über den Genius des Sokrates zu reden, Bilder und Schatten höherer Gedanken, die durch das Rätselhafte selbst eine tiefere Ehrfurcht einprägen. Sie gleichen jenen mimischen ›Darstellungen‹ (katadeixeis), in welchen der Eingeweihte die erhabenern Wahrheiten der Mysterien wie im Spiegel anschaute. Sie sind in ihrer ganzen Anlage in Szene gesetzte Mythen, und manche Einzelheiten lassen das Vorbild szenischer Aufführung tragischer Werke noch deutlich erkennen.

Das ruhende Symbol und die mythische Entfaltung desselben vertreten in den Gräbern Sprache und Schrift. Sie sind selbst die Sprache der Gräber. Alle höhern Betrachtungen, zu welchen das Rätsel des Todes Veranlassung gibt, der Ausdruck des Schmerzes und des Trostes und der Hoffnung, der Furcht, der düstern und der fröhlichen Ahnung bleibt der Darstellung durch Künstlerhand vorbehalten. Diese Erscheinung hat einen tiefern Grund. Zu arm ist die menschliche Sprache, um die Fülle der Ahnungen, welche der Wechsel von Tod und Leben wachruft, und jene höhern Hoffnungen, die der Eingeweihte besitzt, in Worte zu kleiden. Nur das Symbol und der sich ihm anschließende Mythus können diesem edlern Bedürfnisse genügen. Das Symbol erweckt Ahnung, die Sprache kann nur erklären. Das Symbol schlägt alle Saiten des menschlichen Geistes zugleich an, die Sprache ist genötigt, sich immer nur einem einzigen Gedanken hinzugeben. Bis in die geheimsten Tiefen der Seele treibt das Symbol seine Wurzel, die Sprache berührt wie ein leiser Windhauch die Oberfläche des Verständnisses. Jenes ist nach innen, diese nach außen gerichtet. Nur dem Symbole gelingt es, das Verschiedenste zu einem einheitlichen Gesamteindruck zu verbinden. Die Sprache reiht einzelnes aneinander, und bringt immer nur stückweise zum Bewußtsein, was, um allgewaltig zu ergreifen, notwendig mit e i n e m Blicke

der Seele vorgeführt werden muß. Worte machen das Unendliche endlich, Symbole entführen den Geist über die Grenzen der endlichen, werdenden in das Reich der unendlichen, seienden Welt. Sie erregen Ahnungen, sind Zeichen des Unsagbaren, unerschöpflich wie dieses, mysteriös wie notwendig und ihrem Wesen nach jede Religion, eine stumme Rede, als solche der Ruhe des Grabes besonders entsprechend, unzugänglich dem Spotte und Zweifel, den unreifen Früchten der Weisheit. Darin ruht die geheimnisvolle Würde des Symbols, die zu der Erhöhung des hohen Ernstes der antiken Gräberwelt besonders beiträgt. Darin die ergreifende Macht der mythischen Darstellungen, welche uns die großen Taten der Vorzeit in dem beruhigten Lichte ferner, wehmütiger Erinnerung vor Augen stellen, und so an jener Weihe teilnehmen, mit welcher die alte Welt ihre Grabstätten in besonders hohem Grade zu umgeben wußte.

Der Seilflechter als Symbol (Oknos)

Den Gegenstand der folgenden Darstellung liefert das Bild, welches wir auf der Tafel ⟨Seite 63⟩ mitteilen. Es stammt aus derselben Grabkammer, der die drei Mysterieneier angehören. Anlage und Ausführung zeigen die höchste Einfachheit. In freier Landschaft sitzt, den Rükken einem aus verschiedenen Baulichkeiten bestehenden Gehöfte zugekehrt, auf mächtigem Steinblock ein bärtiger Alter, dessen Haltung den Ausdruck der Ruhe nach verrichteter Arbeit und hohen feierlichen Ernstes an sich trägt. Das Gewand, das den Kopf verhüllt, fällt in weiten Falten über den Rücken herab und läßt, indem es über die Beine zusammengenommen wird, die Brust, die Arme und beide Füße unverhüllt hervortreten. Die Rechte des Alten hält ein langes Seil, das ein in geringer Entfernung

gelagerter Esel benagt. Die Linke ruht lässig auf dem Knie. Friede liegt über der ganzen Szene. Es ist die Ruhe des Abends, die alles umfließt, den Alten, das Tier, das Gehöfte. Tiefes Stillschweigen herrscht. Die Lautlosigkeit des Grabes scheint in das Bild übertragen.

Was das Interesse dieses Gemäldes erhöht, ist die eigentümliche Auffassung, in welcher es uns einen auch sonst bekannten Gegenstand vor Augen führt. Der greise Oknus erscheint hier nicht, wie anderwärts, ganz seiner ewig vergeblichen Arbeit hingegeben, sondern von dem Werke ruhend. Müßig liegen auf seinem Schoße die Hände, die sonst das Seil zu drehen beschäftigt sind. Jeder Gedanke an Mühe, an Buße und Strafe ist geflissentlich entfernt. Auch die Umgebung ist eine ganz andere als die gewöhnliche. In friedlicher Landschaft hat sich der Greis zur Ruhe niedergelassen. Das von Bäumen beschattete Gehöfte scheint eben von seinen Eigentümern verlassen worden zu sein. Die Schöpfung mit aller ihrer Lust umgibt den Alten, der sonst in den Hades und die sonnenleeren Tiefen der Erde verwiesen wird. Die großen Büßer der Unterwelt würden zu der Darstellung, welche das Pamfilische Bild zeigt, gar nicht passen. Die Danaïden, Ixion, Sisyphos, Cerberus schließen sich wohl dem arbeitenden, nicht aber dem ruhenden Oknus, wohl dem Büßer des Hades, nicht dem Bewohner des Sonnenreiches an. Ein entschiedener Gegensatz sondert die Pamfilische Darstellung von den andern.

Nicht künstlerisches Spiel, sondern bewußte Absicht hat die traditionelle Auffassung verlassen und sich zu ihr in Gegensatz gestellt. Der duldende Oknus ist zum befreiten geworden. Ja je enger der Begriff von Strafe und Buße mit dem seilflechtenden Alten zusammenhing, um so energischer tritt nun die Idee der Erlösung und Ruhe dem Beschauer entgegen. Als seilflechtender Greis war Oknus bekannt; hier erscheint er müßig. Der Gedanke ewig vergeblicher Arbeit bildete sein innerstes Wesen; hier ist ihm Ruhe und Sorglosigkeit zuteil geworden. Als Bewohner des

Oknos als Geweihter der Mysterien.

(Er gibt sich, über die entstehende und vergehende Welt mit ihren Mühen hinausgehoben, ruhiger Betrachtung hin)
Nach einem antiken Fresko in der Villa Pamfilia, Rom

Oknos der Seilflechter.

(Aus Schilf, dem Urstoff, flicht er in ewig sinnloser Mühe das Seil, welches die Eselin, die zerstörende Macht der Natur, ewig wieder in sich hineinschlingt: ein Sinnbild der zugleich schöpferischen und vernichtenden Naturkraft, des Kreislaufs alles Geschehens)
Nach einem antiken Fresko im Kolumbarium an der Porta Latina, Rom (1832 von Campana entdeckt)

Oknos der Seilflechter.

(Die Figur links vom Betrachter ist eine wassertragende Danaïde)
Von einem marmornen Rundaltare des Museo Pio-Clementino, Rom

Hades ward er oft genannt; hier weilt er im Reiche der Lebenden. Wie entschieden mußte auf solchem Hintergrunde der Gedanke der Befreiung und Erlösung hervortreten, wie nachdrücklich im Lichte des Gegensatzes die Idee des Pamfilischen Bildes sich offenbaren! So rechtfertigt sich die Aufmerksamkeit, welche wir für dieses in Anspruch nehmen. Der ethische Gedanke, der in ihm liegt, bildet die höchste Vergeistigung eines Symbols, das seiner Grundlage nach dem rein physisch-materiellen Leben der Schöpfung angehört. Ich mache es zur Aufgabe dieser Darstellung, der ursprünglichen Bedeutung des Bildes vom seilflechtenden Oknus nachzuforschen und die verschiedenen Wandlungen und Umgestaltungen anzudeuten, welche unsere Hieroglyphe von rein physischen zu ethischen, von stofflichen zu immateriellen, abgezogenen Bedeutungen hindurchführten.

Um für die ganze Arbeit eine sichere Grundlage zu gewinnen, wird hier vorerst eine Zusammenstellung der erhaltenen Denkmäler und schriftlichen Zeugnisse unternommen. Unter jenen behauptet das Grabbild, welches wir auf der Tafel ⟨auf Seite 64 als erstes⟩ mitteilen, die erste Stelle. Im Jahr 1832 wurde zu Rom nahe bei der jetzt zugemauerten Porta Latina von Campana eines jener großen Grabgebäude ans Licht gezogen, denen man den Namen Kolumbarien zu geben übereingekommen ist. Von den kleinen Grabnischen, welche im Innern des Gebäudes sich vorfinden, tritt dem Besucher diejenige, welche die Oknusdarstellung enthält, zuerst entgegen. Sie liegt der Treppe, auf welcher man in das Grabgemach hinabsteigt, gerade gegenüber. Ihre Form ist diejenige einer Aedicula ⟨eines kleinen Tempels⟩, mit Fries und Giebelfeld gekrönt. An beiden Stellen haben sich bis heute Reste alter Malereien erhalten. Im Giebelfelde, die Mitte desselben nach der ganzen Höhe ausfüllend, erscheint Chiron, den Knaben Achill im Leierspiele unterrichtend. Dem Wort und Beispiel des weisen Kentauren schenkt der Peleide seine volle Aufmerksamkeit. Der Fries war in der ganzen, über zwanzig römische Pal-

men betragenden Längenausdehnung mit Bildern geschmückt. Die meisten derselben sind verschwunden. Erhalten blieben nur allein die beiden äußersten Stücke, rechts das Oknus-bild, links der dreiköpfige Cerberus. Von hochragenden Schilfpflanzen umgeben, flicht der kahlköpfige, bärtige, in ein Ärmelgewand gehüllte Greis das Seil, dessen zur Erde fallendes fertiges Ende von einer Eselin gierig benagt wird. In der knieenden Stellung und der ausschließlich auf seine Arbeit gerichteten Aufmerksamkeit des Alten liegt der Ausdruck der höchsten Anstrengung, in seiner ganzen Erscheinung ein unterweltlicher Charakter, der an die Düsterkeit eines Charon erinnert. Die nackte, jugendlich weibliche Gestalt, die ihr vom Winde leicht geschwelltes Gewand mit den Fingerspitzen festhält, gehört einer zweiten, von Oknus und seiner Eselin unabhängigen Gruppe an. Man hat kaum eine andere Wahl, als sie einer Darstellung des Danaïdenmythus zuzuweisen, obwohl nichts auf Teilnahme an der nie endenden Arbeit der jugendlichen Büßerinnen hinweist. Geringer noch ist das am linken Ende erhaltene Stück. Der dreiköpfige Cerberus gibt uns aber die Gewißheit, daß der ganze Fries eine fortlaufende Darstellung acherontischer Bilder enthielt, und daß Oknus hier in der Gesellschaft der großen Büßer des Hades dargestellt war. — Außer dem Campanaschen Grabbilde haben sich noch andere monumentale Darstellungen des gleichen Gegenstandes erhalten. Auf einem marmornen Rundaltare des Museo Pio-Clementino erscheint Oknus in Verbindung mit den Danaïden ⟨Seite 64 als zweites mitgeteilt⟩. Die Darstellung der Danaïden ist von der des Oknus so wenig geschieden, daß die nagende Eselin und die erste der Hydrophoren ⟨Wasserträgerinnen⟩ örtlich verbunden erscheinen. In der Kleidung schließt sich der Künstler dieses Denkmals am meisten dem des Pamfilischen Grabes an. Oknus ist, gleich den Danaïden, ganz seiner hoffnungslosen Arbeit hingegeben. Die Tücke des Tieres wird durch dessen Stellung hinter dem Rücken des fleißigen Greises recht an-

schaulich hervorgehoben, und dadurch an einen Festgebrauch der Apaturien erinnert, wo man sich zurief: Der Mann mit dem schwarzen Ziegenfelle steht hinter dir. — Der vatikanische Rundaltar war ohne Zweifel Gottheiten chthonischer Natur gewidmet, eine ara, kein altare.

Diesen Monumenten schließt sich eine Reihe schriftlicher Zeugnisse an. Es ist beachtenswert, daß die meisten derselben auf künstlerische Darstellungen des Oknus zurückweisen. Am berühmtesten war das Polygnotsche Bild in der Lesche ‹Halle› von Delphi. Pausanias gibt folgende Beschreibung: »Nach ihnen ist ein sitzender Mann, den eine Beischrift Oknos nennt; er ist dargestellt, wie er ein Seil flicht; neben ihm steht eine Eselin, die ihm immer unter der Hand das wegfrißt, was er soeben geflochten hat. Dieser Oknos soll ein fleißiger Mann gewesen sein, aber eine verschwenderische Frau gehabt haben; was er durch seine Arbeit gewann, wurde von ihr bald wieder verschwendet. Hiermit also, glauben sie, spielte Polygnot auf die Frau des Oknos an; ich weiß aber, daß auch bei den Joniern das Sprichwort besteht, wenn sie jemanden sehen, der sich mit einer nutzlosen Beschäftigung abquält: der flicht am Oknos-Strick. Oknos nennen die Wahrsager, die Vogelschau betreiben, auch einen gewissen Vogel, und es ist dieser Oknos die größte und schönste Reiherart, aber selten wie nur irgendein Vogel.‹ Als unterweltlicher Büßer war Oknus ferner auf einem Gemälde dargestellt, welches Plutarch („Über den Frohsinn" 14) beschreibt.

Aber nicht nur auf Kunstwerken, auch in der alten Komödie erschien Oknus als Büßer im Hades. So hatte ihn Kratinus aufgeführt (Photius »Lexikon«). Zuletzt erscheint Oknus bei Propertius: Derjenige, welcher zuerst die Kunst der Lagerumwallung erfunden, verdiene des Oknus Strafe. Der Begriff der Buße und Strafe kehrt auch hier wieder. Ja, als Verbrechen, das durch solche ewig vergebliche Arbeit gesühnt werden soll, erscheint hier jene ›Trägheit‹ (pigritia), welche auch bei Plinius als das Wesen des Oknus

hervorgehoben wird. Ruhig und tatenlos hinter Wall und Graben liegen, bildet den Gegensatz zu jenem kühnen, nie rastenden Unternehmungsgeiste, der Propertius als die höchste Auszeichnung des Feldherrn erscheint. Zu dieser Auffassung gab die Wortbedeutung von Oknus die nächste Handhabe. Zaudern, Zögern, Bedenklichkeit, Tatlosigkeit bildet den eigentlichen Inhalt derselben. Über die Trägen wird nun ewige, nie unterbrochene, stets vereitelte Arbeit als Strafe verhängt ... Diese Auffassung verdient darum besondere Hervorhebung, weil sie zu der Darstellung des Pausanias in entschiedenem Gegensatze steht. Denn hier wird Oknus nicht ›träge‹ (piger), sondern ›fleißig‹ (anēr philergos) genannt.*

Jetzt ist es unsere Aufgabe, der ursprünglichen Bedeutung des seilflechtenden Oknus nachzuforschen.

Diese muß ihrer Grundlage nach notwendig eine physische sein. Der seilflechtende Oknus ist ein Natursymbol. Wie die Geschichte der einzelnen Wörter stets mit der sinnlich-natürlichen Bedeutung eröffnet, und erst im weiteren Fortgang der Entwicklung zu abgezogenen, figürlichen Anwendungen fortschreitet, wie in der Religion, in der Entwicklung des einzelnen Individuums und der Menschheit überhaupt derselbe Fortschritt von dem Stoffe und der Materie zu Seelischem und Geistigem zu bemerken ist: also haben auch die Symbole, in welchen die früheste Menschheit ihre Anschauungen von der Natur der sie umgebenden Welt niederzulegen gewohnt war, eine rein physisch-materielle Grundbedeutung. Die Natur hat, wie die Sprache, so auch die Symbolik auf ihren Schoß genommen. Es wird sich später zeigen, wie gerechtfertigt die Zusammenstellung der Sprache und der Symbolik gerade in Beziehung auf Oknus ist. Zwischen dem seilflechtenden Alten und den verschiedenen Bedeutungen des Wortes oknos ‹Zaudern, Saum-

* Die Erklärung des Namens Oknus-Aucnus siehe unter den Anmerkungen.

seligkeit. — Vermehrer› findet ein so genauer Zusammenhang statt, daß beide eine einzige Reihe der Entwicklung bilden, wobei die Wortbedeutungen als spätere Entfaltung des Oknussymbols sich darstellen. Die Erklärungen und Beziehungen, mit welchen wir im Laufe des ersten Abschnittes bekannt geworden sind, erscheinen als verhältnismäßig sehr späte Deutungen und als Versuche einer Zeit, welcher die ursprüngliche Anschauung, aus der das Symbol selbst hervorgegangen, nicht mehr gegenwärtig war. Abgeleitet und ganz sekundär ist der Gedanke an Pigritia, Saumseligkeit und Trägheit. Nicht weniger sekundär die Auslegung der Jonier, der Gedanke an einen fleißigen Ehemann, eine verschwenderische Hausfrau, an eine Arbeit ohne Nutzen und Ertrag; ebensowenig ursprünglich die Idee der Strafe und Buße und jene entgegengesetzte der Erlösung und Befreiung, wie sie in der Darstellung des Pamfilischen Bildes hervortritt. Alle diese Gedanken verdienen Berücksichtigung, weil sie von den Alten in dem Bilde des seilflechtenden Greises erkannt worden sind: sie selbst aber haben das Symbol nicht erschaffen, sondern sich hinterher an dasselbe angeschlossen.

Die ursprüngliche Naturbedeutung ergibt sich aus einem Kultgebrauch des Nillandes. Diodor beschreibt denselben in folgenden Worten: ›Auch viele andere Dinge unserer Mythologie seien in ägyptischen Gebräuchen bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar nicht nur als Namen, sondern auch als tatsächliche Übungen. So sei in der Stadt Akanthos, jenseits des Nil nach Lybien hin, hundertzwanzig Stadien von Memphis, ein durchlöchertes Faß, in welches dreihundertundsechzig Priester jeden Tag Wasser aus dem Nil tragen. Nicht weit davon könne man die Fabel von Oknos verwirklicht sehen in einer Gesellschaft, von der einer vorn an einem langen Seil flechte, während andere am hinteren Ende das Geflochtene wieder auflösen.‹ Diese Stelle ist um so wichtiger, da sie einer größeren Ausführung über den Zusammenhang griechischer

und ägyptischer Religion angehört, und von dem Gedanken ausgeht, daß manches, was Griechenland nur noch als Mythus kennt, in dem Heimatlande Ägypten als Kultgebrauch noch fortbestehe und Teil der Religionsübung bilde. Die historische Verknüpfung mag als individuelle Meinung des griechischen Geschichtschreibers gering angeschlagen oder geradezu verworfen werden: die Kulthandlung des Seilflechtens selbst wird als Tatsache dargestellt und muß als solche angenommen werden.

Ihre Bedeutung kann nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Das Flechten des Seils ist eine symbolische Handlung, welche nicht selten wiederkehrt und mit dem Spinnen und Weben der großen Naturmütter auf einer und derselben Anschauungsweise beruht... Unter dem Bilde des Spinnens und Webens ist die Tätigkeit der bildenden, formenden Naturkraft dargestellt. Die Arbeit der großen stofflichen Urmütter wird dem kunstreichen Flechten und Wirken verglichen, das dem rohen Stoffe Gliederung, symmetrische Form und Feinheit verleiht. Vollendet treten die Organismen alle aus dem Schoße der Erde hervor. Von der Mutter haben sie das kunstreiche Gewebe des Leibes, das jene mit unerreichbarer Meisterschaft im dunkeln Schoße des Stoffes bereitet. Darum verdient Terra ⟨die Erde⟩ vor allen die Bezeichnung ›Künstlerin‹ (daedala, artifex rerum), darum die Urmutter den Namen ›Mutter Bildnerin‹ (mētēr plastēne). Daraus stammt auch der Hand ihre hohe Bedeutung, namentlich ihre Beziehung zu der Naturzeugung und der Mütterlichkeit des Stoffes. Als Sitz aller Kunstfertigkeit ist sie es, welche der rohen Materie ihre Gliederung gibt und mit dem Leben zugleich auch schöne Form verleiht. In der Gliederung der Hand liegt ihre Tüchtigkeit zur Fertigung der vollendetsten Arbeit. Darum galt nach Sueton die gespaltene Hufe, durch welche Cäsars Pferd sich auszeichnete, als Vorbedeutung der höchsten Macht, darum umgekehrt nach Plutarch der Mangel solcher Gliederung als eine Bestätigung der dämonisch-ver-

derblichen Natur des Esels. Wenn die griechischen Darstellungen des Oknussymbols das schaffende Prinzip in Menschengestalt, das zerstörende unter dem Bilde eines Tieres darstellen, so tritt in diesem Gegensatz die Bedeutung der Hand noch schärfer hervor. Das Schaffen ist Kunstfertigkeit, das Vernichten ein Werk roher Kraft. Jene ruht in der menschlichen Hand, diese wird der dämonischen Tiernatur zugewiesen.

Kam so in dem Spinnen, Flechten, Weben die Tätigkeit der Naturkraft, ihr kunstreiches Formen und Gestalten zur Darstellung, so erkannte man in jener Arbeit noch andere Bezüge zu dem Werke der tellurischen Schöpfung. In dem Zusammenwirken zweier Fäden konnte man die Duplizität der Kraft, und die zu jeder Generation erforderliche Durchdringung beider Geschlechtspotenzen erkennen. Noch deutlicher trat diese Vereinigung in der Technik des Webstuhls hervor. Die Durchkreuzung der Fäden, ihr abwechselndes Hervortreten und Verschwinden, schien ein vollkommen entsprechendes Bild der ewig fortgehenden Arbeit des Naturlebens darzubieten. Wenn in seinem unterirdischen Würfelspiel mit Demeter Rhampsinit bald verliert, bald gewinnt, und dann bei der Rückkehr von der Göttin mit dem goldenen Handtuch beschenkt wird, so ist dieses selbst eine Darstellung des Naturgewebes, in welchem Licht und Schatten, Hervortreten und Verschwinden als gleich notwendige Faktoren erscheinen. Wenn ferner Arachne auf ihrem Gewebe vorzugsweise der Götter Liebesabenteuer und ihre Mischung mit sterblichen Frauen darstellt, wenn Hephaists Netz Aphroditens Beilager mit Ares umstrickt, wenn insbesondere Eileithyia ⟨die Göttin der Geburt⟩, die gute Weberin, als Geburtshelferin erscheint und von den delischen Jungfrauen vor der Hochzeit Spindeln mit Haarlocken umwunden zum Geschenk erhält, so zeigt sich hierin aufs klarste, welche erotische Bedeutung der Webearbeit und dem gekreuzten Ineinanderschlagen der Fäden zukommt ...

In dieser ‹physisch-erotischen Beziehung› ruht nun ferner die Idee von Fatum und ›Schicksal‹ (peprōmenē). In das Gewebe, aus welchem jeder tellurische Organismus besteht, wird der Faden des Todes mit hineingewoben. Untergang ist das oberste Naturgesetz, das Fatum des stofflichen Lebens, vor dem selbst die Götter sich beugen, das zu beherrschen sie sich nicht rühmen können. So wird das Gewebe der tellurischen Schöpfung zum Schicksalsgespinst, der Faden zum Träger des menschlichen Loses, Eileithyia, die Geburtshelferin, die gute Spinnerin, zur großen Moira, die an Alter selbst Kronos übertrifft. Rettend erscheint der Faden in seiner Verbindung mit der dionysischen Ariadne-Aphrodite, verderbenbringend jener, der beim Heiligtum der Erinnyen entzweibricht und diejenigen, welche nach der Kylonischen Unruhe seinem Schutze sich anvertraut hatten, der Wut des Volkes preisgibt. Auf diese Anschauung gründet sich jene, welche in Helenas und Eriphyles Schleier, nicht anders als in ihrem Halsband, ebenso in dem giftgetränkten Gewande, mit welchem das Weib dem weiberfeindlichen Herakles den Untergang bringt, das verderbende Schicksalstuch erkennt, die Tänien vorzugsweise den Gräbern und den unterirdischen Mächten weiht, den uranischen Gottheiten in ihrer siderischen Natur den Webstuhl, den Träger des in den Gestirnen geschriebenen höchsten Schöpfungsgesetzes beilegt und endlich, wie das Weltgebäude überhaupt, so insbesondere das menschliche Leben als ein großes Schicksalsgewebe darstellt.

Alle diese Auffassungen gehen auf eine Grundanschauung, nämlich auf jene erste, rein physische Idee von spinnenden und webenden Geburtsmüttern zurück. Aus zwei Schnüren wird das Seil zusammengeflochten. Die Zweiheit der Geschlechter, der Dualismus der beiden Lebenspole, die das Gespann der Schöpfung als Zwillingsbrüder mit unerreichbarer Schnelligkeit fortreißen, tritt zur Einheit zusammen und gibt der sichtbaren Schöpfung, dem horatos kosmos, seine erste Entstehung, seine stete Erneuerung und ewige

Verjüngung. Aber dieses Gewebe ist noch ein ganz rohes. Kein feiner Faden, kein kunstreiches Gespinst geht aus der Hand des fleißigen Mannes hervor. Als grobes, roh zusammengedrehtes, mächtiges Seil erscheint Oknus' Gespinst auf allen unsern, in Abbildung mitgeteilten Denkmälern. Diese Eigentümlichkeit ist nichts weniger als gleichgültig oder unbedeutend. Wie nach der ältesten, insbesondere nach der orphischen Theologie eine Entwicklung des Stoffes vom Formlosen zur Form, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, vom chaotisch Rohen zu immer feinerer Gliederung und Organisation stattfindet, und erst im Fortgang einer von unten nach oben weiterschreitenden kosmischen Ausbildung das Schöne zur Darstellung gelangt: so zeigen auch die Geburten des tellurischen Stoffes eine Abfolge des Werdens, in welcher eine stufenweise Entfaltung vom Rohen zum Künstlichen, von der unvollkommenen zur feineren Gliederung bemerkbar wird. Auf das einfache rohe Seil folgen feinere Gewebe, bis in den mit künstlichen Bildern der Erde und Götterwelt durchwirkten durchsichtigen Gewändern die höchste Kunstvollendung der Götterhand zur Offenbarung gelangt. In dem Liede, worin der Lesbier Leukos Aphrodites Kampf mit Athene um den Preis in der Webkunst besingt, wird dieser Unterschied des groben kunstlosen und des feinen zierlichen Gespinstes in sehr bedeutsamer Weise dargestellt. Aphrodite, die Urmutter der rohen tellurischen Zeugung, vermag Pallas' vollendete Fertigkeit nicht zu erreichen. Unerfahren in solchem Werke zeigen sich ihre Hände. Die Fäden, welche sie zustandebringt, erreichen die Dicke jener aus Weiden geflochtenen Seile, mit welchen der greise Schiffbauer die Zwischenräume der schlecht gefügten Balken seines Fahrzeuges ausfüllt. Die mächtigen, rohen Gespinste der zu feinerer Arbeit nicht geschickten Göttin erregen Athenens Gespötte. Unvollendeten Werkes eilt Aphrodite wieder zurück nach Cyprus, und unter ihrem Einfluß beginnt das Werk der tellurischen Zeugung von neuem (Nonnus, Dionys.). Es ist klar, daß

hier zwei Stufen schöpferischer Naturtätigkeit unterschieden werden. Aphrodite webt aus roherm Stoff der tellurischen Gebilde grobes Geflechte, Athene feinere Gewänder vollendeter Schönheit. Jene gehören der Erde, sind aphroditischer Erdzeugung, wie sie in den saftreichen Weidengesträuchen feuchter Tiefen sich darstellt, Ebenbild; diese erreichen eine höhere Stufe der Vollkommenheit, die himmlische. Jene bleiben unvollendet und werden wieder aufgelöst; vollkommen dagegen ist, was aus Athenens Händen hervorgeht. Dort liegt stoffliche Befruchtung verbunden mit den Schmerzen der Geburt dem Werke zugrunde. Auf Pallas' Seite ist rein olympisches Dasein, frei von aller stofflichen Lust, frei von Geburtsschmerzen, wie die Göttin selbst nur einen Vater, ihren Zeus, kennt.

Die bisherige Auseinandersetzung erhebt den wahren, ursprünglichen Sinn des im Nillande heimischen Natursymbols vom seilflechtenden Greise über allen Zweifel. Wir dürfen es als vollständig gesichert betrachten, daß in jener Hieroglyphe die schaffende und gestaltende Tätigkeit der stofflichen Kraft ihren Ausdruck gefunden hat. Dadurch gelangt nun eine unscheinbare Einzelheit des Campanaschen Bildes zu großer Bedeutung. Die auf der Tafel gegebene Abbildung zeigt, daß der Greis in der Umgebung hoch aufschießender Sumpfpflanzen seine nie endende Arbeit verrichtet. Man könnte in dieser Einzelheit eine Andeutung der sumpfigen Tiefen des acherontischen Stromes erkennen. Aber damit ist die Bedeutung jenes Beiwerkes für die Oknusdarstellung noch nicht erschöpft. Für diese hat die Nähe der unterirdischen Schlammgründe und ihrer Sumpfvegetation eine ganz besondere Wichtigkeit. Sie zeigt uns das Material, aus welchem der Strick geflochten wird und bringt in solcher Weise das rohe Geflechte des Seiles mit der tiefsten Stufe der Naturzeugung in einen notwendigen innern Zusammenhang. Der Gedanke, welcher in dem arbeitsamen Alten ein Sinnbild der schöpferischen Naturkraft erkennt, erhält nun eine genauere Bestimmung. Die Stufe

tellurischer Zeugung, welcher das Oknussymbol zunächst entspricht, ist nicht jene der laborata Ceres, der »tätigen Ceres, des Ackerbaus«, sondern die tiefere der durch keine menschliche Beihilfe vermittelten Vegetation, wie sie in feuchten Niederungen, zumal in Sumpfländern, am üppigsten gedeiht. In dem Schauspiel, welches das Sumpfleben dem erstaunten Blicke der ersten Menschheit darbot, trat die ganze Allgewalt tellurischer Schöpfung hervor. Kein Same hat den Mutterschoß der Erde befruchtet, kein Pflug die Furche geöffnet. Aus eigener Kraft sendet der Stoff, was er in dunkler Tiefe bereitet, vollkommen gebildet ans Licht des Tages empor. Die Halme wachsen, gelangen zu ihrer höchsten Entwicklung, altern, sterben ab, und werden durch neu aufschießende ersetzt, denen der gleiche Kreislauf der Entwicklung bevorsteht. Das Prototyp alles irdischen Lebens schien darin vor Augen gestellt. In der Vegetation des Sumpfes und in ihrem ewigen Kreislauf offenbarte sich das Gesetz, dem auch die Tier- und Menschenwelt unterliegt. Dasselbe Entstehen aus dem Mutterschoße des Stoffes, dasselbe Zurückkehren in das Dunkel desselben, dieselbe Erhaltung ewiger Jugend des Geschlechts durch das ewige Absterben des Individuums.

Diese reiche Gedankenfülle ist es, welche die alte Welt in dem Bilde des ewig aus Sumpfpflanzen sein Seil flechtenden Oknus niedergelegt hat. Wie sehr des Nillandes physische Natur gerade diese Auffassung und die aus ihr hervorgegangene Symbolik befördern mußte, liegt auf der Hand. Unter dem Einflusse jener Erscheinungen, welchen Ägypten sein Dasein und all seine Fruchtbarkeit verdankt, bildete sich dort jene Anschauung, die in den chthonischen Gewässern den Träger der phallischen Kraft, in der Erde den weiblich-empfangenden Stoff, in der Verbindung beider, wie sie die alljährliche Überschwemmung herbeiführt, den Akt zeugender Geschlechtsmischung erblickt. Demnach erscheint der Nil in seiner befruchtenden Kraft selbst als Osiris' physische Unterlage (Plutarch, „Isis und Osiris").

Seine Wogen wälzen des männlichen Gottes zeugenden Phallus mit sich fort, wie auf dem Mannheimer Bronzebilde der jonische Poseidon phallisch dargestellt und als ›Erwecker des Alls‹ (archē tōn pantōn) bezeichnet ist. Wie Osiris in dem Nilstrom, so wird Isis in dem von den überflutenden Gewässern befruchteten Landesteile erkannt. In der Verbindung beider liegt der Akt der tellurischen Begattung, die sich vollendet, wenn die Feuchtigkeit im Schoße des Stoffes aufgenommen und verschwunden ist. In Nachahmung dieses Naturvorgangs mischen die Priester in goldenem Kästchen Erde mit Wasser, gießen sie auch zu Akanthus die Wogen des Nils alltäglich aus 360 Urnen in ein durchlöchertes Faß, eine Kulthandlung, welche die Anfüllung und Befruchtung des Erdschoßes mit dem zeugenden Naß sinnbildlich darstellt. Wenn in diesen Anschauungen das tellurische Wasser als das Prinzip der Schöpfung erscheint, so wird in konsequenter Entwicklung des Gedankens der Sumpfschlamm zum Sitz und Träger aller irdischen Fruchtbarkeit erhoben.

Haben wir so die Gottheitsnatur erkannt, welche das Nilland dem Flußschlamme beilegt, so ergibt sich die Religionsbedeutung der Sumpfgewächse ganz von selbst. Während das Mysterium der Generation in den dunklen Gründen der feuchten Tiefe dem Menschen unbemerkbar sich vollendet, wird das Geheimnis durch den aufschießenden Röhricht verraten. In den Sumpfpflanzen, welche aus der Tiefe des Schlammes ans Licht emporwachsen, tritt die Frucht des in Selbstumarmung empfangenden Stoffes vor der Sterblichen Blick. Die Naturanschauung, welche sich hierin ausspricht, ist leicht zu enträtseln. Was wir dabei besonders zu beachten haben, ist die Gleichstellung der Sumpfzeugung mit hetärischer Geschlechtsverbindung. Beide stehen auf derselben Linie. Haar und Sumpfpflanze werden einander gleichgesetzt.

Der schaffenden und mehrenden Tätigkeit wird eine auflösende und mindernde entgegengesetzt. Zwei Kräfte wir-

ken sich in ewiger Feindschaft entgegen. Zwei Ströme treffen mit gleicher Gewalt aufeinander. Durch ihr gegensätzliches Zusammenwirken wird der Schöpfung ihre ewige Jugendfrische erhalten. Das kleine Ende des Seiles, das zwischen dem schaffenden und dem zerstörenden Prinzip die Mitte hält, ist jene sichtbare Schöpfung, die, in nie rastender Bewegung begriffen, auch in keinem Augenblicke dieselbe bleibt. Dem verglichen, was längst wieder in den finstern Erdschoß zurückgekehrt ist, sinkt das sichtbare Ende zur Bedeutungslosigkeit hinab. Was ist die Zahl der Lebenden neben den unberechenbaren Scharen der Toten? Was die Spanne der jenen zugeteilten Zeit neben den Äonen, welche der flüchtige Augenblick der Gegenwart stets vergrößert? Mit Recht werden darum die Toten die »Mehrern«, plures, pleiones, genannt ... Wer eine Übersicht der ganzen Zeit und alles Seins besitzt, den kann das menschliche Leben unmöglich etwas Großes dünken. Es sinkt vielmehr zu einer während eines kleinen Augenblickes getragenen täuschenden Maske herab. Unter dem Schleier der Jugend liegt die runzlige Stirne der Urmutter verborgen. Was wirklich scheint, ist nicht das Wirkliche, das Werden Gegensatz des Seins. Alle diese Ideen knüpfen sich an den Anblick des kleinen Seil-Endes, das von der Arbeit der Jahrhunderte allein übrig ist..

Die Wahl des Esels zur Darstellung des bösen Prinzips ruht nicht auf freier Erfindung, noch überhaupt auf irgendwelcher Willkür. Sie schließt sich vielmehr der Religionsbedeutung des Tieres an und reicht mit Oknus in jene frühesten Zeiten zurück, aus deren Religionsauffassung die Heiligkeit des Esels hervorgegangen ist. Für Ägypten zumal zeigt die Rolle desselben auf den Oknusbildern eine so vollkommene Übereinstimmung mit der typhonischen Bedeutung, welche ihm das Nilland anweist, daß die Annahme libyschen Ursprungs des Ganzen Bestätigung erhält. Die Verteilung menschlicher und tierischer Bildung auf die beiden Seiten des Symbols wiederholt jene ägyptische Auffassung,

welche die tierische Natur schon als solche mit Typhons bösem Prinzip in Verbindung bringt, und nach Plutarchs Bemerkung von dem Götterpaare Isis-Osiris nur die weibliche Potenz in Tieresgestalt darstellt, niemals die männliche. Diese Erscheinung zeigt, daß zwischen dem auflösenden Prinzip und der Weiblichkeit eine innere Verbindung besteht, wie sie in der »Eselin« (theleia onos) ihre bildliche Darstellung gefunden hat.

Die Erläuterung der einzelnen Bestandteile des Campanaschen Oknusbildes ist jetzt vollendet. Die Bedeutung, welche wir gleich eingangs unserer Darstellung hervorhoben, hat sich nach allen Seiten hin bestätigt. Die entgegengesetzte Tätigkeit des seilflechtenden Greises und der nagenden Eselin ist die Darstellung eines Natursymbols, dessen Inhalt jetzt nicht mehr rätselhaft sein kann. Was seine Bedeutung erhöht, liegt darin, daß nicht irgendeine einzelne Seite des tellurischen Lebens aufgefaßt und sinnbildlich verkörpert wurde, daß vielmehr das Grundgesetz, das alles Naturleben beherrscht und über der ganzen sichtbaren Schöpfung waltet, seinen einfachen und völlig verständlichen Ausdruck erhalten hat. Das Erdleben erscheint hier in seiner ewigen Wandlung, einem Strome vergleichbar, der unruhig aus seiner Quelle hervorbricht, die Bewegung zu seinem innersten Prinzipe hat, und durch jeden Schritt dem Ozeane, in dem er verschwinden soll, entgegengeführt wird. Die Vergänglichkeit alles sublunarischen Daseins ist der höchste Gedanke, der uns entgegentritt.

Und doch ist dies nicht der letzte Gedanke, welcher die Aufnahme des Oknusbildes in den Gräbern der Alten hervorrief. Ein anderer viel höherer verbindet sich mit ihm. Es tritt uns ein Gegensatz vor die Seele, welcher einer ganz neuen Ordnung von Ideen angehört und ganz neue Betrachtungen in sich schließt.

In der bisherigen Darstellung hat nur der ursprüngliche Inhalt des Oknussymbols Erläuterung gefunden. Seine Aufnahme in die Gräberwelt und die Verbindung, in wel-

cher es hier erſcheint, blieb völlig unberückſichtigt. Dieſe nun hat dem urſprünglichen Religionsgedanken eine ganz neue, unerwartete Wendung gegeben. Oknus erſcheint in der Reihe der großen Büßer des Hades. Ixion, Tantalus, die Danaïden ſind ſeine Genoſſen. Die Schrecken der Unterwelt umgeben ihn. Er ſelbſt erſcheint als ihr Opfer. Nie endende Mühe und Pein bildet ſein und ſeiner Gefährten Los. Der einzige Gedanke, den des Bildes Anblick erregt, iſt Strafe und Buße am Ufer des unterirdiſchen ächzenden Stromes ewiger Leiden. Dem urſprünglichen Sinne, den wir oben erläuterten, bleibt jede ſolche Idee fremd. Von Buße und Pein keine Rede, nichts von Schrecken der Unterwelt, keine Tat, welche ſie zu rechtfertigen vermöchte. In dem unverwandten Fleiße des Greiſes trat vielmehr eine den Sterblichen wohlwollende Geſinnung und die Natur des lebenzeugenden, lebenerhaltenden Agathodaimon hervor, ja im Gegenſatz zu der typhoniſchen Eſelin erſchien der Greis als Verkörperung des guten Prinzips, das dem dämoniſch-vernichtenden ewig den Sieg ſtreitig macht. Ein wahrer Abgrund ſcheint den Akanthiſchen Seilflechter von dem büßenden Oknus der römiſchen Gräber zu trennen.

Weit entfernt, dieſe Verſchiedenheit zu verkennen, haben wir ſie vielmehr in ihrer ganzen Schärfe feſtzuſtellen. Wir treten vor eine Erſcheinung, die als mythologiſches Faktum feſtſteht, und in der Entwicklung des durchlöcherten Danaïdenfaſſes ein ganz entſprechendes Analogon findet. Gleich den Danaïden wird Oknus in die Unterwelt verwieſen. Gleich ihnen nimmt er die Natur eines großen Büßers an. Hier wie dort wird der Ausdruck des Segens zum Ausdruck des Fluchs, und wie für die Danaïden jeder Gedanke an ein beſonderes Verbrechen verſchwindet, ſo knüpft ſich auch Oknus' Strafe und Pein an keine einzelne Untat an. Neben den waſſerſchöpfenden Mädchen wird der ſeilflechtende Greis zur Darſtellung des hoffnungsloſen Lebens und der ebenſo hoffnungsloſen Zukunft derer, welche die Wohltat der Myſterien von ſich ſtoßen und dem ſtoff-

lichen Dasein allein anheimfallen. Das ist der höchste und letzte Gedanke, zu dem das Symbol des seilflechtenden Greises erhoben wurde, das auch derjenige, welcher seine Aufnahme in die Gräberwelt leitete und dem Beschauer aus seinem Bilde entgegentrat. Es ist jener höhere Mysteriengedanke, dem sich die Darstellung der unterweltlichen Qualen und Schrecken unterordnet. Es gibt eine Rettung aus den Händen jener finstern Mächte, die mit nie endender Pein den Sterblichen schrecken. Wer durch die Weihe der Mysterien sich den Gott zum Führer wählt, der hat nicht nur auf der stürmischen See, sondern auch im Tode den Sieg über sie davongetragen, wie Herakles über den Hund des Hades, Ödipus über die Sphinx, Orpheus über die Sirenen, deren todbringendem Gesang er den rettenden seiner höhern Weisheit entgegensingt. Nicht was der Tote erwartet, sondern was er überwunden, zeigt der Campanasche Fries der ›Nicht-Eingeweihten‹ (tōn me memyemenōn), das ist die trostreiche Erklärung, welche über Oknus und der Danaïden Haupt gelesen werden muß. Was in der Lesche von Delphi durch Worte ausgesprochen wird, das stellt in dem Grabe der Porta Latina das Bild des Giebelfeldes dar. Der von dem weisen Chiron im Leierspiele unterrichtete Achill bildet das höhere Glied jenes Gegensatzes, der über der Nachtseite des menschlichen Loses den Einblick in das Lichtreich eröffnet. Mit Wohlgefallen erhebt sich das Auge von den Büßern der finstern Tiefe zu dem weisen Kentaur und seinem wohlgefällig horchenden Zögling, um nach dem Anblick der Schrecken auf dem Bilde des zum Genuß der höchsten ewigen Wonne durchgedrungenen Helden auszuruhn.

Nach der entwickelten Auffassung erscheinen die beiden Bilder der Campanaschen Aedicula als Darstellung zweier Lebensstufen, einer tiefern ohne die Wohltat der Initiation, und der höhern, welcher die Weihen jene in einem zukünftigen Leben verwirklichten bessern Hoffnungen zuteil

werden lassen. Derselbe Gegensatz nimmt noch eine andere Gestalt an. Er fällt mit dem Unterschied der stofflich-tellurischen und der unstofflich-solarischen Religionsstufe zusammen. Jene gehört einer niederern, diese einer reinern Auffassung der im Naturleben geoffenbarten Gottheitsnatur, jene einer ursprünglichern, diese einem entwickeltern Bildungsgrade an. Die religiöse Entwicklung des Menschengeschlechts folgt demselben Gesetze, das sich in der Ausbildung des einzelnen Individuums offenbart. Sie schreitet von unten nach oben, von dem Stofflichen zum Seelischen und Geistigen, von dem Formlosen zur Form, von dem Unreinen zum Reinen, von der Finsternis zum Lichte fort. Nach der ältesten orphischen Auffassung findet eine immer vollendetere Darstellung der Göttlichkeit statt, und in der immer größern Vollkommenheit des Geschaffenen kommt auch das schaffende Prinzip in stets wachsender Schönheit zur Offenbarung. Gleich jener mit so manchen Grabmonumenten verbundenen Stufenpyramide erbaut sich die religiöse Entwicklung unseres Geschlechts auf der breiten Basis der rein stofflichen Auffassung so auf, daß sie in allmählicher Erhebung aus der Materie immer mehr himmelanwärts strebt. Der Tellurismus mit seiner Materialität weicht dem höhern solarischen Prinzip, die chthonische Auffassung der Kraft der Anerkennung ihrer uranischen Natur. Über dem Poseidonisch-Plutonischen erhebt sich das apollinische Prinzip des Lichts. Diesem gegenüber erscheint jenes nicht nur als eine unreinere und tiefere Stufe der Göttlichkeit, es nimmt auch vielfältig die Bedeutung einer dem Menschen feindseligen dämonischen Macht an, die nur durch ihre Unterordnung unter das neue höhere Lichtreich dem Sterblichen wieder zum Segen gewendet werden kann. So ist das blutige Recht der Erinnyen Apollons sühnender Göttlichkeit gewichen und zuletzt versöhnt. Der Tellurismus mit all seiner finstern Gewalt hat sich vor dem höhern himmlischen Lichtrecht des Pythiers ⟨Apollon⟩ gebeugt und seine ältren Ansprüche denen des neuen Gottes untergeordnet. .

Der gleiche Gedanke verbindet sich mit allen jenen Bildern, welche Polygnot aus der Hadeswelt der Griechen in die delphische Halle übertrug. Über ihnen leuchtet des pythischen Gottes wohltätige reinere Natur um so heller hervor.

Haben wir so in dem Bilde der delphischen Lesche denselben Gedanken erkannt, der den Gegensatz des büßenden Oknus und des apollinischen Achill auf der Aedicula des römischen Grabes beherrscht, so wird es nun leichte Mühe, auch die besondere Wendung, welche der Künstler des Pamfilischen Kolumbarium der Oknusdarstellung lieh ⟨erste Abbildung unserer Tafel⟩, in ihrer Veranlassung und Bedeutung zu würdigen. In der Abweichung von den übrigen Darstellungen, wie sie uns Schriftsteller und Monumente übereinstimmend zeigen, liegt das besondere Interesse des auf unserer Tafel mitgeteilten Gemäldes. Es überrascht durch die ruhende Haltung, welche es dem Greise leiht. Aufgegeben ist hier jene Arbeit des Seilflechtens, welche wir als den wesentlichsten Zug der Oknusdarstellung fanden. Die tiefe Ruhe, der der Alte sich hingibt, hebt den Gegensatz zu der überlieferten Auffassung recht absichtlich hervor. Sie hat in der liegenden Stellung des Tieres eine nicht weniger bewußte Fortsetzung erhalten. Verschwunden sind aus der Umgebung alle jene Büßer der Unterwelt, die den Beschauer in die Schrecken des Hades einführen. Wie Oknus selbst durch seine Untätigkeit jeden Gedanken an Qual und Strafe ausschließt, so atmet auch die Landschaft, in deren Mitte er sich niedergelassen hat, nur Ruhe und Frieden. Die Stille des Abends scheint den Greis vor sein Gehöfte gelockt zu haben. Hier rastet er von der Arbeit des Tages und gewährt dem Tiere, das seine ländlichen Mühen teilte, das Spiel mit dem Seile. So ist das delphische Vorbild gänzlich aufgegeben und alles geflissentlich zum Gegenteil verkehrt. Welcher Gedanke konnte den Maler zu diesem Verfahren bestimmen?

Es würde unmöglich sein, dafür irgendeine Erklärung oder

Rechtfertigung zu finden, wollten wir von der natursymbolischen Bedeutung des Oknusbildes unsern Ausgang nehmen. Für diese ist die Handlung des Seilflechtens so unerläßlich, daß eher alles übrige aufgegeben werden konnte, wenn nur sie ihren Ausdruck fand. Dadurch sind wir genötigt, uns auf ein ganz anderes Gebiet der Erklärung zu begeben und der Bedeutung zu gedenken, welche Oknus den Mysterien gegenüber annahm. Jetzt erhält alles befriedigende Lösung. Der Gedanke des Pamfilischen Bildes erscheint in seiner ganzen Schönheit. Durch die einfachsten Mittel wird eine Ideenwendung hervorgebracht, wie sie dem schriftlichen Ausdruck in gleicher Kürze und bündiger Klarheit unerreichbar wäre. Aus dem büßenden Oknus ist der befreite geworden.. Der bärtige Alte zeigt uns den Initiierten selbst. Die Gestalt hat denselben doppelten Bezug, wie die ganze Darstellung. Sie ruft zugleich den mythologischen Oknus und den für uns namenlosen Eigentümer jenes Gehöftes, das er sterbend verlassen, vor die Seele, und stellt für jenen die endliche Befreiung von seiner Qual, für diesen den Beginn ewiger Ruhe, für beide die siegreiche Kraft der die Schrecken des Todes überwindenden höhern Mysterienmächte vor Augen.

Das ist die letzte Gestalt, welche das Natursymbol des seilflechtenden Greises angenommen hat. Aus einer Darstellung des tellurischen Lebens, und des dieses beherrschenden Gesetzes ist es zuletzt das Sinnbild der höchsten Stufe des menschlichen Daseins geworden. Erst ganz auf den stofflichen Kreislauf beschränkt, führt es jetzt den Blick über dessen Grenzen in das Reich des mit dem leiblichen Untergang beginnenden Lebens. Erst Ausdruck der werdenden, ist es jetzt Bild der seienden Welt. Anfänglich mit dem Gedanken der Vergänglichkeit verschwistert, zeigt es jetzt die Hoffnung wechselloser Zukunft, welche das grobe Gewebe des Leibes ruhig und gleichgültig der nagenden Eselin überlassen mag. Mit der Religion selbst ist Oknus aus den finstern Sumpftiefen in die Lichthöhen emporgestiegen. Er

bezeichnet das Tiefste und das Höchste, was die Erde bietet, die ganze Schwäche und die ganze Größe der vergänglichen Kreatur, des Menschen Unterwerfung unter das Gesetz des Todes, und seine Erhabenheit über dasselbe. Das höhere Dasein herrscht vor. Zwei Welten stehen nebeneinander, eine sinnliche und eine übersinnliche. Töricht wäre es, wie Aristoteles in der Metaphysik sich ausdrückt, diese jener aufzuopfern.

Denn alles ist Trübsal auf der Erd'
Und wir ruhen nicht aus von den Leiden.
Was süßer denn dies Leben ist, das birgt
Umwölkende Nacht vor der Sterblichen Blick.
Wir lieben nur dies mit so heißer Begier,
Weil hier auf der Erde uns dieses erstrahlt,
Und das andere nie einer erkundete.

*

Mutterrecht

und

Abendland

Aus dem »Mutterrecht«:

Die Vorrede
Lykien
Athen

Vorrede

Die vorliegende Abhandlung bespricht eine geschichtliche Erscheinung, welche von wenigen beachtet, von niemand nach ihrem ganzen Umfange untersucht worden ist. Die bisherige Altertumswissenschaft nennt das Mutterrecht nicht. Neu ist der Ausdruck, unbekannt der Familienzustand, welchen er bezeichnet. Die Behandlung eines solchen Gegenstandes bietet neben ungewöhnlichen Reizen auch ungewöhnliche Schwierigkeiten dar. Nicht nur, daß es an irgend erheblichen Vorarbeiten fehlt: die bisherige Forschung hat überhaupt für die Erklärung jener Kulturperiode, der das Mutterrecht angehört, noch nichts geleistet. Wir betreten also ein Gebiet, das die erste Urbarmachung erwartet. Aus den bekanntern Zeiten des Altertums sehen wir uns in frühere Perioden, aus der uns bisher allein vertrauten Gedankenwelt in eine gänzlich verschiedene ältere zurückversetzt. Jene Völker, mit deren Namen der Ruhm antiker Größe ausschließlich verbunden zu werden pflegt, treten in den Hintergrund. Andere, welche die Höhe der klassischen Bildung nie erreichten, nehmen ihre Stelle ein. Eine unbekannte Welt eröffnet sich vor unsern Blicken. Je tiefer wir in sie eindringen, um so eigentümlicher gestaltet sich alles um uns her. Überall Gegensätze zu den Ideen einer entwickeltern Kultur, überall ältere Anschauungen, ein Weltalter selbständigen Gepräges, eine Gesittung, die nur nach ihrem eigenen Grundgesetz beurteilt werden kann. Fremdartig steht das gynaikokratische Familienrecht nicht nur unserm heutigen, sondern schon dem antiken Bewußt-

sein gegenüber. Fremdartig und seltsamer Anlage erscheint neben dem hellenischen jenes ursprünglichere Lebensgesetz, dem das Mutterrecht angehört, aus welchem es hervorgegangen ist, aus dem es auch allein erklärt werden kann. Es ist der höchste Gedanke der folgenden Untersuchung, das bewegende Prinzip des gynaikokratischen Weltalters darzulegen und ihm sein richtiges Verhältnis einerseits zu tiefern Lebensstufen, anderseits zu einer entwickeltern Kultur anzuweisen. Meine Forschung setzt sich also eine viel umfassendere Aufgabe, als der für sie gewählte Titel anzuzeigen scheint. Sie verbreitet sich über alle Teile der gynaikokratischen Gesittung, sucht die einzelnen Züge derselben und dann den Grundgedanken, in welchem sie sich vereinigen, zu ermitteln und so das Bild einer durch die nachfolgende Entwicklung des Altertums zurückgedrängten oder völlig überwundenen Kulturstufe kenntlich wiederherzustellen.
Hoch gesteckt ist das Ziel. Aber nur durch die größte Erweiterung des Gesichtskreises läßt sich wahres Verständnis erreichen, und der wissenschaftliche Gedanke zu jener Klarheit und Vollendung hindurchführen, welche das Wesen der Erkenntnis bildet. Ich will es versuchen, Entwicklung und Umfang meiner Gedanken übersichtlich darzustellen und so das Studium der folgenden Abhandlung vorzubereiten und zu erleichtern.

Von allen Berichten, welche über das Dasein und die innern Anlagen des Mutterrechts Zeugnis ablegen, sind die auf das lykische Volk bezüglichen die klarsten und wertvollsten. Die Lykier, berichtet Herodot, benannten ihre Kinder nicht wie die Hellenen nach den Vätern, sondern ausschließlich nach den Müttern, hoben in allen genealogischen Angaben nur die mütterliche Ahnenreihe hervor und beurteilten den Stand der Kinder ausschließlich nach dem der Mutter. Nikolaos von Damaskus ergänzt diese Angabe durch die Hervorhebung der ausschließlichen Erbberechtigung der

Töchter, welche er auf das lykische Gewohnheitsrecht, das ungeschriebene, nach Sokrates' Definition von der Gottheit selbst gegebene Gesetz zurückführt. Alle diese Gebräuche sind Äußerungen einer und derselben Grundanschauung. Erblickt Herodot in ihnen nichts weiter als eine sonderbare Abweichung von den hellenischen Sitten, so muß dagegen die Beobachtung ihres innern Zusammenhangs zu einer tiefern Auffassung hinführen. Nicht Regellosigkeit, sondern System, nicht Willkür, sondern Notwendigkeit tritt uns entgegen, und da jeder Einfluß einer positiven Gesetzgebung ausdrücklich in Abrede gestellt wird, so verliert die Annahme einer bedeutungslosen Anomalie den letzten Schein der Berechtigung. Dem hellenisch-römischen Vaterprinzip tritt ein in seiner Grundlage wie in seiner Ausbildung völlig entgegengesetztes Familienrecht zur Seite, und durch die Vergleichung beider werden die Eigentümlichkeiten eines jeden in noch helleres Licht gestellt. Bestätigung erhält diese Auffassung durch die Entdeckung verwandter Anschauungen anderer Völker. Der ausschließlichen Erbberechtigung der Töchter nach lykischem Rechte entspricht die ebenso ausschließliche Alimentationspflicht der Töchter gegenüber bejahrten Eltern nach ägyptischem Gebrauche, wofür Diodor Zeugnis ablegt. Scheint diese Bestimmung den Ausbau des lykischen Systems zu vollenden, so führt uns eine von Strabon erhaltene Nachricht über die Kantabrer noch zu einer weitern Konsequenz derselben Grundanschauung: zu der Elokation und Dotierung der Brüder durch die Schwestern.

Wenn alle diese Züge sich in einem gemeinsamen Gedanken vereinigen, so enthalten sie überdies eine Belehrung ganz allgemeiner Bedeutung. Durch sie wird die Überzeugung begründet, daß das Mutterrecht keinem bestimmten Volke, sondern einer Kulturstufe angehört, daß es mithin infolge der Gleichartigkeit und Gesetzmäßigkeit der menschlichen Natur durch keine volkliche Verwandtschaft bedingt oder begrenzt sein kann, daß endlich weniger die Gleichheit der

einzelnen Äußerungen als vielmehr die Übereinstimmung der Grundanschauung ins Auge gefaßt werden muß. Der Reihe der allgemeinen Gesichtspunkte fügt die Betrachtung der polybianischen Nachrichten über die hundert durch Muttergenealogie ausgezeichneten Adelshäuser der epizephyrischen Lokrer noch zwei weitere, innerlich zusammenhängende, deren Richtigkeit und Bedeutung sich im Laufe der Untersuchung besonders bewährt, hinzu. Das Mutterrecht gehört einer frühern Kulturperiode als das Paternitätssystem; seine volle und ungeschmälerte Blüte geht mit der siegreichen Ausbildung des letztern dem Verfall entgegen. In Übereinstimmung hiermit zeigen sich gynaikokratische Lebensformen vorzüglich bei jenen Stämmen, die den hellenischen Völkern als ältere Geschlechter gegenüberstehen; sie sind ein wesentlicher Bestandteil jener ursprünglichen Kultur, deren eigentümliches Gepräge mit dem Prinzipat des Muttertums ebenso enge zusammenhängt, als das des Hellenismus mit der Herrschaft der Paternität.

Diese einer geringen Zahl von Tatsachen entnommenen Grundsätze erhalten im Laufe der Untersuchung durch eine Menge immer reichlicher zuströmender Erscheinungen unumstößliche Gewißheit. Führen uns die Lokrer zu den Lelegern, so schließen sich diesen bald die Karer, Aitoler, Pelasger, Kaukoner, Arkader, Epeier, Minyer, Teleboier an, und bei allen tritt das Mutterrecht und die darauf beruhende Gesittung in einer großen Mannigfaltigkeit einzelner Züge hervor. Die Erscheinung weiblicher Macht und Größe, deren Betrachtung schon bei den Alten Staunen erregte, gibt jedem der einzelnen Volksgemälde, so eigentümlich auch im übrigen seine Färbung sein mag, doch durchweg denselben Charakter altertümlicher Erhabenheit und einer von der hellenischen Kultur durchaus verschiedenen Ursprünglichkeit. Wir erkennen den Grundgedanken, dem das genealogische System der Naupaktien, Eöen, Kataloge folgt, dem die Verbindung unsterblicher Mütter mit sterblichen Vätern, die Hervorhebung des mütterlichen Gutes, des mütterlichen

Namens, der Innigkeit des mütterlichen Geschwistertums entspringt, auf dem endlich die Benennung Mutterland, die größere Heiligkeit weiblicher Opfer, vornehmlich die Unsühnbarkeit des Muttermords beruht.

Hier, wo es sich nicht um die Angabe des einzelnen, sondern um die Hervorhebung umfassender Gesichtspunkte handelt, muß die Bedeutung der mythischen Tradition für unsere Untersuchung besonders betont werden. Die vorzugsweise Verbindung des Mutterrechts mit den ältesten Stämmen der griechischen Welt bringt es mit sich, daß gerade jene erste Form der Überlieferung für die Kenntnis der Gynaikokratie besondere Wichtigkeit gewinnt, und ebenso läßt sich von vorneherein erwarten, daß die Stellung des Mutterrechts im Mythus der hohen Bedeutung, welche dasselbe als Mittelpunkt einer ganzen Kultur im Leben behauptet, entspreche. Um so dringender tritt die Frage an uns heran, welche Bedeutung wir auf unserm Gebiete jener Urform menschlicher Überlieferung beizulegen, welchen Gebrauch wir von ihren Zeugnissen zu machen berechtigt sind? Die Antwort hierauf soll durch die Betrachtung eines einzelnen dem lykischen Sagenkreise angehörenden Beispieles vorbereitet werden.

Neben dem völlig historischen Zeugnisse Herodots bietet die mythische Königsgeschichte einen Fall mütterlicher Erbrechtsvermittlung dar. Nicht die Söhne Sarpedons, sondern Laodameia, die Tochter, ist erbberechtigt, und überträgt das Reich auf ihren Sohn, der die Oheime ausschließt. Eine Erzählung, die Eustath mitteilt, gibt diesem Erbsystem einen symbolischen Ausdruck, in welchem die Grundidee des Mutterrechts in ihrer sinnlichen Geschlechtlichkeit zu erkennen ist. Wären uns nun die Zeugnisse Herodots und des Nikolaos verloren, so würde die herrschende Betrachtungsweise die Erzählung des Eustath zuerst durch den Einwand zu entkräften suchen, daß ihre Echtheit sich durch keine ältern oder wohl gar gleichzeitigen Quellen dartun lasse; dann

würde ihre Rätselhaftigkeit selbst als Beweis der Erfindung durch irgendeinen albernen Mythographen geltend gemacht, und zuletzt diejenige Tatsache, um welche sich der Mythus wie die Schale um ihren Kern angesetzt hat, umgekehrt als aus dem Mythus abstrahiert, mithin rückwärts aus ihm gedichtet dargestellt, und als wertloser Kehricht jenen unbrauchbaren Notizen zugewiesen, deren täglich wachsende Zahl den zerstörenden Fortschritt der sogenannten kritischen Sichtung des überlieferten Materials bekundet. Die Vergleichung des mythischen mit den historischen Berichten stellt die ganze Verkehrtheit dieses Verfahrens in ihr hellstes Licht. Bewahrheitet durch die Probe geschichtlich feststehender Tatsachen, wird die mythische Tradition als echtes, von dem Einfluß frei schaffender Phantasie durchaus unabhängiges Zeugnis der Urzeit anerkannt, Laodameias Vorzug vor den Brüdern für sich allein schon als hinreichende Beglaubigung des lykischen Mutterrechts betrachtet werden müssen. Es läßt sich kaum ein dem gynaikokratischen System angehörender Zug entdecken, welchem es an einer ähnlichen Wahrheitsprobe fehlte, kann diese auch nicht immer der Geschichte desselben Volks entnommen werden. Ja selbst der Gesamtcharakter, den die gynaikokratische Kultur trägt, entbehrt einer solchen Parallele keineswegs: Beides die Folge der wenigstens teilweisen Erhaltung des Mutterrechts bis in späte Zeiten. In mythischen und streng historischen Traditionen begegnen uns die Besonderheiten desselben Systems in übereinstimmender Weise. Erscheinungen der ältesten Zeit und Erscheinungen späterer, zuweilen sehr neuer Perioden treten nebeneinander, überraschen durch ihren Einklang und lassen die weiten Zwischenräume, die sie scheiden, ganz vergessen. Welchen Einfluß dieser Parallelismus auf die ganze Betrachtungsweise der mythischen Tradition ausüben muß, wie er den Standpunkt, den die heutige Forschung ihr gegenüber einnimmt, unhaltbar macht, und jener ohnehin so schwankenden Unterscheidung historischer und vorhistorischer Zeiten gerade für den wich-

tigsten Teil der Geschichte, die Kenntnis der alten Anschauungen und Zustände, jede Berechtigung entzieht, bedarf keiner weitern Darlegung.

Die mythische Überlieferung, so beantwortet sich nun die oben aufgeworfene Frage, erscheint als der getreue Ausdruck des Lebensgesetzes jener Zeiten, in welchen die geschichtliche Entwicklung der alten Welt ihre Grundlagen hat, als die Manifestation der ursprünglichen Denkweise, als unmittelbare historische Offenbarung, folglich als wahre, durch hohe Zuverlässigkeit ausgezeichnete Geschichtsquelle. Laodameias Vorzug vor ihren Brüdern führt Eustath zu der Bemerkung, eine solche Begünstigung der Töchter vor den Söhnen widerspreche den hellenischen Anschauungen durchaus. Diese Äußerung verdient um so mehr Beachtung, je jünger die Quelle ist, in der wir ihr begegnen. Unähnlich den Vertretern der heutigen Kritik läßt sich der gelehrte Byzantiner durch das Anomale, das ihm die Sage zu enthalten scheint, zu keiner Verdächtigung, noch weniger zu einer Änderung des Überlieferten verleiten. Diese prüfungslose, gläubige Unterordnung unter die Tradition, oft als gedankenloses Nachschreiben getadelt, bildet die beste Bürgschaft der Zuverlässigkeit selbst später Berichte. Auf allen Gebieten der Altertumsforschung herrscht dieselbe Treue und Genauigkeit in Festhaltung und Fortpflanzung der Überlieferung, dieselbe Scheu, an die Reste der Vorwelt frevelnde Hand anzulegen. Ihr verdanken wir die Möglichkeit, die innere Anlage der ältesten Zeit mit Sicherheit zu erkennen, und die Geschichte der menschlichen Gedankenwelt bis in jene Anfänge zu verfolgen, aus welchen die spätere Entwicklung hervorgegangen ist. Je geringer der Hang zu Kritik und subjektiver Kombination, um so größer die Zuverlässigkeit, um so ferner die Gefahr der Fälschung.

Für das Mutterrecht bietet der Mythus noch eine weitere Bürgschaft der Echtheit dar. Der Gegensatz desselben zu den Ideen der spätern Zeit ist ein so tiefer und durchgrei-

fender, daß unter der Herrschaft der letztern eine Erdichtung gynaikokratischer Erscheinungen nicht stattfinden konnte. Das System der Paternität folgt einer Anschauung, der das ältere Recht als Rätsel erschien, die mithin keinem einzigen Zuge des mutterrechtlichen Systems Entstehung zu geben fähig war. Laodameias Vorzugsrecht kann unter dem Einfluß der hellenischen Ideen, denen es widerspricht, unmöglich erfunden worden sein, und gleiches gilt von den unzähligen Spuren derselben Lebensform, die in die Urgeschichte aller alten Völker, Athen und Rom, diese beiden entschiedensten Vertreter der Paternität, nicht ausgenommen, verwoben sind. Jede Zeit folgt unbewußt, selbst in ihren Dichtungen, den Gesetzen des eigenen Lebens. Ja, so groß ist die Gewalt, welche die letztern ausüben, daß sich der natürliche Hang, das Abweichende früherer Zeit nach neuem Gepräge umzugestalten, stets geltend machen wird. Die gynaikokratischen Traditionen sind diesem Schicksal nicht entgangen. Wir werden zahlreichen Fällen begegnen, in welchen die Rückwirkung der spätern Anschauungen auf die Reste der frühern und die Folgen der Versuchung, das Unverständliche durch Verständliches im Geschmacke der eigenen Kultur zu ersetzen, in sehr merkwürdigen Äußerungen zutage tritt. Alte Züge werden durch neue verdrängt, die hehren Gestalten der gynaikokratischen Vorwelt den Zeitgenossen im Geiste ihres eigenen Daseins vorgeführt, harte Äußerungen in milderm Lichte dargestellt, mit dem Rechte auch Gesinnung, Motive, Leidenschaft nach dem jetzt herrschenden Standpunkte beurteilt. Nicht selten steht Neues und Altes unvermittelt nebeneinander; anderwärts zeigt sich dasselbe Faktum, dieselbe Person in der doppelten Auffassung der frühern und der spätern Welt, dort schuldlos, hier verbrecherisch, dort voll Erhabenheit und Würde, hier ein Gegenstand des Abscheus, dann Ursache der Palinodie ⟨Widerrufung⟩. In andern Fällen weicht die Mutter dem Vater, die Schwester dem Bruder, der nun statt jener oder wechselnd mit ihr in die Sage ein-

tritt, die weibliche Benennung der männlichen, mit einem Worte: die Konsequenz der mütterlichen Auffassung den Forderungen der ausgebildeten Paternitäts-Theorie. Also weit entfernt im Geiste einer überwundenen, untergegangenen Kultur zu dichten, wird die spätere Zeit vielmehr die Herrschaft der eigenen Ideen auf Tatsachen und Erscheinungen, die ihr fremdartig gegenüberstehen, zu erstrecken bestrebt sein. Für die Echtheit aller mythischen Spuren des gynaikokratischen Weltalters liegt hierin die höchste Gewähr. Sie haben die Kraft vollkommen zuverlässiger Beweise. In denjenigen Fällen, welche dem umgestaltenden Einfluß der Nachwelt sich nicht zu entziehen vermochten, enthält der Mythus eine Quelle noch reicherer Belehrung. Da die Änderungen viel häufiger aus unbewußtem Nachgeben an die Zeitideen, nur selten und ausnahmsweise aus bewußter Feindseligkeit gegen das Alte entspringen, so wird die Sage in ihren Wandelungen der lebendige Ausdruck der Entwicklungsstufen des Volks, denen sie gleichen Schrittes zur Seite geht, und für den fähigen Beobachter das getreue Spiegelbild aller Perioden des Lebens.

Die Stellung, welche die folgende Untersuchung der mythischen Tradition gegenüber einnimmt, wird jetzt, so hoffe ich, ebenso klar als gerechtfertigt erscheinen. Der Reichtum der Ergebnisse aber, zu welchen sie hinführt, kann nur aus der Prüfung des einzelnen erkannt werden. Unsere moderne historische Forschung, in einseitiger Ausschließlichkeit auf die Ermittlung der Ereignisse, Persönlichkeiten, Zeitverhältnisse gerichtet, hat durch die Aufstellung des Gegensatzes zwischen geschichtlicher und mythischer Zeit und die ungebührliche Ausdehnung der letztern der Altertumswissenschaft eine Bahn angewiesen, auf welcher tieferes und zusammenhängendes Verständnis nicht zu erlangen ist. Wo immer wir mit der Geschichte in Berührung treten, sind die Zustände derart, daß sie frühere Stufen des Daseins voraussetzen: nirgends Anfang, überall Fortsetzung, nirgends bloße Ursache, immer zugleich schon Folge. Das wahrhaft

wissenschaftliche Erkennen besteht nun nicht nur in der Beantwortung der Frage nach dem Was? Seine Vollendung erhält es erst dann, wenn es das Woher? zu entdecken vermag, und damit das Wohin? zu verbinden weiß. Zum Verstehen wird das Wissen nur dann erhoben, wenn es Ursprung, Fortgang und Ende zu umfassen vermag. Der Anfang aller Entwicklung aber liegt in dem Mythus. Jede tiefere Erforschung des Altertums wird daher unvermeidlich zu ihm zurückgeführt. Er ist es, der die Ursprünge in sich trägt, er allein, der sie zu enthüllen vermag. Die Ursprünge aber bedingen den spätern Fortschritt, geben der Linie, die dieser befolgt, für immer ihre Richtung. Ohne Kenntnis der Ursprünge kann das historische Wissen nie zu innerm Abschluß gelangen. Jene Trennung von Mythus und Geschichte, wohlbegründet sofern sie die Verschiedenheit der Ausdrucksweise des Geschehenen in der Überlieferung bezeichnen soll, hat also gegenüber der Kontinuität der menschlichen Entwicklung keine Bedeutung und keine Berechtigung. Sie muß auf dem Gebiete unserer Forschung durchaus aufgegeben werden, der ganze Erfolg der Untersuchung hängt wesentlich hiervon ab. Die Gestaltungen des Familienrechts in den bekanntern Zeiten des Altertums sind keine ursprünglichen Zustände, vielmehr Folgen vorausgegangener älterer Lebensstufen. Für sich allein betrachtet, erscheinen sie nur in ihrer Wirklichkeit, nicht in ihrer Kausalität, sie sind isolierte Tatsachen, als solche aber höchstens Gegenstand des Wissens, nie des Verständnisses. Das römische Paternitätssystem weist durch die Strenge, mit welcher es auftritt, auf ein früheres, das bekämpft und zurückgedrängt werden soll, hin. Das hohe, mit der Reinheit apollinischer Natur bekleidete Vatertum in der Stadt der mutterlosen Zeustochter Athene erscheint nicht minder als die Spitze einer Entwicklung, deren erste Stufen einer Welt ganz verschiedener Gedanken und Zustände angehört haben müssen. Wie sollen wir nun das Ende verstehen, wenn uns die Anfänge ein Rätsel sind? Wo lassen sich aber diese

erkennen? Die Antwort ist nicht zweifelhaft. In dem Mythus, dem getreuen Bilde der ältesten Zeit: entweder hier oder nirgends. Das Bedürfnis des zusammenhängenden Wissens hat nicht selten zu dem Versuche geführt, durch Gebilde philosophischer Spekulation der Sehnsucht nach Kenntnis der Ursprünge einige Befriedigung zu gewähren, und die großen Lücken, die das System der Zeiten darbietet, mit den Schattengestalten eines abstrakten Verstandesspieles auszufüllen. Sonderbarer Widerspruch, um der Dichtung willen den Mythus verwerfen, und zugleich den eigenen Utopien so vertrauensstark sich überlassen! Die folgende Untersuchung wird alle Verlockungen dieser Art sorgsam meiden. Behutsam, ja vielleicht zu ängstlich dem Festlande nachsteuernd, allen Krümmungen und Buchten des Ufers folgend, meidet sie die hohe See, ihre Gefahren und Zufälle. Wo keine frühern Erfahrungen zu Gebote stehen, ist vor allem das einzelne zu prüfen. Nur der Reichtum des Details bietet die nötigen Vergleichungen, befähigt durch diese zur Unterscheidung des Wesentlichen von dem Zufälligen, des gesetzmäßigen Allgemeinen von dem Lokalen; nur er gibt die Mittel an die Hand, zu immer umfassendern Gesichtspunkten emporzusteigen. Man hat es dem Mythus zum Vorwurf gemacht, daß er dem beweglichen Sande gleiche und nirgends festen Fuß zu fassen gestatte. Aber dieser Tadel trifft nicht die Sache, sondern die Behandlungsweise. Vielgestaltig und wechselnd in seiner äußern Erscheinung, folgt der Mythus dennoch bestimmten Gesetzen, und ist an sichern und festen Resultaten nicht weniger reich als irgendeine andere Quelle geschichtlicher Erkenntnis. Produkt einer Kulturperiode, in welcher das Völkerleben noch nicht aus der Harmonie der Natur gewichen ist, teilt er mit dieser jene unbewußte Gesetzmäßigkeit, welche den Werken freier Reflexion stets fehlt. Überall System, überall Zusammenhang, in allen Einzelheiten Ausdruck eines großen Grundgesetzes, das in dem Reichtum seiner Manifestationen die höchste Gewähr innerer Wahrheit und Naturnotwendigkeit besitzt.

Die gynaikokratische Kultur zeigt die Einheitlichkeit eines herrschenden Gedankens in besonders hohem Grade. Alle ihre Äußerungen sind aus einem Gusse, tragen das Gepräge einer in sich selbst abgeschlossenen Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes. Der Prinzipat des Muttertums in der Familie kann als vereinzelte Erscheinung nicht gedacht werden. Eine Gesittung, wie sie die Blüte des Hellenismus in sich schließt, ist mit ihm unvereinbar. Derselbe Gegensatz, der das Prinzip der Paternität und das des Mutterrechts beherrscht, muß notwendig die ganze Lebensgestaltung, die jedes der beiden Systeme umgibt, durchdringen.

Die erste Beobachtung, in welcher sich diese Folgerichtigkeit der gynaikokratischen Gedankenwelt bewährt, liegt in dem Vorzug der linken vor der rechten Seite. Das Links gehört der weiblichen leidenden, das Rechts der männlichen tätigen Naturpotenz. Die Rolle, welche die linke Isishand in dem vorzugsweise dem Mutterrecht huldigenden Nillande spielt, genügt, um den hervorgehobenen Zusammenhang klarzumachen. Andere Tatsachen strömen dann in großer Anzahl herbei und sichern ihm seine ganze Wichtigkeit, Universalität, Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit von dem Einfluß philosophischer Spekulation. In Sitten und Gebräuchen des bürgerlichen und des kultlichen Lebens, in Eigentümlichkeiten der Kleidung wie der Haartracht, nicht weniger in der Bedeutung einzelner Ausdrücke wiederholt sich stets dieselbe Idee, der major honos laevarum partium, die ›höhere Würde der linken Seite‹, und ihre innere Verbindung mit dem Mutterrecht. Keine geringere Bedeutung hat eine zweite Äußerung desselben Grundgesetzes, der Prinzipat der Nacht über den aus ihrem Mutterschoße hervorgehenden Tag. Der gynaikokratischen Welt würde das entgegengesetzte Verhältnis völlig zuwiderlaufen. Schon die Alten stellen den Vorzug der Nacht mit dem des Links und beide mit dem Prinzipat des Muttertums auf eine Linie, und auch hier zeigen uralte Sitten

und Gebräuche, die Zeitrechnung nach Nächten, die Wahl der Nachtzeit zum Kampfe, zur Beratung, zum Rechtsprechen, die Bevorzugung des Dunkels bei kultlichen Übungen, daß wir es nicht mit abstrakten philosophischen Gedanken später Entstehung, sondern mit der Realität einer ursprünglichen Lebensweise zu tun haben. Weitere Verfolgung desselben Gedankens läßt die kultliche Auszeichnung des Mondes vor der Sonne, der empfangenden Erde vor dem befruchtenden Meere, der finstern Todesseite des Naturlebens vor der lichten des Werdens, der Verstorbenen vor den Lebenden, der Trauer vor der Freude als notwendige Eigentümlichkeit der vorzugsweise mütterlichen Weltperiode von ferne erkennen, und alle diese Züge erhalten im Laufe der Untersuchung immer neue Bewahrheitung und eine immer tiefgehendere Bedeutung.

Schon steht eine Gedankenwelt vor uns, in deren Umgebung das Mutterrecht nicht mehr als eine fremdartige, unbegreifliche Lebensform, vielmehr als homogene Erscheinung auftritt. Doch bietet das Gemälde der Lücken und dunkeln Stellen noch gar manche dar. Aber es ist die eigentümliche Kraft jeder tiefer begründeten Wahrnehmung, daß sie schnell alles Verwandte in ihren Kreis zieht und von dem offener Darliegenden auch zu dem Verborgenen den Weg zu finden weiß. Leise Fingerzeige der Alten sind dann oft genügend, neue Blicke zu eröffnen. Die Auszeichnung des Schwesterverhältnisses und die der jüngsten Geburt bieten sich als belehrende Beispiele dar. Beide gehören dem Mutterprinzipe des Familienrechts, beide sind geeignet, den Grundgedanken desselben in neuen Verzweigungen nachzuweisen. Die Bedeutung des Schwesterverhältnisses wird eröffnet durch eine Bemerkung des Tacitus über die germanische Auffassung desselben, und eine entsprechende Mitteilung des Plutarch über römische Gebräuche beweist, daß wir es auch hier nicht mit einer zufälligen, lokalen Anschauung, sondern mit der Konsequenz eines generellen Grundgedankens zu tun haben. Die Aus-

zeichnung der Jüngstgeburt hinwieder findet in Philostrats Heroengeschichte, einem wenn auch späten, doch für die Aufklärung der ältesten Ideen höchst wichtigen Werke, die allgemeinste Anerkennung. Beide Züge umgeben sich bald mit einer großen Zahl einzelner Beispiele, die, teils der mythischen Tradition, teils geschichtlichen Zuständen alter oder noch lebender Völker entnommen, zugleich ihre Universalität und ihre Ursprünglichkeit beweisen. Welcher Seite des gynaikokratischen Gedankens die eine und die andere Erscheinung sich anschließt, ist nicht schwer zu erkennen. Die Auszeichnung der Schwester vor dem Bruder leiht jener der Tochter vor dem Sohne nur einen neuen Ausdruck, die der Jüngstgeburt knüpft die Fortdauer des Lebens an denjenigen Zweig des Mutterstammes an, der, weil zuletzt entstanden, auch zuletzt von dem Tode erreicht werden wird. Brauch' ich nun es anzudeuten, welche neue Aufschlüsse diese neuen Wahrnehmungen vorbereiten? Wie die Beurteilung des Menschen nach den Gesetzen des Naturlebens, die zu der Vorliebe für den Trieb des jüngsten Frühlings führt, mit dem lykischen Gleichnis von den Blättern der Bäume übereinstimmt, wie sie uns das Mutterrecht selbst als das Gesetz des stofflich-leiblichen, nicht des geistigen höhern Lebens, die gynaikokratische Gedankenwelt überhaupt als den Ausfluß der mütterlich-tellurischen, nicht der väterlich-uranischen Betrachtungsweise des menschlichen Daseins darstellt?

Oder ist es andererseits nötig, darauf aufmerksam zu machen, wie viele Aussprüche der Alten, wie viele Erscheinungen gynaikokratischer Staaten durch den von Tacitus mitgeteilten germanischen Gedanken von der weitergreifenden Wirkung des in der Schwester liegenden Familienverbandes dem Verständnis eröffnet und zur Verwendung für den Ausbau unsers Werkes geschickt gemacht werden? Die größere Liebe zu der Schwester führt uns in eine der würdigsten Seiten des auf den mütterlichen Prinzipat gegründeten Daseins ein. Haben wir zuerst die rechtliche Seite

der Gynaikokratie hervorgehoben, so treten wir jetzt mit ihrer moralischen Bedeutung in Berührung. Hat uns jene durch den Gegensatz zu dem, was wir als das natürliche Familienrecht zu betrachten gewohnt sind, überrascht, und durch ihre anfängliche Unbegreiflichkeit gequält, so findet dagegen diese in einem keiner Zeit fremden natürlichen Gefühle einen Anklang, der ihr das Verständnis gleichsam von selbst entgegenträgt. Auf den tiefsten, düstersten Stufen des menschlichen Daseins bildet die Liebe, welche die Mutter mit den Geburten ihres Leibes verbindet, den Lichtpunkt des Lebens, die einzige Erhellung der moralischen Finsternis, die einzige Wonne inmitten des tiefen Elends. Beobachtung noch lebender Völker anderer Weltteile hat dadurch, daß sie diese Tatsache von neuem zum Bewußtsein brachte, auch die Bedeutung jener mythischen Traditionen, welche die ersten Philopatores, »Vaterliebende«, nennen und ihre Erscheinung als einen wichtigen Wendepunkt der menschlichen Gesittung hervorheben, in ihr richtiges Licht gestellt. Die innige Verbindung des Kindes mit dem Vater, die Aufopferung des Sohnes für seinen Erzeuger verlangt einen weit höhern Grad moralischer Entwicklung als die Mutterliebe, diese geheimnisvolle Macht, welche alle Wesen der irdischen Schöpfung gleichmäßig durchdringt. Später als sie kommt jene zur Geltung, später zeigt sie ihre Kraft. Dasjenige Verhältnis, an welchem die Menschheit zuerst zur Gesittung emporwächst, das der Entwicklung jeder Tugend, der Ausbildung jeder edlern Seite des Daseins zum Ausgangspunkt dient, ist der Zauber des Muttertums, der inmitten eines gewalterfüllten Lebens als das göttliche Prinzip der Liebe, der Einigung, des Friedens wirksam wird. In der Pflege der Leibesfrucht lernt das Weib früher als der Mann seine liebende Sorge über die Grenzen des eigenen Ich auf andere Wesen erstrecken und alle Erfindungsgabe, die sein Geist besitzt, auf die Erhaltung und Verschönerung des fremden Daseins richten. Von ihm geht jetzt jede Erhebung der Ge-

sittung aus, von ihm jede Wohltat im Leben, jede Hingebung, jede Pflege und jede Totenklage. Vielfältig ist der Ausdruck, den diese Idee in Mythus und Geschichte gefunden hat. Ihr entspricht es, wenn der Kreter den höchsten Grad der Liebe zu seinem Geburtslande in dem Worte Mutterland niederlegt, wenn die Gemeinsamkeit des Mutterschoßes als das innigste Band, als das wahre, ursprünglich alleinige Geschwisterverhältnis hervorgehoben wird, wenn der Mutter beizustehen, sie zu schützen, sie zu rächen als die heiligste Pflicht erscheint, ihr Leben zu bedrohen aber auch dann alle Hoffnung auf Sühne verscherzt, wenn die Tat im Dienste des verletzten Vatertums geschehen ist.

Was soll ich mich in weitere Einzelheiten verlieren? Genügen doch diese, um für die moralische Anlage jener Kultur, welcher das Mutterrecht angehört, unsere Teilnahme zu erregen. Wie bedeutsam erscheinen jetzt alle jene Beispiele, in welchen die Treue durch Mütter, durch Schwestern gesichert wird, in welchen Gefahr oder Verlust der Schwestern zur Übernahme großer Mühsale begeistert, in denen endlich Schwesternpaare eine ganz typisch-allgemeine Stellung einnehmen. Aber nicht nur inniger, auch allgemeiner und weitere Kreise umfassend ist die aus dem Muttertum stammende Liebe. Tacitus, der diesen Gedanken in Beschränkung auf das Schwesterverhältnis bei den Germanen andeutet, mag die ganze Bedeutung, die ihm zukommt, und den weiten Umfang, in dem er geschichtlich sich bewahrheitet, kaum überblickt haben. Wie in dem väterlichen Prinzip die Beschränkung, so liegt in dem mütterlichen das der Allgemeinheit; wie jenes die Einschränkung auf engere Kreise mit sich bringt, so kennt dieses keine Schranken, so wenig als das Naturleben. Aus dem gebärenden Muttertum stammt die allgemeine Brüderlichkeit aller Menschen, deren Bewußtsein und Anerkennung mit der Ausbildung der Paternität untergeht. Die auf das Vaterrecht gegründete Familie schließt sich zu einem indivi-

duellen Organismus ab, die mutterrechtliche dagegen trägt jenen typisch-allgemeinen Charakter, mit dem alle Entwicklung beginnt, und der das stoffliche Leben vor dem höhern geistigen auszeichnet. Der Erdmutter Demeter sterbliches Bild, wird jedes Weibes Schoß den Geburten des andern Geschwister schenken, das Heimatland nur Brüder und Schwestern kennen, und dies so lange, bis mit der Ausbildung der Paternität die Einheitlichkeit der Masse aufgelöst und das Ununterschiedene durch das Prinzip der Gliederung überwunden wird.

In den Mutterstaaten hat diese Seite des Mutterprinzips vielfältigen Ausdruck, ja selbst rechtlich formulierte Anerkennung gefunden. Auf ihr ruht jenes Prinzip allgemeiner Freiheit und Gleichheit, das wir als einen Grundzug im Leben gynaikokratischer Völker öfter finden werden, auf ihr die Philoxenie ⟨Gastfreundschaft⟩ und entschiedene Abneigung gegen beengende Schranken jeder Art, auf ihr die umfassende Bedeutung gewisser Begriffe, die, wie das römische paricidium ⟨Elternmord, Mord⟩, erst später den natürlich-allgemeinen Sinn mit dem individuell-beschränkten vertauschten, auf ihr endlich das besondere Lob der verwandtschaftlichen Gesinnung und einer Sympatheia, die, keine Grenzen kennend, alle Glieder des Volkes gleichmäßig umfaßt. Abwesenheit innerer Zwietracht, Abneigung gegen Unfrieden wird gynaikokratischen Staaten besonders nachgerühmt. Jene großen Panegyrien, an welchen alle Teile des Volks sich im Gefühle der Brüderlichkeit und des gemeinsamen Volkstums freuen, sind bei ihnen am frühesten zur Übung geworden, am schönsten entwickelt. Besondere Strafbarkeit körperlicher Schädigung der Mitmenschen, ja der ganzen Tierwelt tritt nicht weniger charakteristisch hervor, und in Sitten, wie jener der Römerinnen, nicht für die eigenen, sondern für der Schwester Kinder zu der großen Mutter zu flehen, für sie den Gatten zu fordern, in jener der Perser, stets nur für das ganze Volk zu der Gottheit zu beten, der Karer, allen Tugenden die der Sympa-

theia für Verwandte vorzuziehen, findet jene innere Anlage des Mutterprinzips ihre schönste Übertragung in die Wirklichkeit des Lebens. Ein Zug milder Humanität, den man selbst in dem Gesichtsausdruck der ägyptischen Bildwerke hervortreten sieht, durchdringt die Gesittung der gynaikokratischen Welt und leiht ihr ein Gepräge, in welchem alles, was die Muttergesinnung Segensreiches in sich trägt, wieder zu erkennen ist. Im Lichte saturnischer Harmlosigkeit erscheint uns jenes ältere Menschengeschlecht, das in der Unterordnung seines ganzen Daseins unter das Gesetz der Mütterlichkeit der Nachwelt die Hauptzüge zu dem Gemälde des silbernen Menschenalters lieferte. Wie verständlich wird uns nun in Hesiods Schilderung die ausschließliche Hervorhebung der Mutter, ihrer nie unterbrochenen sorgsamen Pflege und der ewigen Unmündigkeit des Sohnes, der mehr leiblich als geistig heranwachsend, der Ruhe und Fülle, die das Ackerbauleben bietet, bis in sein hohes Alter an der Mutter Hand sich freut; wie entspricht sie jenen Gemälden eines später untergegangenen Glücks, dem die Herrschaft des Muttertums stets zum Mittelpunkt dient, wie sehr jenen »uralten Frauengeschlechtern«, mit welchen auch jeder Friede von der Erde verschwand. Die Geschichtlichkeit des Mythus findet hier eine überraschende Bewahrheitung. Alle Freiheit der Phantasie, alle Fülle poetischer Ausschmückung, mit welcher die Erinnerung sich stets umgibt, haben den historischen Kern der Tradition nicht unkenntlich zu machen, noch den Hauptzug des frühern Daseins und dessen Bedeutung für das Leben in Schatten zu stellen vermocht.

Es möge mir gestattet sein, auf diesem Punkte der Untersuchung einen Augenblick auszuruhen, und die Fortsetzung meiner Ideenentwicklung durch einige allgemeinere Betrachtungen zu unterbrechen. Die konsequente Verfolgung des gynaikokratischen Grundgedankens hat uns das Verständnis einer großen Zahl einzelner Erscheinungen und

Nachrichten eröffnet. Rätselhaft in ihrer Isolierung, erhalten sie, wenn verbunden, den Charakter innerer Notwendigkeit. Die Erreichung eines solchen Resultats hängt hauptsächlich von einer Vorbedingung ab. Sie verlangt die Fähigkeit des Forschers, den Ideen seiner Zeit, den Anschauungen, mit welchen diese seinen Geist erfüllen, gänzlich zu entsagen und sich in den Mittelpunkt einer durchaus verschiedenen Gedankenwelt zu versetzen. Ohne solche Selbstentäußerung ist auf dem Gebiete der Altertumsforschung ein wahrer Erfolg undenkbar. Wer die Anschauungen späterer Geschlechter zu seinem Ausgangspunkte wählt, wird durch sie von dem Verständnis früherer immer mehr abgelenkt. Die Kluft erweitert sich, die Widersprüche wachsen; wenn dann alle Mittel der Erklärung erschöpft scheinen, bietet sich Verdächtigung und Anzweifelung, am Ende entschiedene Negation als das sicherste Mittel dar, den gordischen Knoten zu lösen. Darin liegt der Grund, warum alle Forschung, alle Kritik unserer Tage so wenig große und dauernde Resultate zu schaffen vermag. Die wahre Kritik ruht nur in der Sache selbst, sie kennt keinen andern Maßstab als das objektive Gesetz, kein anderes Ziel als das Verständnis des Fremdartigen, keine andere Probe als die Zahl der durch ihre Grundanschauung erklärten Phänomene. Wo es der Verdrehungen, Anzweifelungen, Negationen bedarf, da wird die Fälschung stets auf Seite des Forschers, nicht auf jener der Quellen und Überlieferungen, auf welche Unverstand, Leichtsinn, eitle Selbstvergötterung so gerne die eigene Schuld abwälzen, zu suchen sein. Jedem ernsthaften Forscher muß der Gedanke stets gegenwärtig bleiben, daß die Welt, mit der er sich beschäftigt, von derjenigen, in deren Geist er lebt und webt, unendlich verschieden, seine Kenntnis bei der größten Ausdehnung immer beschränkt; seine eigene Lebenserfahrung zudem meist unreif, immer auf die Beobachtung einer unmerklichen Zeitspanne gegründet, das Material aber, das ihm zu Gebote steht, ein Haufe einzelner Trüm-

mer und Fragmente ist, die gar oft, von der einen Seite betrachtet, unecht erscheinen, später dagegen, in die richtige Verbindung gebracht, das frühere voreilige Urteil zuschanden machen. Vom Standpunkt des römischen Vaterrechts ist die Erscheinung der Sabinerinnen inmitten der kämpfenden Schlachtlinien ebenso unerklärlich als die von Plutarch ohne Zweifel aus Varro geschöpfte, echt gynaikokratische Bestimmung des sabinischen Vertrags. Verbunden mit ganz ähnlichen Berichten über gleiche Ereignisse bei alten sowohl als noch lebenden Völkern einer tiefern Kulturstufe und angeschlossen an die Grundidee, auf welcher das Mutterrecht ruht, verliert sie dagegen alle Rätselhaftigkeit und tritt aus der Region poetischer Erfindung, in welche sie das von den Zuständen und Sitten der heutigen Welt geleitete Urteil vorschnell verwiesen, zurück in das Gebiet geschichtlicher Wirklichkeit, auf welchem sie nun als eine ganz natürliche Folge der Hoheit, Unverletzlichkeit und religiösen Weihe des Muttertums ihr Recht behauptet. Wenn in dem hannibalischen Bündnis mit den Galliern der Entscheid der Streitigkeiten den gallischen Matronen anvertraut wird, wenn in so vielen Traditionen der mythischen Vorzeit Frauen entweder einzeln oder zu Kollegien vereint, bald allein, bald neben den Männern richtend auftreten, in Volksversammlungen stimmen, streitenden Schlachtlinien Halt gebieten, den Frieden vermitteln, seine Bedingungen festsetzen, und für des Landes Rettung bald die leibliche Blüte, bald das Leben als Opfer darbringen: Wer wird dann mit dem Argument der Unwahrscheinlichkeit, des Widerspruches gegen alles sonst Bekannte, der Unvereinbarkeit mit den Gesetzen der menschlichen Natur, wie sie uns heute erscheinen, zu kämpfen wagen, oder selbst den dichterischen Glanz, der jene Erinnerungen aus der Urzeit umstrahlt, gegen ihre historische Anerkennung zu Hilfe rufen? Das hieße der Gegenwart die Vorzeit aufopfern, oder, um mit Simonides zu reden, nach Docht und Lampe die Welt umgestalten: es hieße

wider Jahrtausende streiten und die Geschichte zum Spielball der Meinungen, der unreifen Früchte eingebildeter Weisheit, zur Puppe der Tagesideen erniedrigen.

Unwahrscheinlichkeit wird eingewendet: aber mit den Zeiten wechseln die Probabilitäten; was mit dem Geiste einer Kulturstufe unvereinbar ist, entspricht dem der andern; was dort unwahrscheinlich, gewinnt hier Wahrscheinlichkeit. *Widerspruch gegen alles Bekannte*; aber subjektive Erfahrung und subjektive Denkgesetze haben auf geschichtlichem Gebiet ebensowenig Berechtigung, als die Zurückführung aller Dinge auf die engen Proportionen einer beschränkten Partikulareinsicht jemals zugestanden werden kann..

Die Grundsätze, nach denen ich verfahre, die Mittel, mit welchen ich einem bisher als dichterisches Schattenreich behandelten Gebiete Aufschlüsse über die frühesten Formen des menschlichen Daseins abzugewinnen suche, haben durch die letzten Bemerkungen, so hoffe ich, neues Licht erhalten. Ich nehme nun die unterbrochene Darstellung der gynaikokratischen Gedankenwelt wieder auf, nicht um mich in den vielfältigen, stets überraschenden Einzelheiten ihrer innern Anlage zu verlieren, vielmehr um sogleich der wichtigsten Erscheinung, derjenigen, in welcher alle übrigen ihren Abschluß und ihre Begründung finden, ungeteilte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die *religiöse Grundlage* der Gynaikokratie zeigt uns das Mutterrecht in seiner würdigsten Gestalt, bringt es mit den höchsten Seiten des Lebens in Verbindung und eröffnet einen tiefen Blick in die Hoheit jener Vorzeit, welche der Hellenismus nur an Glanz der Erscheinung, nicht an Tiefe und Würde der Auffassung zu übertreffen vermochte. Hier noch mehr als bisher fühle ich den gewaltigen Gegensatz, der meine Betrachtungsweise des Altertums von den Ideen der heutigen Zeit und der durch sie geleiteten modernen Geschichtsforschung scheidet. Der Religion einen tiefgehenden Einfluß auf das Völkerleben einräumen, ihr unter den schöpferischen, das ganze

Dasein gestaltenden Kräften den ersten Platz zuerkennen, in ihren Ideen Aufschluß über die dunkelsten Seiten der alten Gedankenwelt suchen, erscheint als unheimliche Vorliebe für theokratische Anschauungen, als Merkmal eines unfähigen, befangenen, vorurteilsvollen Geistes, als beklagenswerter Rückfall in die tiefe Nacht einer düstern Zeit. Alle diese Anklagen habe ich schon erfahren, und noch immer beherrscht mich derselbe Geist der Reaktion, noch immer ziehe ich es vor, auf dem Gebiete des Altertums antik als modern, in seiner Erforschung wahr als den Tagesmeinungen gefällig zu sein, und um das Almosen ihres Beifalls zu betteln. Es gibt nur einen einzigen mächtigen Hebel aller Zivilisation: die Religion. Jede Hebung, jede Senkung des menschlichen Daseins entspringt aus einer Bewegung, die auf diesem höchsten Gebiete ihren Ursprung nimmt. Ohne sie ist keine Seite des alten Lebens verständlich, die früheste Zeit zumal ein undurchdringliches Rätsel. Durch und durch vom Glauben beherrscht, knüpft dieses Geschlecht jede Form des Daseins, jede geschichtliche Tradition an den kultlichen Grundgedanken an, sieht jedes Ereignis nur in religiösem Lichte, und identifiziert sich auf das vollkommenste seiner Götterwelt. Daß die gynaikokratische Kultur vorzugsweise dieses hieratische Gepräge tragen muß, dafür bürgt die innere Anlage der weiblichen Natur, jenes tiefe, ahnungsreiche Gottesbewußtsein, das, mit dem Gefühl der Liebe sich verschmelzend, der Frau, zumal der Mutter eine in den wildesten Zeiten am mächtigsten wirkende religiöse Weihe leiht. Die Erhebung des Weibes über den Mann erregt dadurch vorzüglich unser Staunen, daß sie dem physischen Kraftverhältnis der Geschlechter widerspricht. Dem Stärkern überliefert das Gesetz der Natur den Zepter der Macht. Wird er ihm von schwächern Händen entrissen, so müssen andere Seiten der menschlichen Natur tätig gewesen sein, tiefere Gewalten ihren Einfluß geltend gemacht haben.

Es bedarf kaum der Nachhilfe alter Zeugnisse, um diejenige

Macht, welche diesen Sieg vorzugsweise errang, zum Bewußtsein zu bringen. Zu allen Zeiten hat das Weib durch die Richtung seines Geistes auf das Übernatürliche, Göttliche, der Gesetzmäßigkeit sich Entziehende, Wunderbare den größten Einfluß auf das männliche Geschlecht, die Bildung und Gesittung der Völker ausgeübt. Die besondere Anlage der Frauen zur Eusebeia ⟨Frömmigkeit⟩, ihren vorzugsweisen Beruf zur Pflege der Gottesfurcht macht Pythagoras zum Ausgangspunkt seiner Anrede an die Krotoniatinnen, und nach Platon hebt es Strabon in einem beachtenswerten Ausspruche hervor, daß von jeher alle Deisidaimonia, ›Götterfurcht‹, von dem weiblichen Geschlecht über die Männerwelt verbreitet, mit dem Glauben jeder Aberglaube von ihm gepflegt, genährt, befestigt worden sei. Geschichtliche Erscheinungen aller Zeiten und Völker bestätigen die Richtigkeit dieser Beobachtung. Wie die erste Offenbarung in so vielen Fällen Frauen anvertraut worden ist, so haben an der Verbreitung der meisten Religionen Frauen den tätigsten, oft kriegerischen, manchmal durch die Macht der sinnlichen Reize geförderten Anteil genommen. Älter als die männliche ist die weibliche Prophetie, ausdauernder in der Treue der Bewahrung, „steifer im Glauben“ die weibliche Seele; die Frau, wenn auch schwächer als der Mann, dennoch fähig, zuzeiten sich weit über ihn emporzuschwingen, konservativer insbesondere auf kultlichem Gebiet und in der Wahrung des Zeremoniells. Überall offenbart sich der Hang des Weibes zur steten Erweiterung seines religiösen Einflusses, und jene Begierde nach Bekehrung, welche in dem Gefühl der Schwäche und in dem Stolze der Unterjochung des Stärkern einen mächtigen Antrieb besitzt. Mit solchen Kräften ausgestattet, vermag das schwächere Geschlecht den Kampf mit dem stärkern zu unternehmen und siegreich zu bestehen.

Die innige Verbindung der Gynaikokratie mit dem Religionscharakter des Weibes offenbart sich in vielen einzelnen Erscheinungen. Auf eine der wichtigsten führt uns die

lokrische Bestimmung, wonach kein Knabe, sondern nur ein Mädchen die kultliche Verrichtung der Phialephorie ‹des Tragens der Opferschale› versehen kann. Polybios nennt diese Sitte unter den Beweisen des epizephyrischen Mutterrechts, anerkennt mithin den Zusammenhang derselben mit der gynaikokratischen Grundidee. Das lokrische Mädchenopfer zur Sühne für Aias' Frevel bestätigt den Zusammenhang und zeigt zugleich, welche Ideenverbindung die allgemeine Sakralbestimmung, daß alle weiblichen Opfer der Gottheit genehmer seien, ihren Ursprung verdankt. Die Verfolgung dieses Gesichtspunktes führt uns zur derjenigen Seite der Gynaikokratie, durch welche das Mutterrecht zugleich seine tiefste Begründung und seine größte Bedeutung erhält. Zurückgeführt auf Demeters Vorbild wird die irdische Mutter zugleich der tellurischen Urmutter sterbliche Stellvertreterin, ihre Priesterin und als Hierophantin ‹Weihepriesterin› mit der Verwaltung ihres Mysteriums betraut. Alle diese Erscheinungen sind aus einem Guß und nichts als verschiedene Äußerungen derselben Kulturstufe. Der Religionsprinzipat des gebärenden Muttertums führt zu dem entsprechenden des sterblichen Weibes, Demeters ausschließliche Verbindung mit Kore zu dem nicht weniger ausschließlichen Sukzessionsverhältnis der Mutter und Tochter, endlich die innere Verbindung des Mysteriums mit den chthonisch-weiblichen Kulten zu der Hierophantie der Mutter, welche hier ihre religiöse Weihe zu dem höchsten Grade der Erhabenheit steigert.

Von diesem Gesichtspunkte aus eröffnet sich ein neuer Blick in die wahre Natur jener Kulturstufe, welcher das mütterliche Vorrecht angehört. Wir erkennen die innere Größe der vorhellenischen Gesittung, welche in der demetrischen Religion, ihrem Mysterium und ihrer zugleich kultlichen und zivilen Gynaikokratie einen von der spätern Entwicklung zurückgedrängten, vielfach verkümmerten Keim der edelsten Anlage besaß. Hergebrachte, seit langer Zeit mit

kanonischem Ansehen bekleidete Auffassungen, wie jene von der Roheit der pelasgischen Welt, von der Unvereinbarkeit weiblicher Herrschaft mit kräftiger und edler Volksart, insbesondere von der späten Entwicklung des Mysteriösen in der Religion, werden von dem Throne der Olympier gestoßen, den ihnen wiederzugewinnen eitle Hoffnung sein dürfte. Die edelsten Erscheinungen der Geschichte auf die niedersten Motive zurückzuführen, bildet lange schon eine Lieblingsidee unserer Altertumsforschung. Wie konnte sie das Gebiet der Religion verschonen? Wie den höchsten Teil derselben, die Richtung auf das Übernatürliche, Jenseitige, Mystische in seinem Zusammenhang mit den tiefsten Bedürfnissen der menschlichen Seele anerkennen? Nur Fälschung und Betrug einiger selbstsüchtiger Lügenpropheten vermochte in ihren Augen den durchsichtig klaren Himmel der hellenischen Geisteswelt mit solch düsterm Gewölke zu verdunkeln, nur die Zeit des Verfalls auf solche Abwege zu führen. Aber das Mysteriöse bildet das wahre Wesen jeder Religion, und wo immer das Weib auf dem Gebiete des Kultus und dem des Lebens an der Spitze steht, wird es gerade das Mysteriöse mit Vorliebe pflegen. Dafür bürgt seine Naturanlage, die das Sinnliche und Übersinnliche stets unlösbar verbindet; dafür seine enge Verwandtschaft mit dem Naturleben und dem Stoffe, dessen ewiger Tod in ihm zuerst das Bedürfnis eines tröstenden Gedankens und durch den tiefern Schmerz auch die höhere Hoffnung erweckt; dafür insbesondere das Gesetz des demetrischen Muttertums, das sich ihm in den Verwandlungen des Saatkorns offenbart, und durch das Wechselverhältnis von Tod und Leben den Untergang als die Vorbedingung höherer Wiedergeburt, als die Verwirklichung des »höheren Gewinns der Weihe« darstellt.

Was so aus der Natur des Muttertums sich gleichsam von selbst ergibt, wird durch die Geschichte vollkommen bestätigt. Wo immer die Gynaikokratie uns begegnet, verbindet sich mit ihr das Mysterium der chthonischen Religion, mag diese

an Demeters Namen sich anknüpfen, oder dem Muttertum in einer andern gleichgeltenden Gottheit Verkörperung leihen. Sehr deutlich tritt die Zusammengehörigkeit beider Erscheinungen in dem Leben des lykischen und epizephyrischen Volkes hervor: zweier Stämme, deren ausnahmsweise langes Festhalten an dem Mutterrecht gerade in der reichen Entwicklung des Mysteriums, wie sie bei ihnen in höchst beachtenswerten, noch nie verstandenen Äußerungen sich kundgibt, seine Erklärung findet. Vollkommen sicher ist der Schluß, zu dem diese historische Tatsache führt. Kann nämlich die Ursprünglichkeit des Mutterrechts und dessen Verbindung mit einer ältern Kulturstufe nicht geleugnet werden, so muß gleiches auch für das Mysterium gelten, denn beide Erscheinungen bilden nur zwei verschiedene Seiten derselben Gesittung, sie sind stets verbundene Zwillingsgeschwister. Um so sicherer ist dieses Ergebnis, als nicht verkannt werden kann, daß von den beiden genannten Äußerungen der Gynaikokratie, der zivilen und religiösen, die letztere der erstern zur Grundlage dient. Die kultlichen Vorstellungen sind das Ursprüngliche, die bürgerlichen Lebensformen Folge und Ausdruck. Aus Kores Verbindung mit Demeter ist der Vorzug der Mutter vor dem Vater, der Tochter vor dem Sohne hervorgegangen, nicht umgekehrt jene aus diesem abstrahiert. Oder, um meinen Ausdruck noch getreuer den Vorstellungen des Altertums anzupassen: von den beiden Bedeutungen der mütterlichen kteis ist die kultisch-mysteriöse ‹Webekamm, Weberin› die ursprüngliche, vorherrschende; die zivile, rechtliche ‹Scham› die Konsequenz. In ganz sinnlich-natürlicher Auffassung erscheint das weibliche sporium ‹der Schoß› zuerst als Darstellung des demetrischen Mysteriums sowohl in seiner tiefern physischen als in seiner höhern jenseitigen Geltung, folgeweise aber als Ausdruck des Mutterrechts in seiner zivilen Gestaltung, wie wir es in dem lykischen Sarpedon-Mythus gefunden haben. Widerlegt ist nun jene Behauptung der Neuern, als eigne alles My-

steriöse den Zeiten des Verfalls und einer spätern Entartung des Hellenismus. Die Geschichte nimmt das gerade entgegengesetzte Verhältnis an: das mütterliche Mysterium ist das Alte, der Hellenismus eine spätere Stufe der religiösen Entwicklung; nicht jenes, sondern dieser erscheint im Lichte der Entartung und einer religiösen Verflachung, welche dem Diesseits das Jenseits, der Klarheit der Form das mysteriöse Dunkel der höhern Hoffnung aufopfert. Feindlich steht dieser Welt die des Hellenismus gegenüber. Mit dem Prinzipat des Muttertums fallen zugleich seine Konsequenzen. Die Entwicklung der Paternität rückt eine ganz andere Seite der menschlichen Natur in den Vordergrund. Ganz andere Lebensgestaltungen, eine ganz neue Gedankenwelt knüpft sich daran. Herodot erkennt in der ägyptischen Zivilisation den geraden Gegensatz der griechischen, zumal der attischen. Dieser gegenüber erscheint ihm jene als verkehrte Welt. Hätte der Vater der Geschichtschreibung in gleicher Weise die zwei großen Perioden der griechischen Entwicklung nebeneinandergestellt, ihr Unterschied würde ihn zu ähnlichen Ausdrücken des Staunens und der Überraschung fortgerissen haben. Ist doch Ägypten das Land der stereotypen Gynaikokratie, seine ganze Bildung wesentlich auf den Mutterkult, auf Isis' Vorrang vor Osiris gegründet, und darum mit so manchen Erscheinungen des Mutterrechts, welche das Leben der vorhellenischen Stämme darbietet, in überraschendem Einklang. Aber die Geschichte hat es sich angelegen sein lassen, den Gegensatz der beiden Zivilisationen noch in einem zweiten Beispiele in seiner ganzen Schärfe uns vor Augen zu stellen. Mitten in der hellenischen Welt führt Pythagoras Religion und Leben von neuem auf die alte Grundlage zurück, und versucht es, durch Wiedererhebung des Mysteriums der chthonisch-mütterlichen Kulte dem Dasein neue Weihe, dem erwachten tiefern religiösen Bedürfnis Befriedigung zu geben. Nicht in der Entwicklung, sondern in der Bekämpfung des Hellenismus liegt das Wesen des Pythagoris-

mus, den, nach dem bezeichnenden Ausdruck einer unserer Quellen, ein Hauch des höchsten Altertums durchweht. Nicht auf die Weisheit der Griechen, sondern auf die ältere des Orients, der bewegungslosen afrikanischen und asiatischen Welt, wird sein Ursprung vorzugsweise zurückgeführt, und ebenso sucht er seine Durchführung namentlich bei solchen Völkern, deren treues Festhalten an dem Alten, Hergebrachten der Anknüpfungspunkte eine größere Zahl darzubieten schien, zunächst bei den Stämmen und Städten jenes Hesperiens, das auf religiösem Gebiete bis heute zur Pflegerin anderwärts überwundener Lebensstufen auserkoren zu sein scheint.

Wenn sich nun mit dieser so bestimmt hervortretenden Bevorzugung einer ältern Lebensanschauung sogleich die entschiedenste Anerkennung des demetrischen Mutterprinzipates, die vorzugsweise Richtung auf Pflege und Entwicklung des Mysteriösen, Jenseitigen, Übersinnlichen in der Religion, vor allem aber das glänzende Hervortreten priesterlich hehrer Frauengestalten verbindet: wer kann alsdann die innere Einheit dieser Erscheinungen und ihren Anschluß an die vorhellenische Gesittung verkennen? Eine frühere Welt ersteht aus dem Grabe; das Leben sucht zu seinen Anfängen zurückzukehren. Die weiten Zwischenräume verschwinden, und als hätten keine Wandelungen der Zeiten und Gedanken stattgefunden, schließen sich späte Geschlechter denen der Urzeit an. Für die pythagorischen Frauen gibt es keinen andern Anknüpfungspunkt, als das chthonisch-mütterliche Mysterium der pelasgischen Religion; aus den Ideen der hellenischen Welt läßt sich ihre Erscheinung und die Richtung ihres Geistes nicht erklären. Getrennt von jener kultischen Grundlage ist der Weihecharakter Theanos, „der Tochter pythagorischer Weisheit", ein zusammenhangloses Phänomen, dessen quälender Rätselhaftigkeit man durch die Hinweisung auf den mythischen Charakter der pythagorischen Ursprünge vergebens zu entrinnen sucht. Die Alten bestätigen durch ihre Zusammen-

stellung Theanos, Diotimas, Sapphos die hervorgehobene Verbindung. Nie ist die Frage beantwortet worden, worin denn die Ähnlichkeit dreier zeitlich und volklich getrennter Erscheinungen ihren Grund hat? Wo anders, erwidere ich, als in dem Mysterium der mütterlich-chthonischen Religion? Der Weiheberuf des pelasgischen Weibes erscheint in jenen drei glänzendsten Frauengestalten des Altertums in seiner reichsten und erhabensten Entfaltung. Sappho gehört einem der großen Mittelpunkte der orphischen Mysterienreligion, Diotima der durch ihre altertümliche Kultur und den samothrakischen Demeterdienst besonders berühmten arkadischen Mantineia, jene dem aiolischen, diese dem pelasgischen Stamme, beide mithin einem Volkstum, das in Religion und Leben den Grundlagen der vorhellenischen Gesittung treugeblieben war. Bei einer Frau unbekannten Namens und inmitten eines Volkes, das, von der Entwicklung des Hellenismus unberührt, vorzugsweise den Ruf altväterischen Lebens genoß, findet einer der größten Weisen jenen Grad religiöser Erleuchtung, den ihm die glänzende Ausbildung des attischen Stammes nicht zu bieten vermochte. Was ich von Anfang an als leitenden Gedanken hervorzuheben bemüht war, die Zusammengehörigkeit jeder weiblichen Auszeichnung mit der vorhellenischen Kultur und Religion, findet seine glänzendste Bestätigung gerade durch diejenigen Erscheinungen, welche, wenn zusammenhanglos und ganz äußerlich nur nach den Zeitverhältnissen betrachtet, am meisten dagegen zu zeugen scheinen. Wo immer die ältere ernste Mysterienreligion sich erhält oder zu neuer Blüte erweckt wird, da tritt das Weib aus der Verborgenheit, zu welcher es die prunkende Knechtschaft des jonischen Lebens verurteilt, von neuem mit der alten Würde und Erhabenheit hervor und verkündet laut, worin die Grundlage der frühern Gynaikokratie und die Quelle aller jener Wohltaten, die sie über das ganze Dasein der dem Mutterrecht huldigenden Völker verbreitete, zu suchen ist. Sokrates zu Diotimas Füßen, dem begeisterten Fluge ihrer ganz

mystischen Offenbarung nur mit Mühe folgend, ohne Scheu es bekennend, daß ihm des Weibes Lehre unentbehrlich sei: wo fände die Gynaikokratie einen erhabnern Ausdruck, wo die innere Verwandtschaft des pelasgisch-mütterlichen Mysteriums mit der weiblichen Natur ein schöneres Zeugnis, wo der ethische Grundzug der gynaikokratischen Gesittung, die Liebe, diese Weihe des Muttertums, eine vollendetere lyrisch-weibliche Entwicklung? Die Bewunderung, mit welcher alle Zeiten dieses Bild umgeben haben, wird unendlich gesteigert, wenn wir in ihm nicht allein die schöne Schöpfung eines mächtigen Geistes, sondern zugleich den Anschluß an Ideen und Übungen des kultischen Lebens, wenn wir in ihm das Bild der weiblichen Hierophantie selbst erkennen. Von neuem bewährt sich, was oben betont wurde: höher als die Poesie der freien Erfindung ist die der Geschichte.

Ich will die religiöse Grundlage der Gynaikokratie nicht weiter verfolgen; in dem Initiationsberufe des Weibes ⟨als der Weihespenderin⟩ erscheint sie in ihrer größten Vertiefung. Wer wird nun noch fragen, warum die Weihe, warum das Recht, warum alle Eigenschaften, die den Menschen und das Leben schmücken, weiblich genannt, Telete ⟨die Weihe⟩ weiblich personifiziert erscheint? Nicht Willkür oder Zufall hat die Wahl bestimmt, vielmehr die Wahrheit der Geschichte in jener Auffassung ihren sprachlichen Ausdruck gefunden. Wir sehen die Muttervölker ausgezeichnet durch Eunomia, Eusebeia, Paideia ⟨rechten Sinn, Frömmigkeit und Zucht⟩, die Frauen als strenge Hüterinnen des Mysteriums, des Rechts, des Friedens, und könnten die Übereinstimmung dieser geschichtlichen Tatsachen mit jener Erscheinung verkennen? In diesem Lichte betrachtet, erscheint die Gynaikokratie als Zeugnis für den Fortschritt der Kultur, zugleich als Quelle und als Sicherstellung ihrer Wohltaten, als notwendige Erziehungsperiode der Menschheit, mithin selbst als die Verwirklichung eines Naturgesetzes, das an den Völkern nicht weniger als an jedem einzelnen Individuum seine Rechte geltend macht.

Der Kreis meiner Ideenentwicklung läuft hiermit in seinen Anfang zurück. Habe ich damit begonnen, die Unabhängigkeit des Mutterrechts von jeder positiven Satzung hervorzuheben und daraus den Charakter seiner Universalität abzuleiten, so bin ich jetzt befugt, ihm die Eigenschaft der Naturwahrheit auf dem Gebiete des Familienrechts beizulegen, und befähigt, seine Charakterisierung zu vollenden. Ausgehend von dem gebärenden Muttertum, dargestellt durch ihr physisches Bild, steht die Gynaikokratie ganz unter dem Stoffe und den Erscheinungen des Naturlebens, denen sie die Gesetze ihres innern und äußern Daseins entnimmt, fühlt sie lebendiger als spätere Geschlechter die Unität alles Lebens, die Harmonie des Alls, welcher sie noch nicht entwachsen ist, empfindet sie tiefer den Schmerz des Todeslosses und jene Hinfälligkeit des tellurischen Daseins, welcher das Weib, die Mutter zumal, ihre Klage widmet, sucht sie sehnsüchtiger nach höherm Troste, findet ihn in den Erscheinungen des Naturlebens und knüpft auch ihn wiederum an den gebärenden Schoß, die empfangende, hegende, nährende Mutterliebe, an. In allem den Gesetzen des physischen Seins gehorsam, wendet sie ihren Blick vorzugsweise der Erde zu, stellt die chthonischen Mächte über die des uranischen Lichts, identifiziert die männliche Kraft vorzugsweise mit den tellurischen Gewässern und ordnet das zeugende Naß dem gremium matris, dem »Mutterschoße«, den Ozean der Erde unter. Ganz materiell, widmet sie ihre Sorge und Kraft der Verschönerung des materiellen Daseins, der »praktischen Tugend«, und erreicht in der Pflege des von dem Weibe zunächst begünstigten Ackerbaus und in der Mauererrichtung, die die Alten mit dem chthonischen Kulte in so enge Verbindung setzen, eine von den spätern Geschlechtern bewunderte Vollendung. Keine Zeit hat auf die äußere Erscheinung des Körpers, auf die Unverletzlichkeit des Leibes ein so überwiegendes Gewicht, auf das innere geistige Moment so wenig Nachdruck gelegt, als die des Muttertums; keine in dem Rechte den mütter-

lichen Dualismus und den faktisch-possessorischen Gesichtspunkt so konsequent durchgeführt; keine zugleich die lyrische Begeisterung, diese vorzugsweise weibliche, in dem Gefühl der Natur wurzelnde Seelenstimmung mit gleicher Vorliebe gepflegt. Mit einem Worte: das gynaikokratische Dasein ist der geordnete Naturalismus, sein Denkgesetz das stoffliche, seine Entwicklung eine überwiegend physische: eine Kulturstufe, mit dem Mutterrecht ebenso notwendig verbunden als der Zeit der Paternität fremd und unbegreifbar.

War bisher der innere Ausbau des gynaikokratischen Systems und der ganzen mit ihm verbundenen Gesittung das Ziel meiner Bemühung, so nimmt nun die Forschung eine andere Richtung an. Auf die Untersuchung des Wesens der mutterrechtlichen Kultur folgt die Betrachtung ihrer Geschichte. Jene hat uns das Prinzip der Gynaikokratie enthüllt, diese sucht ihr Verhältnis zu andern Kulturstufen zu bestimmen, und einerseits die frühern tiefern Zustände, andererseits die höhern Auffassungen der spätern Zeit, beide in ihrem Kampfe mit dem demetrisch ⟨ehelich⟩ geregelten Mutterrechte darzustellen. Eine neue Seite der menschlichen Entwicklungsgeschichte bietet sich zur Erforschung dar. Große Umgestaltungen, gewaltige Erschütterungen treten in den Kreis der Betrachtung ein und lassen die Hebungen und Senkungen der menschlichen Geschicke in neuem Lichte erscheinen. Jeder Wendepunkt in der Entwicklung des Geschlechterverhältnisses ist von blutigen Ereignissen umgeben, die allmähliche friedliche Fortbildung viel seltener als der gewaltsame Umsturz. Durch die Steigerung zum Extreme führt jedes Prinzip den Sieg des entgegengesetzten herbei, der Mißbrauch selbst wird zum Hebel des Fortschritts, der höchste Triumph Beginn des Unterliegens. Nirgends tritt die Neigung der menschlichen Seele zur Überschreitung des Maßes und ihre Unfähigkeit zu dauernder Behauptung einer unnatürlichen Höhe gleich ge-

waltig hervor, nirgends aber auch sieht sich die Fähigkeit des Forschers, mitten in die wilde Größe roher, aber kräftiger Völker hineinzutreten, und sich mit ganz fremdartigen Anschauungen und Lebensformen zu befreunden, auf gleich ernstliche Probe gestellt. — So mannigfaltig die einzelnen Erscheinungen sind, in welchen sich der Kampf der Gynaikokratie gegen andere Lebensformen offenbart, so sicher ist doch im ganzen und großen das Entwicklungsprinzip, dem sie sich unterordnen. Wie auf die Periode des Mutterrechts die Herrschaft der Paternität folgt, so geht jener eine Zeit des regellosen Hetärismus voran. Die demetrische geordnete Gynaikokratie erhält dadurch jene Mittelstellung, in welcher sie als Durchgangspunkt der Menschheit aus der tiefsten Stufe des Daseins zu der höchsten sich darstellt. Mit der erstern teilt sie den stofflich-mütterlichen Standpunkt, mit der zweiten die Ausschließlichkeit der Ehe: was sie von beiden unterscheidet, ist dort die demetrische Regelung des Muttertums, durch welche sie sich über das Gesetz des Hetärismus erhebt, hier der dem gebärenden Schoße eingeräumte Vorzug, in welchem sie dem ausgebildeten Vatersysteme gegenüber sich als tiefere Lebensform kundgibt. Diese Stufenfolge der Zustände bestimmt die Ordnung der folgenden Darstellung. Wir haben zuerst das Verhältnis der Gynaikokratie zu dem Hetärismus, alsdann den Fortschritt von dem Mutterrecht zu dem Vatersystem zu untersuchen.

Dem Adel der menschlichen Natur und ihrer höhern Bestimmung scheint die Ausschließlichkeit der *ehelichen Verbindung* so innig verwandt und so unentbehrlich, daß sie von den meisten als Urzustand betrachtet, die Behauptung tieferer, ganz ungeregelter Geschlechtsverhältnisse als traurige Verirrung nutzloser Spekulationen über die Anfänge des menschlichen Daseins ins Reich der Träume verwiesen wird. Wer möchte nicht gerne dieser Meinung sich anschließen und unserm Geschlechte die schmerzliche Erinnerung einer so unwürdigen Kindheit ersparen? Aber das Zeugnis der Geschichte verbietet, den Einflüsterungen des Stol-

zes und der Eigenliebe Gehör zu geben und den äußerst langsamen Fortschritt der Menschheit zu ehelicher Gesittung in Zweifel zu ziehen. Mit erdrückendem Gewichte dringt die Phalanx völlig historischer Nachrichten auf uns ein und macht jeden Widerstand, jede Verteidigung unmöglich. Mit den Beobachtungen der Alten verbinden sich die späterer Geschlechter, und noch in unsern Zeiten hat die Berührung mit Völkern tieferer Kulturzustände die Richtigkeit der Überlieferung durch die Erfahrung des Lebens dargetan. Bei allen Völkern, welche die folgende Untersuchung unserer Betrachtung vorführt, und weit über diesen Kreis hinaus begegnen die deutlichsten Spuren ursprünglich hetärischer Lebensformen, und vielfältig läßt sich der Kampf derselben mit dem höhern demetrischen Gesetze in einer Reihe bedeutsamer, tief in das Leben eingreifender Erscheinungen verfolgen. Es kann nicht verkannt werden: die Gynaikokratie hat sich überall in bewußtem und fortgesetztem Widerstande der Frau gegen den sie erniedrigenden Hetärismus hervorgebildet, befestigt, erhalten. Dem Mißbrauche des Mannes schutzlos hingegeben, und wie es eine von Strabon erhaltene arabische Tradition bezeichnet, durch dessen Lust zum Tode ermüdet, empfindet sie zuerst und am tiefsten die Sehnsucht nach geregelten Zuständen und einer reinern Gesittung, deren Zwang der Mann im trotzigen Bewußtsein höherer physischer Kraft nur ungern sich bequemt. Ohne die Beachtung dieses Wechselverhältnisses wird eine der auszeichnenden Eigenschaften des gynaikokratischen Daseins, die strenge Zucht des Lebens, nie in ihrer ganzen historischen Bedeutung erkannt, ohne sie das oberste Gesetz jedes Mysteriums, die eheliche Keuschheit, nie in ihrer richtigen Stellung zu der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesittung gewürdigt werden. Die demetrische Gynaikokratie fordert, um begreiflich zu sein, frühere, rohere Zustände, das Grundgesetz ihres Lebens ein entgegengesetztes, aus dessen Bekämpfung es hervorgegangen ist. So wird die Geschichtlichkeit des Mutterrechts eine Bürgschaft für die des Hetärismus.

Der höchste Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung liegt aber in dem innern Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen, in welchen sich das anti-demetrische Lebensgesetz offenbart. Eine genauere Prüfung derselben ergibt überall System, und dieses führt seinerseits auf eine Grundidee zurück, welche, in religiöser Anschauung wurzelnd, gegen jeden Verdacht der Zufälligkeit, Willkür oder nur lokaler, vereinzelter Geltung gesichert ist. Den Vertretern der Anschauung von der Notwendigkeit und Ursprünglichkeit der ehelichen Geschlechtsverbindung kann eine demütigende Überraschung nicht erspart werden. Der Gedanke des Altertums ist von dem ihrigen nicht nur verschieden, er bildet dessen vollendeten Gegensatz. Das demetrische Prinzip erscheint als die Beeinträchtigung eines entgegengesetzten ursprünglichern, die Ehe selbst als Verletzung eines Religionsgebots. Dieses Verhältnis, so unbegreiflich es unserm heutigen Bewußtsein entgegentreten mag, hat doch das Zeugnis der Geschichte auf seiner Seite, und vermag allein eine Reihe höchst merkwürdiger, in ihrem wahren Zusammenhang noch nie erkannter Erscheinungen befriedigend zu erklären. Nur aus ihm erläutert sich der Gedanke, daß die Ehe eine Sühne jener Gottheit verlangt, deren Gesetz sie durch ihre Ausschließlichkeit verletzt. Nicht um in den Armen eines einzelnen zu verwelken, wird das Weib von der Natur mit allen Reizen, über welche sie gebietet, ausgestattet: das Gesetz des Stoffes verwirft alle Beschränkung, haßt alle Fesseln und betrachtet jede Ausschließlichkeit als Versündigung an ihrer Göttlichkeit. Daraus erklären sich nun alle jene Gebräuche, in welchen die Ehe selbst mit hetärischen Übungen verbunden auftritt. Der Form nach mannigfaltig, sind sie doch in ihrer Idee durchaus einheitlich. Durch eine Periode des Hetärismus muß die in der Ehe liegende Abweichung von dem natürlichen Gesetze des Stoffes gesühnt, das Wohlwollen der Gottheit von neuem gewonnen werden. Was sich ewig auszuschließen scheint, Hetärismus und strenges Ehegesetz,

tritt nun in die engste Verbindung: die Prostitution wird selbst eine Bürgschaft der ehelichen Keuschheit, deren Heilighaltung eine vorausgegangene Erfüllung des natürlichen Berufes von Seite der Frau erfordert. Es ist klar, daß im Kampfe gegen solche durch die Religion selbst gestützte Anschauungen der Fortschritt zu höherer Gesittung nur ein langsamer, weil stets von neuem bedrohter sein konnte. Die Mannigfaltigkeit der Mittelzustände, die wir entdecken, beweist in der Tat, wie schwankend und wechselvoll der Kampf war, der auf diesem Gebiete durch Jahrtausende geführt worden ist. Nur ganz allmählich schreitet das demetrische Prinzip zum Siege vor. Das weibliche Sühnopfer wird im Laufe der Zeiten auf ein immer geringeres Maß, auf eine stets leichtere Leistung zurückgeführt. Die Gradation der einzelnen Stufen verdient die höchste Beachtung. Die jährlich wiederholte Darbringung weicht der einmaligen Leistung, auf den Hetärismus der Matronen folgt jener der Mädchen, auf die Ausübung während der Ehe die vor derselben, auf die wahllose Überlassung an alle die an gewisse Persönlichkeiten. An diese Beschränkungen schließt sich die Weihe besonderer Hierodulen ⟨Göttersklavinnen, Tempelprostituierten⟩ an: sie ist dadurch, daß sie die Schuld des ganzen Geschlechts von einem besondern Stande fordert und um diesen Preis das Matronentum von aller Pflicht der Hingabe freispricht, für die Hebung der gesellschaftlichen Zustände besonders bedeutend geworden. Als die leichteste Form eigener Leistung erscheint die Darbringung des Haupthaares, welches in einzelnen Beispielen Äquivalent der körperlichen Blüte genannt, von dem Altertum überhaupt aber mit der Regellosigkeit hetärischer Zeugung, insbesondere mit der Sumpfvegetation, ihrem natürlichen Prototyp, in die Beziehung innerer Naturverwandtschaft gesetzt wird. Alle diese Phasen der Entwicklung haben nicht nur auf dem Gebiete des Mythus, sondern auch auf dem der Geschichte und bei ganz verschiedenen Völkern zahlreiche Spuren zurückgelassen, und selbst

in Benennung von Lokalitäten, Gottheiten, Geschlechtern sprachlichen Ausdruck erhalten. Ihre Betrachtung zeigt uns den Kampf des demetrischen und des hetärischen Prinzips in seiner ernsten Wirklichkeit zugleich als religiöse und geschichtliche Tatsache, leiht einer nicht unbedeutenden Anzahl berühmter Mythen eine Verständlichkeit, deren sie sich bisher nicht rühmen konnten, läßt endlich den Beruf der Gynaikokratie, durch strenge Wahrung des demetrischen Gebots und fortgesetzten Widerstand gegen jede Rückkehr zu dem rein natürlichen Gesetze die Erziehung der Völker zu vollenden, in seiner ganzen Bedeutung hervortreten.

Um einer wichtigen Einzelheit besonders zu gedenken, mache ich auf den Zusammenhang der entwickelten Anschauungen mit den Aussprüchen der Alten über die Bedeutung der Dotierung des Mädchens aufmerksam. Wie lange schon wird es den Römern nachgesprochen, die indotata ⟨die Frau ohne Mitgift⟩ gelte nicht höher als die Konkubine, und wie wenig wird heute noch dieser allen unsern Anschauungen so durchaus widersprechende Gedanke verstanden. Seinen richtigen geschichtlichen Anknüpfungspunkt findet er in einer Seite des Hetärismus, deren Wichtigkeit vielfältig hervortritt, nämlich in dem mit seiner Ausübung verbundenen Gelderwerb. Was den Sieg des demetrischen Prinzips besonders erschweren mußte, ist der mit der Festhaltung des rein natürlichen Standpunkts verbundene Selbstgewinn der dos ⟨Aussteuer⟩; sollte der Hetärismus gründlich ausgerottet werden, so war die Aussteuerung des Mädchens von Seite ihrer Familie durchaus erforderlich. Daher jene Mißachtung der indotata und die noch späte gesetzliche Strafandrohung für jede indotierte eheliche Verbindung. Man sieht, in dem Kampfe der demetrischen und der hetärischen Lebensform nimmt die Durchführung der Dotierung eine sehr wichtige Stelle ein, so daß die Verbindung derselben mit den höchsten Religionsideen der Gynaikokratie, mit der durch das Mysterium zugesicherten Eudaimonia ⟨Glückseligkeit⟩ nach dem Tode, und die

Zurückführung des Dotalzwanges auf das Gesetz einer berühmten Fürstin, wie sie in einem sehr merkwürdigen lesbisch-ägyptischen Mythus hervortritt, nicht überraschen kann. Verständlich wird es jetzt von einer neuen Seite, welche tiefere Beziehung zu der demetrischen Idee der Gynaikokratie das ausschließliche Töchtererbrecht hatte, welcher moralische Gedanke in ihm seinen Ausdruck fand, welchen Einfluß es endlich auf die sittliche Hebung des Volkes, und auf jene Sophrosyne ‹besonnene Sittsamkeit›, die den Lykiern besonders nachgerühmt wird, ausüben mußte. Der Sohn, sagen alte Zeugnisse, erhält von dem Vater Speer und Schwert, um sich sein Dasein zu gründen, mehr ist ihm nicht nötig; die Tochter dagegen, erbt sie nicht, besitzt nur ihres Leibes Blüte, um ein den Mann sicherndes Vermögen zu gewinnen. Derselben Anschauung huldigen noch heute jene griechischen Inseln, deren einstige Bewohner das Gesetz der Gynaikokratie anerkannten, und auch attische Schriftsteller finden neben der hohen Ausbildung, die ihr Volk der Paternität lieh, die natürliche Bestimmung des ganzen mütterlichen Vermögens in der Dotierung der Tochter, die dadurch vor Ausartung bewahrt wird. Die innere Wahrheit und Würde der gynaikokratischen Gedanken tritt in keiner praktischen Äußerung schöner hervor, als in der eben betrachteten; in keiner hat nicht nur die gesellschaftliche Stellung, sondern insbesondere die innere Würde und Reinheit des Weibes eine kräftigere Stütze gefunden.

Die Gesamtheit der bisher berührten Erscheinungen läßt uns über die Grundanschauung, der sie alle entspringen, keinen Zweifel übrig. Neben der demetrischen Erhebung des Muttertums offenbart sich eine tiefere, ursprüngliche Auffassung desselben, die volle, noch keinerlei Beschränkung unterworfene Natürlichkeit des reinen, sich selbst überlassenen Tellurismus. Wir erkennen den Gegensatz der Ackerbaukultur und der iniussa ultronea creatio ‹des Wildwuchses›, wie sie in der wilden Vegetation der Mutter Erde, am reichsten und üppigsten in dem Sumpfleben den

Blicken des Menschen sich darstellt. Dem Vorbild der letztern schließt der Hetärismus des Weibes, der erstern das demetrisch-strenge Ehegesetz der ausgebildeten Gynaikokratie gleichartig sich an. Beide Lebensstufen ruhen auf demselben Grundprinzipe: der Herrschaft des gebärenden Leibes; ihr Unterschied liegt nur in dem Grade der Naturtreue, mit welcher sie das Muttertum auffassen. Die tiefste Stufe der Stofflichkeit schließt sich der tiefsten Region des tellurischen Lebens an, die höhere der höhern des Ackerbaus; jene erblickt die Darstellung ihres Prinzips in den Pflanzen und Tieren feuchter Gründe, denen sie vorzugsweise göttliche Verehrung darbringt, diese in der Ähre und dem Saatkorn, das sie zum heiligsten Symbol ihres mütterlichen Mysteriums erhebt. In einer großen Zahl von Mythen und kultischen Handlungen tritt der Unterschied dieser beiden Stufen des Muttertums bedeutsam hervor, und überall erscheint ihr Kampf zugleich als religiöse und geschichtliche Tatsache, der Fortschritt von der einen zu der andern als Erhebung des ganzen Lebens, als mächtiger Aufschwung zu höherer Gesittung. In Schoineus, dem Binsenmanne, und Atalantes goldner Frucht, in Kalamos' Besiegung durch Karpos liegt derselbe Gegensatz und dasselbe Prinzip der Entwicklung, das auf dem Gebiete des menschlichen Lebens durch den von der Mutter stammenden, nur in mütterlicher Linie vererbten Sumpfkult der Joxiden und durch dessen Zurücktreten vor dem höhern eleusinischen Dienst hervorgehoben wird. Überall hat die Natur die Entwicklung der Menschheit geleitet, gewissermaßen auf ihren Schoß genommen, überall durch die Stufen, welche ihre Erscheinungen darbieten, den geschichtlichen Fortschritt jener bestimmt. Das Gewicht, welches der Mythus auf die erste Begründung ehelicher Ausschließlichkeit legt, der Glanz, mit welchem er um dieser Kulturtat willen den Namen eines Kekrops umgibt, die sorgfältige Hervorhebung des Begriffes ehelich-echter Geburt, wie sie in Mythen, in Theseus' Ringprobe, in Horos' Prüfung durch seinen Vater, in der

Verbindung des Wortes eteos ⟨echt⟩ mit dem Namen von Individuen, Geschlechtern, Gottheiten und Völkern stattfindet: alles dies mit dem römischen patrem ciere, ›seinen Vater angeben können‹, entspringt nicht aus eitlem Hang der Sage zu Spekulation, nicht aus anhaltspunktloser Dichtung; es ist vielmehr die in den verschiedensten Formen niedergelegte Erinnerung an einen großen Wendepunkt des Völkerlebens, der der menschlichen Geschichte unmöglich fehlen kann. Die ganze Ausschließlichkeit des Muttertums, welche gar keinen Vater kennt, welche die Kinder als apatores ⟨Vaterlose⟩ oder gleichbedeutend als polypatores ⟨von vielen Vätern Stammende⟩, als spurii, spartoi, Gesäte, oder gleichbedeutend unilaterales ⟨von einer Seite Gezeugte⟩, den Erzeuger selbst als ›Niemand‹, Sertor, Semo, ›Säenden‹ erscheinen läßt, ist ebenso geschichtlich als die Herrschaft desselben über das Vatertum, wie sie in dem demetrischen Mutterrecht sich darstellt, ja die Ausbildung dieser zweiten Familienstufe setzt jene erstere nicht weniger voraus als die vollendete Paternitätstheorie sie selbst.

Die Entwicklung unsers Geschlechts kennt im ganzen und großen nirgends Sprünge, nirgends plötzliche Fortschritte, überall allmähliche Übergänge, überall eine Mehrzahl von Stufen, deren jede einzelne die frühere und die nachfolgende gewissermaßen in sich trägt. Alle großen Naturmütter, in welchen die gebärende Macht des Stoffes Namen und persönliche Gestalt angenommen hat, vereinigen in sich beide Grade der Maternität, den tiefern, rein natürlichen, und den höhern, ehelich geordneten, und erst im Laufe der Entwicklung und unter dem Einfluß volklich-individueller Verhältnisse hat hier der eine, dort der andere das Übergewicht behauptet. Der Reihe der Beweise für den historischen Charakter einer vorehelichen Lebensstufe schließt sich dieser letzte mit entscheidendem Gewichte an. Die sukzessive Läuterung der Gottheitsidee bekundet eine entsprechende Hebung des Lebens und kann selbst nur in Verbindung mit dieser stattgefunden haben, wie umgekehrt jeder Rückfall in tiefere

sinnlichere Zustände auf dem Gebiete der Religion seinen entsprechenden Ausdruck findet. Was immer die göttlichen Gebilde in sich tragen, hat einmal das Leben beherrscht, einer menschlichen Kulturperiode sein Gepräge verliehen. Ein Widerspruch läßt sich nicht denken; die auf Naturbetrachtung beruhende Religion ist notwendig Wahrheit des Lebens, ihr Inhalt mithin Geschichte unsers Geschlechts. Keine meiner Grundanschauungen findet im Laufe der folgenden Untersuchung eine gleich häufige, gleich durchgreifende Bestätigung, keine wirft auf den Kampf des Hetärismus mit der ehelichen Gynaikokratie ein helleres Licht. Zwei Lebensstufen treten sich entgegen, und jede derselben ruht auf einer religiösen Idee, jede zieht aus kultischen Anschauungen ihre Nahrung. Die innere Geschichte der epizephyrischen Lokrer ist mehr als die irgendeines andern Volkes dazu geeignet, den ganzen Ideenkreis, den ich bisher dargelegt habe, in seiner geschichtlichen Richtigkeit zu bestätigen. Bei keinem zeigt sich die allmähliche siegreiche Erhebung der demetrischen Gynaikokratie über das ursprüngliche aphroditische ius naturale ⟨das natürliche, das ist das hetärische Recht⟩ in merkwürdigern Äußerungen; bei keinem gleich greifbar die Abhängigkeit der ganzen Staatsblüte von der Besiegung des Hetärismus, bei keinem aber auch die unvertilgbare Gewalt früherer Religionsgedanken und ihr Wiedererwachen in späten Zeiten auf gleich belehrende Weise.

Es tritt unserer heutigen Denkweise fremdartig entgegen, Zustände und Ereignisse, welche wir dem stillen und verborgenen Kreise des Familienlebens zuweisen, einen so weitgehenden Einfluß auf das ganze Staatsleben, seine Blüte und seinen Verfall ausüben zu sehen. Auch hat man bei der Erforschung des innern Entwicklungsgangs der alten Menschheit diejenige Seite, deren Betrachtung uns beschäftigt, nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdigt. Und doch ist es gerade der Zusammenhang des Geschlechterverhältnisses und des Grades seiner tiefern oder höhern

Auffassung mit dem ganzen Leben und den Geschicken der Völker, wodurch die folgende Untersuchung zu den höchsten Fragen der Geschichte in unmittelbare Beziehung tritt. Die erste große Begegnung der asiatischen und der griechischen Welt wird als ein Kampf des aphroditisch-hetärischen mit dem heraiisch-ehelichen Prinzip dargestellt, die Veranlassung des troischen Krieges auf die Verletzung des Ehebetts zurückgeführt, und in Fortsetzung desselben Gedankens die endliche vollständige Besiegung der Aineiaden-Mutter Aphrodite durch die matronale Juno in die Zeit des Zweiten Punischen Krieges, mithin in diejenige Periode verlegt, in welcher die innere Größe des römischen Volks auf ihrem Höhepunkte stand. Der Zusammenhang aller dieser Erscheinungen ist nicht zu verkennen und jetzt völlig verständlich. Dem Okzident hat die Geschichte die Aufgabe zugewiesen, durch die reinere und keuschere Naturanlage seiner Völker das höhere demetrische Lebensprinzip zum dauernden Siege hindurchzuführen, und dadurch die Menschheit aus den Fesseln des tiefsten Tellurismus, in dem sie die Zauberkraft der orientalischen Natur festhielt, zu befreien. Rom verdankt es der politischen Idee des Imperium, mit welcher es in die Weltgeschichte eintritt, daß es diese Entwicklung der alten Menschheit zum Abschluß zu bringen vermochte. Gleich den epizephyrischen Lokrern dem hetärischen Muttertum der asiatischen Aphrodite von Hause aus angehörend, mit dem fernen Heimatland zu allen Zeiten, namentlich in der Religion, in viel engerm Zusammenhang als die hellenische früher und vollständiger emanzipierte Welt, durch das tarquinische Königsgeschlecht mit den Anschauungen der ganz mütterlichen etruskischen Kultur in enge Verbindung gesetzt, und in den Zeiten der Drangsal von dem Orakel darauf hingewiesen, es fehle ihr ja die Mutter, die nur Asien zu geben vermöge, hätte die zum Bindeglied der alten und der neuen Welt bestimmte Stadt ohne die Stütze ihrer politischen Herrscheridee dem stofflichen Muttertum und dessen asiatisch-natürlicher Auffas-

sung nie siegreich gegenüberzutreten, dem ius naturale, von dem sie nur den leeren Rahmen bewahrt, nie völlig sich loszumachen, niemals auch über die Verführung Ägyptens jenen Triumph zu feiern vermocht, der in dem Tod der letzten ganz aphroditisch-hetärischen Kandake des Orients ⟨Kleopatra⟩, und in Augustus' Betrachtung ihres entseelten Körpers, seine Verherrlichung, gewissermaßen seine bildliche Darstellung erhalten hat.

In dem Kampfe des hetärischen mit dem demetrischen Prinzip führte die Verbreitung der dionysischen Religion eine neue Wendung und einen der ganzen Gesittung des Altertums verderblichen Rückschlag herbei. In der Geschichte der Gynaikokratie nimmt dieses Ereignis eine sehr hervorragende Stelle ein. Dionysos erscheint an der Spitze der großen Bekämpfer des Mutterrechts, insbesondere der amazonischen Steigerung desselben. Unversöhnlicher Gegner der naturwidrigen Entartung, welcher das weibliche Dasein anheimgefallen war, knüpft er seine Versöhnung, sein Wohlwollen überall an die Erfüllung des Ehegesetzes, an die Rückkehr zu der Mutterbestimmung der Frau und an die Anerkennung der überragenden Herrlichkeit seiner eigenen männlich-phallischen Natur. Nach dieser Anlage scheint die dionysische Religion eine Unterstützung des demetrischen Ehegesetzes in sich zu tragen, ja überdies unter den die siegreiche Begründung der Paternitätstheorie fördernden Ursachen eine der ersten Stellen einzunehmen. Und in der Tat läßt sich die Bedeutung beider Beziehungen nicht in Abrede stellen. Dennoch ist die Rolle, welche wir dem bakchischen Kulte als dem kräftigsten Bundesgenossen der hetärischen Lebensrichtung anweisen, und die Erwähnung desselben in dieser Verbindung wohlbegründet und durch die Geschichte seines Einflusses auf die ganze Lebensrichtung der alten Welt vollkommen gerechtfertigt. Dieselbe Religion, welche das Ehegesetz zu ihrem Mittelpunkte erhebt, hat mehr als irgendeine andere die Rückkehr des weib-

lichen Daseins zu der vollen Natürlichkeit des Aphroditismus befördert; dieselbe, die dem männlichen Prinzip eine das Muttertum weit überragende Entwicklung leiht, am meisten zur Entwürdigung des Mannes und zu seinem Falle selbst unter das Weib beigetragen.

Unter den Ursachen, welche zu der schnellen und siegreichen Verbreitung des neuen Gottes wesentlich mitwirkten, nimmt die amazonische Steigerung der alten Gynaikokratie und die von ihr unzertrennliche Verwilderung des ganzen Daseins eine sehr bedeutende Stelle ein. Je strenger das Gesetz des Muttertums gewaltet hatte, je weniger es dem Weibe gegeben sein konnte, die unnatürliche Größe seiner amazonischen Lebensrichtung dauernd zu behaupten: um so freudigere Aufnahme mußte der durch den Verein sinnlichen und übersinnlichen Glanzes doppelt verführerische Gott allerwärts finden, um so unwiderstehlicher das Geschlecht der Frauen für seinen Dienst begeistern. In raschem Wechsel geht die amazonisch-strenge Gynaikokratie von dem entschiedensten Widerstande gegen den neuen Gott zu ebenso entschiedener Hingabe an ihn über; die kriegerischen Frauen, früher im Kampf mit Dionysos sich messend, erscheinen nun als seine unwiderstehliche Heldenschar, und zeigen in der schnellen Aufeinanderfolge der Extreme, wie schwer es der weiblichen Natur zu allen Zeiten fällt, Mitte und Maß zu halten. Die geschichtliche Grundlage kann in den Traditionen, welche die blutigen Ereignisse der ersten bakchischen Religionsverbreitung und die durch sie hervorgerufene tiefe Erschütterung aller Verhältnisse zum Gegenstande haben, nicht verkannt werden. Sie kehren, unabhängig voneinander, doch stets mit demselben Charakter, bei den verschiedensten Völkern wieder, und stehen mit dem spätern, vorzugsweise auf friedlichen Genuß und die Verschönerung des Daseins gerichteten dionysischen Geiste in so entschiedenem Gegensatze, daß eine erst jetzt tätige Erfindung zu den Unmöglichkeiten gehört.

Die zauberhafte Gewalt, mit welcher der phallische Herr

des üppigen Naturlebens die Welt der Frauen auf neue Bahnen fortriß, offenbart sich in Erscheinungen, welche nicht nur die Grenzen unserer Erfahrung, sondern selbst die unserer Einbildungskraft hinter sich zurücklassen, die aber in das Gebiet der Dichtung zu verweisen geringe Vertrautheit mit den dunkeln Tiefen der menschlichen Natur, mit der Macht einer die sinnlichen und die übersinnlichen Bedürfnisse gleichmäßig befriedigenden Religion, mit der Erregbarkeit der weiblichen das Diesseitige und Jenseitige so unlösbar bindenden Gefühlswelt, endlich aber ein gänzliches Verkennen des unterjochenden Zaubers südlicher Naturfülle an den Tag legen würde. Auf allen Stufen seiner Entwicklung hat der dionysische Kult denselben Charakter bewahrt, mit welchem er zuerst in die Geschichte eintritt. Durch seine Sinnlichkeit und die Bedeutung, welche er dem Gebote der geschlechtlichen Liebe leiht, der weiblichen Anlage innerlich verwandt, ist er zu dem Geschlechte der Frauen vorzugsweise in Beziehung getreten, hat seinem Leben eine ganz neue Richtung gegeben, in ihm seinen treusten Anhänger, seinen eifrigsten Diener gefunden, auf seine Begeisterung all seine Macht gegründet. Dionysos ist im vollsten Sinne des Worts der Frauen Gott, die Quelle aller ihrer sinnlichen und übersinnlichen Hoffnungen, der Mittelpunkt ihres ganzen Daseins, daher von ihnen zuerst in seiner Herrlichkeit erkannt, ihnen geoffenbart, von ihnen verbreitet, durch sie zum Siege geführt. Eine Religion, welche auf die Erfüllung des geschlechtlichen Gebotes selbst die höhern Hoffnungen gründet, und die Seligkeit des übersinnlichen Daseins mit der Befriedigung des sinnlichen in die engste Verbindung setzt, muß durch die erotische Richtung, die sie dem weiblichen Leben mitteilt, die Strenge und Zucht des demetrischen Matronentums notwendig mehr und mehr untergraben, und zuletzt das Dasein wieder zu jenem aphroditischen Hetärismus zurückführen, der in der vollen Spontaneität des Naturlebens sein Vorbild erkennt.

Die Geschichte unterstützt durch das Gewicht ihres Zeugnisses die Richtigkeit dieses Schlusses. Dionysos' Verbindung mit Demeter wird durch die mit Aphrodite und mit andern Naturmüttern gleicher Anlage mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt; die Symbole der cerealen geregelten Maternität, die Ähre und das Brot, weichen vor der bakchischen Traube, der üppigen Frucht des zeugungskräftigen Gottes; Milch, Honig und Wasser, die keuschen Opfer der alten Zeit, vor dem begeisternden, den Taumel sinnlicher Lust erregenden Weine, und in dem Kulte erhält die Region des tiefsten Tellurismus, die Sumpfzeugung mit all ihren Produkten, Tieren nicht weniger als Pflanzen, ein bedeutsames Übergewicht über die höhere Ackerbaukultur und ihre Gaben. Wie völlig die Gestaltung des Lebens demselben Zuge folgte, davon überzeugt uns vor allem der Anblick der alten Gräberwelt, die durch einen erschütternden Gegensatz zur Hauptquelle unserer Kenntnis der ganz sinnlich-erotischen Richtung des dionysischen Frauenlebens geworden ist. Von neuem erkennen wir den tiefgehenden Einfluß der Religion auf die Entwicklung der gesamten Gesittung. Der dionysische Kult hat dem Altertum die höchste Ausbildung einer durch und durch aphroditischen Zivilisation gebracht, und ihm jenen Glanz verliehen, von welchem alle Verfeinerung und alle Kunst des modernen Lebens verdunkelt wird. Er hat alle Fesseln gelöst, alle Unterschiede aufgehoben, und dadurch, daß er den Geist der Völker vorzugsweise auf die Materie und die Verschönerung des leiblichen Daseins richtete, das Leben selbst wieder zu den Gesetzen des Stoffs zurückgeführt. Dieser Fortschritt der Versinnlichung des Daseins fällt überall mit der Auflösung der politischen Organisation und dem Verfall des staatlichen Lebens zusammen. An der Stelle reicher Gliederung macht sich das Gesetz der Demokratie, der ununterschiedenen Masse, und jene Freiheit und Gleichheit geltend, welche das natürliche Leben vor dem zivil-geordneten auszeichnet, und das der leiblich-stofflichen

Seite der menschlichen Natur angehört. Die Alten sind sich über diese Verbindung völlig klar, heben sie in den entschiedensten Aussprüchen hervor, und zeigen uns in bezeichnenden historischen Angaben die fleischliche und die politische Emanzipation als notwendige und stets verbundene Zwillingsbrüder. Die dionysische Religion ist zu gleicher Zeit die Apotheose des aphroditischen Genusses und die der allgemeinen Brüderlichkeit, daher den dienenden Ständen besonders lieb und von Tyrannen, den Peisistratiden, Ptolemaiern, Cäsar im Interesse ihrer auf die demokratische Entwicklung gegründeten Herrschaft besonders begünstigt. Alle diese Erscheinungen entspringen derselben Quelle, sind nur verschiedene Seiten dessen, was schon die Alten das dionysische Weltalter nennen. Ausfluß einer wesentlich weiblichen Gesittung, geben sie auch dem Weibe von neuem jenen Zepter in die Hand, den in Aristophanes' Vogelstaat Basileia führt, begünstigen sie seine Emanzipationsbestrebungen, wie sie die Lysistrata und die Ekklesiazusen im Anschluß an wirkliche Zustände des attisch-jonischen Lebens darstellen, und begründen so eine neue Gynaikokratie, die dionysische, die weniger in rechtlichen Formen als in der stillen Macht eines das ganze Dasein beherrschenden Aphroditismus sich geltend macht.

Eine Vergleichung dieser späten mit der ursprünglichen Weiberherrschaft ist besonders geeignet, die Eigentümlichkeit einer jeden in helles Licht zu stellen. Trägt jene den demetrisch-keuschen Charakter eines auf strenge Zucht und Sitte gegründeten Lebens, so ruht diese wesentlich auf dem aphroditischen Gesetze der fleischlichen Emanzipation. Erscheint jene als die Quelle hoher Tugenden und eines, wenn auch auf enge Gedankenkreise beschränkten, so doch festbegründeten und wohlgeordneten Daseins, so verbirgt diese unter dem Glanze eines materiell reich entwickelten und geistig beweglichen Lebens den Verfall der Kraft und eine Fäulnis der Sitten, die den Untergang der alten Welt mehr als irgendeine andere Ursache befördert hat. Geht mit

der alten Gynaikokratie Tapferkeit des Mannes Hand in Hand, so bereitet ihm die dionysische eine Entkräftung und Entwürdigung, von welcher sich das Weib selbst zuletzt mit Verachtung abwendet. Es ist keines der geringsten Zeugnisse für die innere Kraft des lykischen und elischen Volkstums, daß diese beiden Stämme unter allen ursprünglich gynaikokratischen Völkern die demetrische Reinheit ihres Mutterprinzips entgegen dem auflösenden Einflusse der dionysischen Religion am längsten ungeschmälert sich zu erhalten vermochten. Je enger sich die orphische Geheimlehre trotz der hohen Entwicklung, die sie dem männlich-phallischen Prinzipe lieh, an den alten Mysterienprinzipat der Frau anschloß, um so näher lag die Gefahr des Unterliegens. Bei den epizephyrischen Lokrern und den Aiolern der Insel Lesbos vermögen wir den Übergang zu beobachten und seine Folgen am deutlichsten zu übersehen. Insbesondere aber ist es die afrikanische und die asiatische Welt, welche ihrer angestammten Gynaikokratie die vollendetste dionysische Entwicklung zuteil werden ließ.

Die Geschichte bestätigt vielfach die Beobachtung, daß die frühesten Zustände der Völker am Schlusse ihrer Entwicklung wiederum nach der Oberfläche drängen. Der Kreislauf des Lebens führt das Ende von neuem in den Anfang zurück. Die folgende Untersuchung hat die unerfreuliche Aufgabe, diese traurige Wahrheit durch eine neue Reihe von Beweisen über allen Zweifel zu erheben. Insbesondere den orientalischen Ländern angehörend, sind die Erscheinungen, in welchen sich dieses Gesetz kundgibt, dennoch keineswegs auf sie beschränkt. Je mehr die innere Auflösung der alten Welt fortschreitet, um so entschiedener wird das mütterlich-stoffliche Prinzip von neuem in den Vordergrund gestellt, um so entschlossener seine umfassende aphroditisch-hetärische Auffassung über die demetrische erhoben. Nochmals sehen wir jenes ius naturale, das der tiefsten Sphäre des tellurischen Daseins angehört, zur Geltung gelangen, und nachdem man die Möglichkeit seiner histori-

schen Realität sogar für die unterste Stufe der menschlichen Entwicklung in Zweifel gezogen hatte, eben dasselbe nunmehr auf der letzten mit bewußter Vergötterung der tierischen Seite unserer Natur wiederum in das Leben eingeführt, ja zum Mittelpunkt von Geheimlehren erhoben, und als Ideal aller menschlichen Vollendung gepriesen. Zugleich treten eine große Zahl von Erscheinungen hervor, in welchen die rätselhaftesten Züge der ältesten Tradition völlig entsprechende Parallelen erhalten. Was wir beim Beginn unserer Untersuchung in mythischem Gewand finden, nimmt am Ende die Geschichtlichkeit sehr neuer Zeit an, und beweist durch diesen Zusammenhang, wie durchaus gesetzmäßig, trotz aller Freiheit der Handlung, der Fortgang der menschlichen Entwicklung sich vollzieht.

Ich habe in der jetzt beendigten Darstellung der verschiedenen Stufen des Mutterprinzips und ihres Kampfes untereinander zu wiederholten Malen die amazonische Steigerung der Gynaikokratie hervorgehoben, und dadurch auf die wichtige Rolle, welche dieser Erscheinung in der Geschichte des Geschlechterverhältnisses zukommt, hingedeutet. Das Amazonentum steht in der Tat mit dem Hetärismus in der engsten Verbindung. Diese beiden merkwürdigsten Erscheinungen des weiblichen Lebens bedingen und erläutern sich gegenseitig. In welcher Weise wir uns ihre Wechselbeziehung zu denken haben, soll hier wiederum in genauem Anschluß an die erhaltenen Überlieferungen angedeutet werden. Klearch knüpft an Omphales amazonische Erscheinung die allgemeine Bemerkung an, daß eine solche Steigerung der weiblichen Macht, wo immer sie sich finde, stets eine vorausgegangene Entwürdigung der Frau voraussetze und aus dem notwendigen Wechsel der Extreme erklärt werden müsse. Mehrere der berühmtesten Mythen, die Taten der lemnischen Frauen, der Danaiden, selbst Klytaimnestras Mord schließen sich bestätigend an. Überall ist es der Angriff auf die Rechte des Weibes, der dessen Widerstand her-

vorruft, und seine Hand erst zur Verteidigung, dann zu blutiger Rache bewaffnet. Nach diesem in der Anlage der menschlichen, insbesondere der weiblichen Natur begründeten Gesetze muß der Hetärismus notwendig zum Amazonentum führen. Durch des Mannes Mißbrauch entwürdigt, fühlt das Weib zuerst die Sehnsucht nach einer gesicherten Stellung und einem reinern Dasein. Das Gefühl der erlittenen Schmach, die Wut der Verzweiflung entflammt es zu bewaffnetem Widerstande, und erhebt es zu jener kriegerischen Größe, die, indem sie die Grenzen der Weiblichkeit zu überschreiten scheint, doch nur in dem Bedürfnis ihrer Erhebung wurzelt.

Zwei Folgerungen ergeben sich aus dieser Auffassung, und beiden steht die Bestätigung der Geschichte zur Seite. Das Amazonentum stellt sich danach als eine ganz allgemeine Erscheinung dar. Es wurzelt nicht in den besondern physischen oder geschichtlichen Verhältnissen eines bestimmten Volksstammes, vielmehr in Zuständen und Erscheinungen des menschlichen Daseins überhaupt. Mit dem Hetärismus teilt es den Charakter der Universalität. Die gleiche Ursache ruft überall die gleiche Wirkung hervor. Amazonische Erscheinungen sind in die Ursprünge aller Völker verwoben. Aus dem innern Asien bis nach dem Okzident, aus dem skythischen Norden bis in den Westen Afrikas lassen sie sich verfolgen; jenseits des Ozeans sind sie nicht weniger zahlreich, nicht weniger sicher, und selbst in sehr naheliegenden Zeiten mit dem ganzen Gefolge der blutigsten Rachetaten gegen das männliche Geschlecht beobachtet worden. Die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Natur sichert gerade den frühesten Stufen der Entwicklung am meisten den typisch-allgemeinen Charakter. Eine zweite Tatsache schließt sich dieser ersten an. Das Amazonentum bezeichnet trotz seiner wilden Entartung eine wesentliche Erhebung der menschlichen Gesittung. Rückfall und Ausartung inmitten späterer Kulturstufen, ist es in seiner ersten Ausbildung Fortschritt des Lebens zu einer reinern Gestaltung, und nicht

nur ein notwendiger, sondern auch ein in seinen Folgen wohltätiger Durchgangspunkt der menschlichen Entwicklung. In ihm tritt das Gefühl der höhern Rechte des Muttertums zuerst den sinnlichen Ansprüchen der physischen Kraft entgegen, in ihm liegt der erste Keim jener Gynaikokratie, welche auf die Macht des Weibes die staatliche Gesittung der Völker gründet. Gerade hierfür liefert die Geschichte die belehrendsten Bestätigungen. Läßt es sich auch nicht in Abrede stellen, daß die geordnete Gynaikokratie allmählich selbst wieder zu amazonischer Strenge und amazonischen Sitten entartete, so ist doch in der Regel das Verhältnis ein umgekehrtes, die amazonische Gestaltung des Lebens eine frühere Erscheinung als die der ehelichen Gynaikokratie, und selbst Vorbereitung der letztern. Dies Verhältnis finden wir namentlich in dem lykischen Mythus, der uns Bellerophontes zugleich als Besieger der Amazonen und als Begründer des Mutterrechts, durch beides als den Ausgangspunkt der ganzen Gesittung des Landes darstellt. Gegenüber dem Hetärismus kann also die Bedeutung des Amazonentums für die Erhebung des weiblichen und dadurch des ganzen menschlichen Daseins nicht bestritten werden. In dem Kulte zeigt sich dieselbe Stufenfolge. Teilt das Amazonentum mit der ehelichen Gynaikokratie den innigsten Anschluß an den Mond, in dessen Vorzug vor der Sonne das Prototyp der weiblichen Hoheit erkannt wird, so leiht doch das Amazonentum dem Nachtgestirn eine zugleich düstere und strengere Natur als die demetrische Gynaikokratie. Dieser gilt es als das Bild des ehelichen Vereins, als der höchste kosmische Ausdruck jener Ausschließlichkeit, welche die Verbindung von Sonne und Mond beherrscht; der Amazone dagegen ist es in seiner nächtlich-einsamen Erscheinung die strenge Jungfrau, in seiner Flucht vor der Sonne die Feindin dauernder Verbindung, in seinem grinsenden, ewig wechselnden Antlitz die grause Todes-Gorgo, deren Name selbst zur amazonischen Bezeichnung geworden ist. Kann das höhere Alter dieser

tiefern vor jener reinern Auffassung nicht geleugnet werden, so ist auch die dem Amazonentum angewiesene geschichtliche Stellung gesichert. In allen Traditionen tritt die innige Verbindung beider Erscheinungen, des Kultes und der Lebensformen, deutlich hervor; das notwendige Entsprechen der Religion und des Lebens offenbart von neuem seine ganze Bedeutung. Jene großen, von weiblichen Reiterscharen unternommenen Eroberungszüge, deren geschichtliche Grundlage durch die Möglichkeit vielfältig unbegründeter Ausspinnung nicht erschüttert wird, stellen sich nun in einem neuen Lichte dar. Sie erscheinen vorzugsweise als kriegerische Verbreitung eines Religionssystems, führen die weibliche Begeisterung auf ihre mächtigste Quelle, die vereinte Kraft des kultischen Gedankens und der Hoffnung, mit der Herrschaft der Göttin die eigene zu befestigen, zurück und zeigen uns die Kulturbedeutung des Amazonentums in ihrer gewaltigsten Erscheinung.

Das Schicksal der aus den weiblichen Eroberungen hervorgegangenen Staaten ist besonders geeignet, die Richtigkeit unserer Auffassung zu bestätigen und in die Geschichte der gynaikokratischen Welt innern Zusammenhang zu bringen. Mythische und historische Überlieferungen treten in den engsten Verein, ergänzen und bestätigen sich, und lassen eine Folge von Zuständen erkennen, die sich untereinander voraussetzen. Von dem Krieg und kriegerischen Unternehmungen gehn die siegreichen Heldenscharen zu fester Ansiedelung, zum Städtebau und zur Pflege des Ackerbaus über. Von den Ufern des Nils bis zu den Gestaden des Pontus, von Mittelasien bis nach Italien sind in die Gründungsgeschichten später berühmter Städte amazonische Namen und Taten verwoben. Wenn das Gesetz der menschlichen Entwicklung diesen Übergang aus dem Wanderleben zu häuslicher Niederlassung notwendig mit sich bringt, so entspricht er in besonderem Grade der Anlage der weiblichen Natur, und wird, wo diese ihren Einfluß geltend macht, mit doppelter Schnelligkeit eintreten. Beobachtung noch lebender Völker hat

die Tatsache außer Zweifel gesetzt, daß die menschliche Gesellschaft vorzüglich durch die Bemühung der Frauen zu dem Ackerbau, den der Mann länger von sich weist, hinübergeführt wird. Die zahlreichen Traditionen des Altertums, in welchen Weiber durch das Verbrennen der Schiffe dem Wanderleben ein Ende machen, Weiber vorzugsweise den Städten ihre Namen gaben, oder wie zu Rom und in Elis mit der ältesten Grundeinteilung des Landes in nahe Verbindung gesetzt werden, haben durch die Idee, der sie entspringen, Anspruch darauf, als Anerkennung derselben geschichtlichen Tatsache betrachtet zu werden. In der Fixierung des Lebens erfüllt das weibliche Geschlecht seine Naturbestimmung. Von der Gründung und Schmückung des häuslichen Herdes hängt die Hebung des Daseins und alle Gesittung vorzugsweise ab. Es ist ein ganz konsequenter Fortschritt derselben Entwicklung, wenn nun die Richtung auf friedliche Gestaltung des Lebens immer entschiedener sich geltend macht, und die Pflege kriegerischer Tüchtigkeit, welche anfänglich die einzige Sorge bildet, nach demselben Verhältnis in den Hintergrund drängt. Obwohl die Waffenübung den Frauen gynaikokratischer Staaten nie gänzlich fremd wurde, obwohl sie zum Schutze ihrer Macht an der Spitze kriegerischer Völker unentbehrlich scheinen mußte, obwohl auch die besondere Vorliebe für das Pferd und seine Schmückung noch spät in bezeichnenden, selbst kultlichen Zügen bemerkbar ist, so finden wir doch die Kriegführung bald als ausschließliches Geschäft der Männer, bald wenigstens mit ihnen geteilt. Letzteres so, daß hier die Männerheere im Gefolge weiblicher Reiterscharen auftreten, dort, wie es die Erscheinung der mysischen Hierai zeigt, in umgekehrter Rangordnung. Während so die ursprünglich vorherrschende Lebensrichtung immer mehr zurücktritt, bleibt doch die weibliche Herrschaft im Innern des Staates und im Kreise der Familie noch lange ungeschmälert. Aber auch hier konnte eine fortschreitende Beschränkung derselben nicht ausbleiben. Von Stufe

zu Stufe zurückgedrängt, zieht sich die Gynaikokratie in immer engere Kreise zusammen. In dem Fortgang dieser Entwicklung zeigt sich große Mannigfaltigkeit. Bald ist es die staatliche Herrschaft, die zuerst untergeht, bald umgekehrt die häusliche. In Lykien findet sich nur noch die letztere, von der erstern ist keine Nachricht auf uns gekommen, obwohl wir wissen, daß auch die Herrschaft nach Mutterrecht vererbt wurde. Umgekehrt erhält sich anderwärts das weibliche Königtum, sei es ausschließlich, sei es neben dem der Männer, während das Mutterrecht früher aufhört, die Familie zu beherrschen. Am längsten widerstehen dem Geiste der Zeit diejenigen Teile des alten Systems, welche mit der Religion in unlösbarem Zusammenhange stehen. Die höhere Sanktion, welche auf allem Kultlichen ruht, schützt sie vor dem Untergange. Aber auch noch andere Ursachen haben mitgewirkt. Wenn für die Lykier und Epizephyrier die Isolierung ihrer geographischen Lage, für Ägypten und Afrika überhaupt die Landesnatur ihren Einfluß geltend machte, so finden wir anderwärts das weibliche Königtum zuletzt durch seine Schwäche selbst geschützt, oder unterstützt durch künstliche Formen, wie sie in der Zurückführung der Briefe auf die Übungen asiatischer, im Innern des Palastes abgeschlossener Regentinnen angedeutet werden.

Neben diesen einzelnen Resten und Bruchstücken eines ursprünglich viel umfassendern Systems gewinnen die Nachrichten chinesischer Schriftsteller über den innerasiatischen Weiberstaat, der sich bis in das achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung die staatliche sowohl als die bürgerliche Gynaikokratie ungeschmälert zu erhalten wußte, ganz besonderes Interesse. Sie stimmen in allen charakteristischen Zügen mit den Berichten der Alten über die innere Anlage der amazonischen Staaten, und in dem Lobe der Eunomie und der friedlichen Richtung des ganzen Volkslebens mit dem Resultate meiner eigenen Betrachtung vollkommen überein. Nicht gewaltsame Zerstörung, die die Mehrzahl der amazonischen Gründungen früh vernichtete, und auch

die italische Niederlassung der Kleiten nicht verschonte, sondern der geräuschlose Einfluß, welchen die Zeit und die Berührung mit dem mächtigen Nachbarreiche ausübte, hat der modernen Welt den Anblick eines gesellschaftlichen Zustandes entzogen, welcher für die europäische Menschheit zu den ältesten und dunkelsten Erinnerungen ihrer Geschichte gehört, und noch heute als ein vergessenes Stück Weltgeschichte bezeichnet werden muß. Auf einem Forschungsgebiete, das, wie das vorliegende, einem ungeheuern Trümmerfelde gleicht, ist die Benützung volklich und zeitlich weit auseinanderliegender Nachrichten gar oft das einzige Mittel, Licht zu gewinnen. Nur durch die Beachtung aller Fingerzeige kann es gelingen, das fragmentarisch Überlieferte gehörig zu ordnen. Die verschiedenen Formen und Äußerungen des mütterlichen Prinzipats bei den Völkern der alten Welt erscheinen uns jetzt als ebenso viele Stufen eines großen historischen Prozesses, der, in den Urzeiten beginnend, sich bis in ganz späte Perioden verfolgen läßt, und bei den Völkern der afrikanischen Welt noch heute mitten in seiner Entwicklung begriffen ist. Von dem demetrisch geordneten Mutterrechte ausgehend, sind wir in das Verständnis der hetärischen und amazonischen Erscheinungen des alten Frauenlebens vorgedrungen. Nach der Betrachtung dieser tiefern Stufe des Daseins wird es uns nun möglich, auch die höhern in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen, und dem Sieg des Vaterrechts über die Gynaikokratie seine richtige Stellung in der Entwicklung der Menschheit anzuweisen.

Der Fortschritt von der mütterlichen zu der väterlichen Auffassung des Menschen bildet den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des Geschlechtsverhältnisses. Teilt die demetrische Lebensstufe mit der aphroditisch-hetärischen den Prinzipat des gebärenden Muttertums, das nur durch die größere oder geringere Reinheit seiner Auffassung zu der Unterscheidung jener beiden Formen des Daseins

hinführt, so liegt dagegen in dem Übergang zu dem Paternitätssysteme ein Wechsel des Grundprinzips selbst, eine vollständige Überwindung des frühern Standpunkts. Eine ganz neue Anschauung bricht sich Bahn. Ruht die Verbindung der Mutter mit dem Kinde auf einem stofflichen Zusammenhange, ist sie der Sinnenwahrnehmung erkennbar und stets Naturwahrheit, so trägt dagegen das zeugende Vatertum in allen Stücken einen durchaus entgegengesetzten Charakter. Mit dem Kinde in keinem sichtbaren Zusammenhange, vermag es auch in ehelichen Verhältnissen die Natur einer bloßen Fiktion niemals abzulegen. Der Geburt nur durch Vermittlung der Mutter angehörend, erscheint es stets als die fernerliegende Potenz. Zugleich trägt es in seinem Wesen als erweckende Ursächlichkeit einen unstofflichen Charakter, dem gegenüber die hegende und nährende Mutter als »Stoff« (hyle), als »Ort und Haus der Zeugung« (chora kai dexamene geneseos), als »Amme« (tithēnē) sich darstellt. Alle diese Eigenschaften des Vatertums führen zu dem Schlusse: in der Hervorhebung der Paternität liegt die Losmachung des Geistes von den Erscheinungen der Natur, in ihrer siegreichen Durchführung eine Erhebung des menschlichen Daseins über die Gesetze des stofflichen Lebens. Ist das Prinzip des Muttertums allen Sphären der tellurischen Schöpfung gemeinsam, so tritt der Mensch durch das Übergewicht, das er der zeugenden Potenz einräumt, aus jener Verbindung heraus und wird sich seines höhern Berufs bewußt. Über das körperliche Dasein erhebt sich das geistige, und der Zusammenhang mit den tiefern Kreisen der Schöpfung wird nun auf jenes beschränkt. Das Muttertum gehört der leiblichen Seite des Menschen, und nur für diese wird fortan sein Zusammenhang mit den übrigen Wesen festgehalten; das väterlich-geistige Prinzip eignet ihm allein. In diesem durchbricht er die Bande des Tellurismus und erhebt seinen Blick zu den höhern Regionen des Kosmos. Das siegreiche Vatertum wird ebenso entschieden an das himmlische Licht

angeknüpft, als das gebärende Muttertum an die allgebärende Erde, die Durchführung des Rechtes der Paternität ebenso allgemein als Tat der uranischen Sonnenhelden dargestellt als andererseits die Verteidigung und ungeschmälerte Erhaltung des Mutterrechts den chthonischen Muttergottheiten als erste Pflicht zugewiesen.

In Orests und Alkmaions Muttermord hat der Mythus den Kampf des alten und des neuen Prinzips in dieser Weise aufgefaßt und den großen Wendepunkt des Lebens mit einer Erhebung der Religion in den engsten Zusammenhang gesetzt. Auch in diesen Traditionen haben wir die Erinnerung an wirkliche Erlebnisse des Menschengeschlechts zu erkennen. Kann der historische Charakter des Mutterrechts nicht bezweifelt werden, so sind auch die Ereignisse, die seinen Fall begleiten, mehr als dichterische Fiktion. In Orests Schicksalen erkennen wir das Bild der Erschütterungen und Kämpfe, aus welchen die Erhebung des Vatertums über das chthonische Mutterprinzip hervorgegangen ist. Welchen Einfluß immer wir der schmückenden Dichtung einräumen mögen: der Gegensatz und der Kampf der beiden aufeinandertreffenden Prinzipe, wie ihn Äschylos und auch Euripides darstellen, hat historische Wahrheit. Der Standpunkt des alten Rechtes ist der der Erinnyen, nach diesem Orest schuldig, der Mutter Blut unsühnbar; Apoll und Athene dagegen führen ein neues Gesetz zum Siege: das der höhern Väterlichkeit des himmlischen Lichts. Es ist kein Kampf der Dialektik, sondern der Geschichte, den die Götter selbst entscheiden. Ein Weltalter geht unter, ein neues erhebt sich auf dessen Trümmern, das apollinische. Eine neue Gesittung bereitet sich vor, der alten durchaus entgegengesetzt. Auf die Göttlichkeit der Mutter folgt die des Vaters, auf den Prinzipat der Nacht der des Tages, auf den Vorzug der linken Seite der des Rechts, und erst durch den Gegensatz tritt der Unterschied beider Lebensstufen in seiner vollen Schärfe hervor. Leitet die pelasgische Kultur das Gepräge, welches sie aus-

zeichnet, von der überwiegenden Bedeutung des Muttertums ab, so ist dagegen der Hellenismus mit dem Hervortreten der Paternität aufs engste verbunden. Dort stoffliche Gebundenheit, hier geistige Entwicklung; dort unbewußte Gesetzmäßigkeit, hier Individualismus; dort Hingabe an die Natur, hier Erhebung über dieselbe, Durchbrechung der alten Schranken des Daseins, das Streben und Leiden des prometheischen Lebens an der Stelle beharrender Ruhe, friedlichen Genusses und ewiger Unmündigkeit in alterndem Leibe. Freie Gabe der Mutter ist die höhere Hoffnung des demetrischen Mysteriums, das in dem Schicksal des Samenkorns erkannt wird; der Hellene dagegen will alles, auch das Höchste sich selbst erringen. Im Kampfe wird er sich seiner Vaternatur bewußt, kämpfend erhebt er sich über das Muttertum, dem er früher ganz angehörte, kämpfend ringt er sich zu eigner Göttlichkeit empor. Für ihn liegt die Quelle der Unsterblichkeit nicht mehr in dem gebärenden Weibe, sondern in dem männlich-schaffenden Prinzip, dieses bekleidet er nun mit der Göttlichkeit, die die frühere Welt jenem allein zuerkannte.

Der Ruhm, der Zeusnatur des Vatertums ihre reinste Entwicklung gegeben zu haben, kann dem attischen Stamme nicht abgesprochen werden. Ruht Athen auch selbst auf dem pelasgischen Volkstume, so hat es doch im Laufe seiner Entwicklung das demetrische Prinzip dem apollinischen gänzlich untergeordnet, Theseus als zweiten weiberfeindlichen Herakles verehrt, in Athene das mutterlose Vatertum an die Stelle des vaterlosen Muttertums gesetzt, und selbst in seiner Legislation der Paternität in ihrer prinzipiellen Allgemeinheit jene Unantastbarkeit gesichert, welche das alte Recht der Erinnyen dem Muttertum allein zuerkannte. Wohlgewogen allem Männlichen, hilfreich allen Helden des väterlichen Sonnenrechts heißt die jungfräuliche Göttin, in welcher das kriegerische Amazonentum der alten Zeit in geistiger Auffassung wiederkehrt; feindlich dagegen und unheilbringend ihre Stadt allen jenen Frauen, die ihres

Geschlechts Rechte verteidigend an Attikas Gestaden hilfesuchend der Schiffe Taue befestigen. Der Gegensatz des apollinischen zu dem demetrischen Prinzip zeigt sich hier in seiner schärfsten Durchführung. Dieselbe Stadt, in deren Urgeschichte Spuren gynaikokratischer Zustände deutlich hervortreten, dieselbe hat dem Vatertum die reinste Entwicklung gebracht, und in einseitiger Übertreibung der eingeschlagenen Richtung das Weib zu einer Unterordnung verurteilt, die besonders durch ihren Gegensatz zu der Grundlage der eleusinischen Weihen überrascht. Das Altertum wird dadurch besonders lehrreich, daß es seine Entwicklung fast auf allen Gebieten des Lebens zum Abschluß gebracht, jedem Prinzipe seine vollkommene Durchführung geliehen hat. Fragmentarisch und zerrissen in seiner Überlieferung, ist es doch in dieser wichtigsten Beziehung durchaus ein Ganzes. Seine Erforschung gewährt dadurch einen Vorteil, den keine andere Zeit zu bieten vermag. Sie sichert unserm Wissen seinen Abschluß. Die Vergleichung des Ausgangs und des Endpunktes wird die Quelle der reichsten Aufklärung über die Natur beider. Nur durch den Gegensatz erhalten die Eigentümlichkeiten jeder Stufe ihre volle Verständlichkeit.

Es ist also keine ungebührliche Ausdehnung, vielmehr notwendiger Teil meiner Aufgabe, wenn ich der Ausbildung der Paternität und der damit verbundenen Umgestaltung des Daseins eingehende Betrachtung widme. Auf zwei Gebieten wird der Wechsel des väterlichen und des mütterlichen Standpunktes besonders verfolgt werden: auf dem der Familienergänzung durch Adoption und auf jenem der Mantik ⟨Prophetie⟩. Die Annahme an Kindesstatt, undenkbar unter der Herrschaft rein hetärischer Zustände, muß neben dem demetrischen Prinzipe eine ganz andere Gestalt annehmen als nach apollinischer Idee. Dort von dem Grundsatze mütterlicher Geburt geleitet, kann sie sich von der Naturwahrheit nicht entfernen; hier dagegen wird sie, getragen von der Fiktionsbedeutung der Paternität, zu der

Annahme rein geistiger Zeugung emporsteigen, ein mutterloses, aller Materialität entkleidetes Vatertum verwirklichen, und dadurch der Idee der Sukzession in gerader Linie, welche dem Muttertum fehlt, die zu apollinischer Geschlechtsunsterblichkeit führende Vollendung bringen. Für die Mantik läßt sich das gleiche Entwicklungsprinzip besonders in der Ausbildung der jamidischen Prophetie nachweisen. Mütterlich-tellurisch auf ihrer untersten melampodischen Stufe wird sie auf der höchsten ganz väterlich-apollinisch und vereinigt sich in der Idee der geraden Linie, die sie jetzt hervorhebt, mit der höchsten Vergeistigung der Adoption, welcher dasselbe Bild angehört. Doppelt belehrend aber wird ihre Betrachtung dadurch, daß sie uns mit Arkadien und Elis, zwei Hauptsitzen der Gynaikokratie, in Verbindung bringt, und so die Gelegenheit bietet, den Parallelismus der Entwicklung des Familienrechts und jener der Mantik, der Religion überhaupt, in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Die Gesetzmäßigkeit in der Ausbildung des menschlichen Geistes erhält durch die Zusammenstellung dieser verschiedenen Gebiete des Lebens einen hohen Grad objektiver Sicherheit. Überall dieselbe Erhebung von der Erde zum Himmel, von dem Stoffe zur Unstofflichkeit, von der Mutter zum Vater, überall jenes orphische Prinzip, das in der Richtung von unten nach oben eine sukzessive Läuterung des Lebens annimmt und hierin seinen prinzipiellen Gegensatz zu der christlichen Lehre und zu ihrem Ausspruch: »Denn nicht ist der Mann vom Weibe, sondern das Weib vom Manne«, besonders zu erkennen gibt.

Die zweite Hauptrichtung meiner Untersuchung, welche ich als die historische bezeichnet und auf den Kampf des Mutterrechts mit höhern und tiefern Lebensstufen bezogen habe, findet ihre tiefere Begründung in der Betrachtung des innern Zusammenhangs, der den allmählichen Fortschritt der geistigen Entwicklung des Menschen mit einer Stufenfolge immer höherer Erscheinungen des Kosmos verbindet.

Der absolute Gegensatz unserer heutigen Denkweise zu der des Altertums tritt nirgends so überraschend hervor, als auf dem Gebiete, das wir nun betreten. Die Unterordnung des Geistigen unter physische Gesetze, die Abhängigkeit der menschlichen Entwicklung von kosmischen Mächten erscheint so seltsam, daß man sich versucht fühlt, sie in das Reich philosophischer Träume zu verweisen, oder „als Fiebergesicht und höhern Blödsinn" darzustellen. Und doch ist sie keine Verirrung alter oder neuer Spekulation, keine grundlose Parallele, überhaupt keine Theorie, vielmehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, objektive Wahrheit, Empirie und Spekulation zugleich, eine in der geschichtlichen Entwicklung der alten Welt selbst geoffenbarte Philosophie. Alle Teile des alten Lebens sind von ihr durchdrungen, auf allen Stufen der religiösen Entwicklung tritt sie als leitender Gedanke hervor, jeder Erhebung des Familienrechts liegt sie zugrunde. Sie trägt und beherrscht alles und ist der einzige Schlüssel zum Verständnis einer großen Zahl noch nie erklärter Mythen und Symbole. Schon unsere frühere Darstellung gibt die Mittel an die Hand, dem antiken Standpunkt näherzutreten. Indem sie die Abhängigkeit der einzelnen Stufen des Familienrechts von ebensovielen verschiedenen Religionsideen nachweist, führt sie zu dem Schlusse, daß dasselbe Verhältnis der Unterordnung, in welchem die Religion zu den Naturerscheinungen steht, folgeweise auch die Familienzustände beherrschen muß. Die Betrachtung des Altertums bringt mit jedem Schritte neue Bestätigungen dieser Wahrheit. Alle Stufen des geschlechtlichen Lebens von dem aphroditischen Hetärismus bis zu der apollinischen Reinheit der Paternität haben ihr entsprechendes Vorbild in den Stufen des Naturlebens von der wilden Sumpfvegetation, dem Prototyp des ehelosen Muttertums, bis zu dem harmonischen Gesetz der uranischen Welt und dem himmlischen Lichte, das als flamma non urens, als ›Flamme ohne Brand‹, der Geistigkeit des sich ewig verjüngenden Vatertums entspricht. So durchaus

gesetzmäßig ist der Zusammenhang, daß aus dem Vorherrschen des einen oder des andern der großen Weltkörper in dem Kulte auf die Gestaltung des Geschlechtsverhältnisses im Leben geschlossen, und in einem der bedeutendsten Sitze des Monddienstes die männliche oder weibliche Benennung des Nachtgestirns als Ausdruck der Herrschaft des Mannes oder jener der Frau aufgefaßt werden konnte.

Von den drei großen kosmischen Körpern: Erde, Mond, Sonne, erscheint der erste als Träger des Muttertums, während der letzte die Entwicklung des Vaterprinzips leitet; die tiefste Religionsstufe, der reine Tellurismus, fordert den Prinzipat des Mutterschoßes, verlegt den Sitz der Männlichkeit in das tellurische Gewässer und in die Kraft der Winde, welche, der irdischen Atmosphäre angehörend, vorzugsweise in dem chthonischen Systeme eine Rolle spielen, ordnet endlich die männliche Potenz der weiblichen, den Ozean dem gremium matris terrae, dem ›Schoß der Mutter Erde‹ unter. Mit der Erde identifiziert sich die Nacht, welche als chthonische Macht aufgefaßt, mütterlich gedacht, zu dem Weibe in besondere Beziehung gesetzt und mit dem ältesten Zepter ausgestattet wird. Ihr gegenüber erhebt die Sonne den Blick zu der Betrachtung der größern Herrlichkeit der männlichen Kraft. Das Tagesgestirn führt die Idee des Vatertums zum Siege. In dreifacher Stufenfolge vollendet sich die Entwicklung, und zwei derselben schließen sich wiederum genau an die Naturerscheinung an, während die dritte es versucht, über sie hinauszudringen. An den Aufgang der Sonne knüpft die alte Religion den Gedanken siegreicher Überwindung des mütterlichen Dunkels, wie sie in dem Mysterium als Grundlage der jenseitigen Hoffnungen vielfach hervortritt. Aber auf dieser morgendlichen Stufe wird der leuchtende Sohn noch ganz von der Mutter beherrscht, der Tag als ›nächtlicher Tag‹ bezeichnet, und als vaterlose Geburt der Mutter Matuta ‹Mutter der Frühe›, dieser großen Eileithyia, mit auszeichnenden Eigenschaften des Mutterrechts in Verbindung gesetzt. Die völlige

Befreiung aus dem mütterlichen Vereine tritt erst ein, wenn die Sonne zu der größten Entfaltung ihrer Lichtmacht gelangt. Auf dem Zenitpunkte ihrer Kraft, gleich entfernt von der Stunde der Geburt und der des Todes, dem eintreibenden und austreibenden Hirten, ist sie das siegreiche Vatertum, dessen Glanz die Mutter sich ebenso unterordnet, wie sie der poseidonischen Männlichkeit herrschend entgegentritt. Das ist die dionysische Durchführung des Vaterrechts, die Stufe desjenigen Gottes, der zugleich als die am reichsten entwickelte Sonnenmacht und als Begründer der Paternität genannt wird. Beide Äußerungen seiner Natur zeigen das genaueste Entsprechen. Phallischzeugend, wie die Sonne in ihrer üppigsten Manneskraft, ist die dionysische Paternität; stets den empfangenden Stoff suchend, um in ihm Leben zu erwecken, so Sol, so auch der Vater in seiner dionysischen Auffassung. Ganz anders und viel reiner stellt sich die dritte Stufe der solarischen Entwicklung dar, die apollinische. Von der phallisch gedachten, stets zwischen Aufgang und Niedergang, Werden und Vergehen auf- und abwallenden Sonne erhebt sich jene zu der wechsellosen Quelle des Lichts, in das Reich des solarischen Seins, und läßt alle Idee der Zeugung und Befruchtung, alle Sehnsucht nach der Mischung mit dem weiblichen Stoffe tief unter sich zurück. Hat Dionysos das Vatertum nur über die Mutter erhoben, so befreit sich Apollon vollständig von jeder Verbindung mit dem Weibe. Mutterlos, ist seine Paternität eine geistige, wie sie in der Adoption vorliegt, mithin unsterblich, der Todesnacht, in welche Dionysos, weil phallisch, stets hineinblickt, nicht unterworfen. So erscheint das Verhältnis der beiden Lichtmächte und der beiden in ihnen begründeten Paternitäten in dem Ion des Euripides, der, den delphischen Ideen genau sich anschließend, für den Gegenstand der folgenden Untersuchung in höherm Grade noch als Heliodors Liebesroman besondere Bedeutung gewinnt.

Zwischen den beiden Extremen, der Erde und der Sonne,

nimmt der Mond jene Mittelstellung ein, welche die Alten als Grenzregion zweier Welten bezeichnen. Der reinste der tellurischen, der unreinste der uranischen Körper, wird er das Bild des durch das demetrische Prinzip zur höchsten Läuterung erhobenen Muttertums, und als himmlische Erde der chthonischen entgegengesetzt, wie der hetärischen die demetrisch geweihte Frau. Übereinstimmend hiermit erscheint das eheliche Mutterrecht stets und ausnahmslos an die kultliche Bevorzugung des Mondes vor der Sonne angeknüpft; übereinstimmend ebenso der höhere Weihegedanke des demetrischen Mysteriums, das der Gynaikokratie zur Grundlage dient, als Gabe des Mondes. Mutter zugleich und Quelle der Lehre ist Luna, wie wir sie auch in dem dionysischen Mysterium finden, in beiden aber Prototyp der gynaikokratischen Frau. Nutzlos wäre es, die Ideen des Altertums über diesen Punkt hier weiter zu verfolgen; meine Untersuchung wird zeigen, wie unerläßlich sie zum Verständnis von tausend Einzelheiten sind. Für jetzt genügt der Grundgedanke. Die Abhängigkeit der einzelnen Stufen des Geschlechtsverhältnisses von den kosmischen Erscheinungen ist keine frei konstruierte Parallele, sondern eine historische Erscheinung, ein Gedanke der Weltgeschichte. Sollte der Mensch, die größte Erscheinung des Kosmos, allein seinen Gesetzen entzogen sein? Zurückgeführt auf die Gradation der großen Weltkörper, die nacheinander die erste Stelle im Kultus und in den Gedanken der alten Völker einnehmen, erhält die Entwicklung des Familienrechts den höchsten Grad innerer Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit; die vorübergehenden Erscheinungen der Geschichte zeigen sich als Ausdruck göttlicher Schöpfungsgedanken, welche die Religion zu ihrer Grundlage macht.

Die eben geschlossene Betrachtung befähigt uns, die Geschichte des Geschlechterverhältnisses auch in ihrem letzten Teile richtig zu würdigen. Nachdem wir alle Teile der Entwicklung von dem ungeregelten Tellurismus bis zu der

reinsten Gestaltung des Lichtrechts der Betrachtung vorgeführt und nach der Reihe in ihrer geschichtlichen, religiösen und kosmischen Erscheinung untersucht haben, bleibt noch eine Frage, ohne deren Beantwortung die folgende Abhandlung ihren Gegenstand nicht erschöpfen würde. Welches ist die Schlußgestaltung, die das Altertum auf diesem Gebiete dem Leben zu geben vermochte? Von zwei Mächten schien das Vaterrecht seine Durchführung und Behauptung erwarten zu können: von dem delphischen Apoll und von dem römischen Staatsprinzip des männlichen Imperium. Die Geschichte lehrt, daß die Menschheit der erstern weniger zu danken hat als der letztern. Mag die politische Idee Roms einen geringern Grad der Geistigkeit in sich tragen als die delphisch-apollinische, so besaß sie doch in ihrer rechtlichen Gestaltung und innigen Verbindung mit dem ganzen öffentlichen und privaten Leben eine Stütze, an welcher es der rein geistigen Macht des Gottes durchaus gebrach. Während also jene allen Angriffen siegreich zu widerstehen vermochte, und durch den Verfall des Lebens ebensowenig als durch die immer entschiedenere Rückkehr zu den stofflichen Anschauungen sich überwinden ließ, war es dieser nicht gegeben, siegreich die Kämpfe zu bestehen, welche tiefere Auffassungen mit stets wachsender Entschiedenheit ihr bereiteten. Wir sehen die Paternität von ihrer apollinischen Reinheit zu der dionysischen Stofflichkeit zurücksinken, und dadurch dem weiblichen Prinzipe einen neuen Sieg, den mütterlichen Kulten eine neue Zukunft bereiten. Schien der innige Verein, welchen die beiden Lichtmächte zu Delphi untereinander schlossen, dazu angetan, des Dionysos phallische Üppigkeit durch Apollons wechsellose Ruhe und Klarheit reinigend und läuternd gleichsam über sich selbst zu erheben, so war die Folge doch eine gerade entgegengesetzte: der höhere sinnliche Reiz des zeugenden Gottes überwog seines Genossen mehr geistige Schönheit und riß die Macht, welche diesem gebührte, immer ausschließlicher an sich. Statt des apollinischen Weltalters bricht sich das dionysische Bahn,

und an niemand hat Zeus den Zepter seiner Macht abgetreten als an Dionysos, der alle übrigen Kulte sich unterzuordnen wußte, und zuletzt als Mittelpunkt einer die Gesamtheit der alten Welt beherrschenden Universalreligion erscheint. Bei Nonnos streiten sich vor der Versammlung der Götter Apollon und Dionysos um den Preis; siegesgewiß erhebt jener den Blick, da bietet sein Gegner den feurigen Wein zum Genusse dar, und errötend schlägt Apoll die Augen zur Erde nieder, denn solcher Gabe hat er keine ähnliche an die Seite zu stellen. In diesem Bilde liegt die Erhabenheit zugleich und die Schwäche der apollinischen Natur, in ihm das Geheimnis des durch Dionysos errungenen Sieges. Die Begegnung der griechischen und der orientalischen Welt, welche Alexander herbeiführt, gewinnt in dieser Verbindung besondere Wichtigkeit. Wir sehen die beiden großen Gegensätze des Lebens im Kampfe sich messen, zuletzt aber durch den dionysischen Kult gewissermaßen versöhnt. Nirgends hat Dionysos mehr Pflege, nirgends einen üppigern Kult gefunden, als in dem Hause der Ptolemaier, das in ihm ein Mittel erkannte, die Assimilation des Einheimischen und des Fremden wesentlich zu erleichtern.

Die folgende Abhandlung wird diesem welthistorischen Kampfe, soweit er sich in der Gestaltung des Geschlechterverhältnisses zu erkennen gibt, besondere Aufmerksamkeit schenken, und den hartnäckigen Widerstand, welchen das einheimische Isisprinzip der griechischen Paternitätstheorie entgegensetzte, in vielen einzelnen Spuren verfolgen. Zwei Traditionen fesseln die Aufmerksamkeit in besonderm Grade, eine mythische und eine historische. In der Erzählung von Alexanders Weisheitskampf mit der indisch-meroitischen Kandake hat die gleichzeitige Menschheit ihre Anschauung von dem Verhältnis des männlich-geistigen Prinzips, das in Alexander seiner schönsten Verkörperung teilhaftig schien, zu dem mütterlichen Prinzipat der asiatisch-ägyptischen Welt niedergelegt, der höhern Göttlichkeit des Vatertums ihre

Huldigung dargebracht, zugleich aber angedeutet, daß es dem Heldenjüngling, der vor den erstaunten Blicken zweier Welten rasch über die Bühne schritt, nicht gelang, das Recht des Weibes, dem er überall die höchste Anerkennung entgegenzubringen sich genötigt sah, jenem des Mannes dauernd zu unterwerfen. Der zweite streng historische Bericht führt uns in die Zeit des ersten Ptolemaiers und wird durch die einzelnen Umstände, welche er über die Wahl des sinopensischen Sarapis und seine Einführung in Ägypten mitteilt, insbesondere durch die Hervorhebung des absichtlichen Umgehens der delphischen Gottheit und ihrer aus dem weiblichen Vereine ganz befreiten Paternität für die Kenntnis des Standpunktes, den die griechische Dynastie zur festen Begründung ihrer Herrschaft von Anfang an einzunehmen genötigt war, in hohem Grade belehrend. Es läßt sich also nicht in Abrede stellen, daß die Zeugnisse der politischen mit denen der Religionsgeschichte durchaus übereinstimmen. Das geistige Prinzip des delphischen Apoll vermochte es nicht, dem Leben der alten Welt sein Gepräge mitzuteilen und die tiefern stofflichern Auffassungen des Geschlechterverhältnisses zu überwinden. Die dauernde Sicherstellung der Paternität verdankt die Menschheit der römischen Staatsidee, die ihr eine juristisch strenge Form und konsequente Durchführung auf allen Gebieten des Daseins brachte, das ganze Leben auf sie gründete, und ihre volle Unabhängigkeit von dem Verfalle der Religion, von dem Einfluß verderbter Sitten und der Rückkehr des Volksgeistes zu gynaikokratischen Anschauungen zu sichern wußte. Siegreich hat das römische Recht sein hergebrachtes Prinzip gegen alle Angriffe und Gefahren, die ihm der Orient bereitete, die an das gewaltige Vordringen des Mutterkultes einer Isis und Kybele und selbst an das dionysische Mysterium sich anknüpften, durchgeführt, siegreich die innern Umgestaltungen des Lebens, die von dem Verfall der Freiheit unzertrennlich waren, siegreich das von August zuerst in die Gesetzgebung eingeführte Prinzip der Fruchtbarkeit

des Weibes, siegreich den Einfluß der kaiserlichen Frauen und Mütter, die, den alten Geist höhnend, sich der fasces ⟨Ruten, Gerichtsgewalt⟩ und signa ⟨Feldzeichen, Militärgewalt⟩ nicht ohne Erfolg zu bemächtigen strebten, siegreich endlich Justinians entschiedene Vorliebe für die ganz natürliche Auffassung des Geschlechterverhältnisses, für völlige Gleichberechtigung der Frauen und Hochachtung des gebärenden Muttertums zu bestehen, und auch in den Provinzen des Orients den nie erloschenen Widerstand gegen die römische Mißachtung des weiblichen Prinzips mit Erfolg zu bekämpfen vermocht.

Die Vergleichung dieser Kraft der römischen Staatsidee mit der geringen Widerstandsfähigkeit eines rein religiösen Prinzips ist geeignet, uns die ganze Schwäche der sich selbst überlassenen, durch keine strengen Formen geschützten menschlichen Natur zum Bewußtsein zu bringen. Das Altertum hat Augustus, der als Adoptivsohn den Mord seines geistigen Vaters rächte, als zweiten Orest begrüßt, und an seine Erscheinung den Beginn eines neuen, des apollinischen Zeitalters angeknüpft. Aber die Behauptung dieser höchsten Stufe verdankt die Menschheit nicht der innern Kraft jenes Religionsgedankens, sondern wesentlich der staatlichen Gestaltung Roms, welche die Grundideen, auf denen es ruhte, wohl vielfältig modifizieren, nie aber ganz aufgeben konnte. Die merkwürdigste Bestätigung findet mein Gedanke in der Betrachtung des Wechselverhältnisses, das die Verbreitung des römischen Rechtsprinzips und die des ägyptisch-asiatischen Mutterkults beherrscht. Zu derselben Zeit, in welcher mit dem Fall der letzten Kandake die Unterwerfung des Orients sich vollendet, erhebt sich das auf staatlichem Gebiet überwundene Muttertum mit doppelter Kraft zu einem neuen Triumphzuge, um seinerseits auf dem religiösen Boden das über den Okzident wieder zu gewinnen, was es auf dem des bürgerlichen Lebens durch jenen unrettbar bedroht sah. So übertrug sich der Kampf, auf einem Felde beendigt, auf ein anderes höheres, um von diesem

später wiederum zu jenem zurückzukehren. Die neuen Siege, welche das Mutterprinzip jetzt selbst über die Offenbarung des rein geistigen Vatertums zu erringen wußte, zeigen, wie schwer es den Menschen zu allen Zeiten und unter der Herrschaft der verschiedensten Religionen wird, das Schwergewicht der stofflichen Natur zu überwinden, und das höchste Ziel ihrer Bestimmung, die Erhebung des irdischen Daseins zu der Reinheit des göttlichen Vaterprinzips, zu erreichen.

Der Gedankenkreis, in welchem sich die folgende Abhandlung bewegt, findet in der letzten Betrachtung seinen natürlichen Abschluß. Nicht willkürlich gezogen, sondern gegeben sind die Grenzen, vor welchen die Untersuchung stille steht. Ebenso unabhängig von freier Wahl ist die Methode der Forschung und Darstellung, über welche ich hier an letzter Stelle dem Leser noch einige Aufklärung schulde. Eine geschichtliche Untersuchung, welche alles zum erstenmal zu sammeln, zu prüfen, zu verbinden hat, ist genötigt, überall das einzelne in den Vordergrund zu stellen und nur allmählich zu umfassendern Gesichtspunkten emporzusteigen. Von der möglichst vollständigen Beibringung des Materials und der unbefangenen rein objektiven Würdigung desselben hängt alles Gelingen ab. Damit sind die beiden Gesichtspunkte gegeben, welche den Gang der folgenden Abhandlung bestimmen. Sie ordnet den gesamten Stoff nach den Völkern, welche das oberste Einteilungsprinzip bilden, und eröffnet jeden Abschnitt mit der Betrachtung einzelner besonders bedeutender Zeugnisse. Es liegt in der Natur dieses Verfahrens, daß es den Ideenkreis des Mutterrechts nicht in logischer Entwicklung mitteilen kann, vielmehr je nach dem Inhalt der Berichte bei dem einen Volke diese, bei dem anderen jene Seite vorzugsweise ins Auge fassen und auch wohl derselben Frage öfters gegenübertreten muß.
So wächst mit der Untersuchung selbst die Erkenntnis; Lücken füllen sich aus; erste Beobachtungen werden durch

neue bestätigt, modifiziert, erweitert; das Wissen schließt allmählich sich ab, das Verstehen erhält innern Zusammenhang; immer höhere Gesichtspunkte ergeben sich; zuletzt finden alle in der Einheitlichkeit eines obersten Gedankens ihre Vereinigung. Größer als die Freude über das Ergebnis ist die, welche die Betrachtung seiner stufenweisen Heranbildung begleitet. Soll die Darstellung diesen Reiz der Forschung nicht verlieren, so darf auch sie nicht darauf vorzugsweise bedacht sein, die Resultate mitzuteilen, sondern ihre Gewinnung und allmähliche Entwicklung darzulegen. Die folgende Abhandlung verlangt eben deshalb überall Mitarbeit und Mitstudium, und trägt stets Sorge, daß ihr Verfasser nicht störend zwischen die eigene Beobachtung des Lesers und den dargebotenen antiken Stoff in die Mitte trete und dadurch die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande, dem sie allein gebührt, auf sich ablenke. Nur Selbsterworbenes hat Wert, und nichts stößt die menschliche Natur weiter von sich ab als fertig Dargebotenes. Das vorliegende Buch nimmt keinen andern Anspruch in die Öffentlichkeit mit als den, der gelehrten Forschung einen neuen, nicht leicht zu beendigenden Stoff des Nachdenkens vorzulegen. Besitzt es diese Kraft der Anregung, so wird es gerne in die bescheidene Stellung einer bloßen Vorarbeit zurücktreten, und dann auch dem gewöhnlichen Schicksal aller ersten Versuche, von den Nachfolgern geringgeschätzt und nur nach den Mängeln und Unvollkommenheiten beurteilt zu werden, mit Gleichmut sich unterwerfen.

*

Lykien

Jede Untersuchung über das Mutterrecht muß von dem lykischen Volke ihren Ausgang nehmen. Für dieses liegen die bestimmtesten und auch an Inhalt reichsten Zeugnisse vor. Unsere Aufgabe wird es also zunächst sein, die Nachrichten der Alten in wörtlicher Übersetzung mitzuteilen, um so für alles Folgende eine sichere Grundlage zu gewinnen.

Herodot (1, 173) berichtet, die Lykier stammten ursprünglich aus Kreta, sie hätten unter Sarpedon Termiler geheißen, wie sie von den Nachbarn noch später genannt worden seien; als aber Lykos, des Pandion Sohn, von Athen in der Termiler Land zu Sarpedon gekommen, da seien sie nach ihm Lykier genannt worden. Dann fährt der Geschichtschreiber also fort: „Ihre Sitten sind zum Teil kretisch, zum Teil karisch. Jedoch eine sonderbare Gewohnheit haben sie, die sonst kein anderes Volk hat: sie benennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater. Denn wenn man einen Lykier fragt, wer er sei, so wird er sein Geschlecht von Mutterseite angeben, und seiner Mutter Mütter herzählen, und wenn eine Bürgerin mit einem Sklaven sich verbindet, so gelten die Kinder für edelgeboren; wenn aber ein Bürger, und wäre es der vornehmste, eine Ausländerin oder ein Kebsweib nimmt, so sind die Kinder unehrlich." Diese Stelle ist darum so merkwürdig, weil sie uns die Sitte der Benennung nach der Mutter in Verbindung mit der rechtlichen Stellung der Geburten, folglich als Teil einer in allen ihren Folgen durchgeführten Grundanschauung darstellt.

Herodots Erzählung wird durch andere Schriftsteller bestätigt und ergänzt. Aus Nicolaus Damascenus' Schrift über

die merkwürdigen Gebräuche ist uns folgendes Fragment erhalten: „Die Lykier erweisen den Weibern mehr Ehre als den Männern; sie nennen sich nach der Mutter und vererben ihre Hinterlassenschaft auf die Töchter, nicht auf die Söhne." Herakleides Pontikos hat die kurze Angabe: „Sie haben keine geschriebenen Gesetze, sondern nur ungeschriebene Gebräuche. Von altersher werden sie von den Weibern beherrscht."

Zu den angeführten Zeugnissen kommt die merkwürdige Erzählung des Plutarch (›Frauentugend‹ 9), wofür der Herakleote Nymphis als Gewährsmann angeführt wird. Sie lauten in wörtlicher Übersetzung: „Nymphis erzählt im vierten Buche über Herakleia, einst habe ein Wildschwein das Gebiet von Herakleia verwüstet, Tiere und Früchte vernichtet, bis es von Bellerophon erlegt wurde. Als aber der Held für seine Wohltat keinerlei Dank erhielt, habe er die Xanthier verflucht und von Poseidon erfleht, daß alles Erdreich Salz hervorbringe. So ging alles zugrunde, da das Erdreich bitter geworden, und dies habe gedauert, bis Bellerophon aus Achtung vor den Bitten der Frauen wiederum zu Poseidon flehte, er möge seiner Verheerung ein Ende machen. Daher stammt den Xanthiern der Gebrauch, sich nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter zu nennen." Nymphis' Erzählung zeigt uns die Benennung nach der Mutter als Ausfluß einer religiösen Anschauung; die Fruchtbarkeit der Erde und die Fruchtbarkeit des Weibes werden auf die gleiche Linie gestellt.

Dies letztere wird in einer andern Version desselben Mythus noch deutlicher hervorgehoben. Plutarch erzählt nämlich an der gleichen Stelle folgendes: „Die Geschichte, die sich in Lykien zugetragen haben soll, sieht zwar einer Fabel sehr ähnlich, aber sie gründet sich doch auf einen alten Mythus. Amisodaros, oder wie ihn die Lykier nennen, Isaras, kam, dieser Sage zufolge, aus der lykischen Pflanzstadt bei Zeleia mit einigen Raubschiffen, die Chimairos, ein kriegerischer, aber dabei wilder und grausamer Mann,

kommandierte. Er fuhr auf einem Schiffe, das am Vorderteil einen Löwen, am Hinterteile aber eine Schlange zum Zeichen hatte, und tat den Lykiern großen Schaden, so daß sie weder das Meer befahren, noch die Städte an der Küste bewohnen konnten. Bellerophon tötete denselben, indem er ihn mit dem Pegasos verfolgte; er vertrieb auch die Amazonen, konnte aber seinen verdienten Lohn nicht erhalten, sondern wurde von Jobates aufs ungerechteste behandelt. Er ging deshalb ins Meer und betete zu Poseidon, daß dieses Land öde und unfruchtbar werden möchte. Als er nach verrichtetem Gebete wieder wegging, erhob sich eine Welle und überschwemmte das Land. Es war ein schrecklicher Anblick, wie das aufgetürmte Meer hinter ihm her folgte und die Ebene überdeckte. Die Männer konnten bei Bellerophon mit ihrer Bitte, daß er dem Meere Einhalt tun sollte, nichts ausrichten, als aber die Weiber, ›ihre Gewänder emporraffend‹, ihm entgegenkamen, so ging er aus Schamhaftigkeit zurück, und zugleich wich auch, wie man sagt, das Meerwasser mit zurück."

In dieser Erzählung erscheint Bellerophon in einem doppelten Verhältnis zu dem Geschlechte der Frauen. Einerseits tritt er uns als Bekämpfer und Besieger der Amazonen entgegen. Andererseits weicht er vor dem Anblick der Weiblichkeit zurück und kann dieser die Anerkennung nicht versagen, so daß das lykische Mutterrecht geradezu auf ihn, als dessen Begründer, zurückgeführt wird. Dieses Doppelverhältnis, das einerseits Sieg, andererseits Unterliegen in sich schließt, ist in hohem Grade beachtenswert. Es zeigt uns das Mutterrecht im Kampfe mit dem Männerrechte, diesen Kampf jedoch nur durch einen teilweisen Sieg des Mannes gekrönt. Das Amazonentum, diese höchste Ausartung des Weiberrechts, wird durch den Sisyphos-Sprößling, den korinthischen Helden, vernichtet. Die männerfeindlichen, männertötenden, kriegerischen Jungfrauen erliegen. Aber das höhere Recht des der Ehe und seiner geschlechtlichen Bestimmung wiedergegebenen Weibes geht

siegreich aus dem Kampfe hervor. Nur die amazonische Ausartung der weiblichen Herrschaft, nicht das Mutterrecht selbst, findet seinen Untergang. Dieses ruht auf der stofflichen Natur der Frau. In den mitgeteilten Mythen wird das Weib der Erde gleichgestellt. Wie Bellerophon vor dem Zeichen der mütterlichen Fruchtbarkeit sich beugt, so zieht Poseidon seine verwüstenden Wogen von dem bedrohten Fruchtlande zurück. Die männlich zeugende Kraft räumt dem empfangenden und gebärenden Stoffe das höhere Recht ein. Was die Erde, aller Dinge Mutter, gegenüber Poseidon, das ist das irdische, sterbliche Weib gegenüber Bellerophon. Gē ⟨Erde⟩ und Gynē ⟨Frau⟩ oder Gaia erscheinen als einander gleichgeordnet. Die Frau vertritt die Stelle der Erde und setzt der Erde Urmuttertum unter den Sterblichen fort. Andererseits erscheint der zeugende Mann als Stellverteter des allzeugenden Okeanos. Das Wasser ist das befruchtende Element. Wenn es sich mit dem weiblichen Erdstoffe mischt, ihn zeugend durchdringt, so wird in dem dunkeln Grunde des Mutterschoßes alles tellurischen Lebens Keim entwickelt. So steht Okeanos der Erde, so der Mann dem Weibe gegenüber. Wer hat in dieser Verbindung die erste Stelle? Welcher Teil soll den andern beherrschen, Poseidon die Erde, der Mann das Weib, oder umgekehrt? In dem mitgeteilten Mythus wird dieser Kampf dargestellt. Bellerophon und Poseidon suchen dem Vaterrecht den Sieg zu erringen. Aber vor dem Zeichen der empfangenden Mütterlichkeit weichen sie beide besiegt zurück. Nicht zur Verwüstung, sondern zur Befruchtung des Stoffes soll das Salz des Wassers, der Inhalt und das Symbol der männlichen Kraft, dienen. Dem stofflichen Prinzip der Mütterlichkeit bleibt der Sieg über die unstoffliche, erweckende Kraft des Mannes.

Dasselbe liegt in andern Zügen des Mythus angedeutet. Bellerophon muß sich zuletzt mit der Hälfte der Herrschaft begnügen. Auf seine Siege folgt Niederlage. Mit Hilfe des unter Athenes Beistand gebändigten Pegasos hatte er

die Amazonen bekämpft und vernichtet. Von oben herab aus den kühlen Lufträumen hatte der Aiolide sie getroffen. (Pindar Ol. 13, 125.) Aber als er es unternahm, mit dem Flügelrosse noch höher zu steigen und die himmlischen Lichthöhen zu erreichen, da traf ihn Zeus' Grimm. Zurückgeschleudert fiel er hinab in die aleische Flur. — Durch sein Unterliegen unterscheidet sich Bellerophon von den übrigen Bekämpfern des Weiberrechts, von Herakles, Dionysos, Perseus und den apollinischen Helden Achill und Theseus. Während sie zugleich mit dem Amazonentum jegliche Gynaikokratie vernichten und als vollendete Lichtmächte das unkörperliche Sonnenprinzip des Vatertums über das Stoffliche des tellurischen Mutterrechts erheben: vermag Bellerophontes nicht, die reinen Höhen des himmlischen Lichtes zu erreichen. Die männliche Kraft erscheint in ihm noch rein als das poseidonische Wasserprinzip, das in lykischen Kulten eine so hervorragende Rolle spielt..

Weiser als der Vater ist Hippolochos' edler Erzeugter Glaukos, der den Poseidonsnamen selbst trägt. Er ist es, der dem im Streite ihm begegnenden Diomed auf die Frage nach seiner Abstammung das Gleichnis von den Blättern, das Homer der Darstellung des Bellerophon-Mythus vorausgehen läßt (Il. 6, 145), als Bild des auch die Menschengeschlechter beherrschenden Gesetzes in Erinnerung ruft.

„Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet."

Ein Hauch tiefer, dem Altertum sonst fremder Wehmut liegt auf diesem Naturbilde, dem schönsten der vielen schönen, durch die Homeros entzückt. Erfüllt von dem Stolze der Jugendkraft hat der glänzende lykische Held dennoch vorzugsweise den Todesgedanken gegenwärtig. Die düstere Seite des irdischen Lebens hebt er hervor, in dem Schicksal

der unbeweinten Schöpfung erkennt er das Los der höhern.

Was Bellerophon verkannt hatte, das spricht hier Hippolochos' Sohn in der ergreifendsten Weise aus. Ein Gesetz beherrscht die höchste und die niedrigste Schöpfung, wie die Blätter des Baumes, so die Geschlechter der Menschen. Sisyphos wälzt ewig den Stein, der ewig mit unüberlistbarer Tücke zu des Aïdes Wohnung herabrollt. So erneuern sich die Blätter, die Tiere, die Menschen in ewiger Arbeit der Natur, doch ewig umsonst. Das ist des Stoffes Gesetz und des Stoffes Bestimmung, das auch Bellerophon endlich beim Anblick der mütterlichen Furche als aller Mutterkinder Los erkennt. Im Munde des Lykiers hat das Gleichnis doppelte Bedeutung, denn in ihm ist die Grundlage des lykischen Mutterrechts unverkennbar enthalten. Die Blätter des Baumes entstehen nicht auseinander, sondern alle gleichmäßig aus dem Stamme. Nicht das Blatt ist des Blattes Erzeuger, sondern aller Blätter gemeinsamer Erzeuger ist der Stamm. So auch die Geschlechter der Menschen nach der Anschauung des Mutterrechts. Denn in diesem hat der Vater keine andere Bedeutung als die des Sämanns, der, wenn er den Samen in die Furche gestreut, wieder verschwindet. Das Gezeugte gehört dem mütterlichen Stoffe, der es gehegt, der es ans Licht geboren hat und nun ernährt. Diese Mutter aber ist stets dieselbe, in letzter Linie die Erde, deren Stelle das irdische Weib in der ganzen Reihenfolge der Mütter und Töchter vertritt. Wie die Blätter nicht auseinander, sondern aus dem Stamme, also entspringen auch die Menschen nicht einer aus dem andern, sondern alle aus der Urkraft des Stoffes, aus Poseidon Phytalmios oder Genesios, dem ›erzeugenden Gebärer‹, dem Stamme des Lebens. Darum, meint Glaukos, habe Diomed unverständig gehandelt, da er ihn nach seinem Geschlechte frug. Der Grieche freilich, der in Vernachlässigung des stofflichen Gesichtspunkts, den Sohn von dem Vater ableitet, und nur die erweckende Kraft des Mannes

berücksichtigt, geht von einer Anschauungsweise aus, welche seine Frage erklärt und rechtfertigt. Der Vatersohn hat eine Reihe von Voreltern, die kein sinnlich wahrnehmbarer Zusammenhang verbindet; der Muttersohn durch die verschiedenen Geschlechter hindurch nur e i n e Ahnin, die Urmutter Erde. Was würde es frommen, die ganze Blätterfolge aufzuzählen?

Der Gegensatz wird durch folgende Bemerkung noch deutlicher. Im Systeme des Vaterrechts heißt es von der Mutter: mulier familiae suae et caput et finis est, ›das Weib ist seiner Familie Anfang und Ende‹. Das ist: so viel Kinder das Weib auch geboren haben mag, es gründet keine Familie, es wird nicht fortgesetzt, sein Dasein ist ein rein persönliches. In dem Mutterrecht gilt dasselbe von dem Manne. Hier erscheint der Vater, dort die Mutter als verwehtes Blatt, das, wenn es abgestorben ist, keine Erinnerung zurückläßt und nicht mehr genannt wird. Der Lykier, der seine Väter nennen soll, gleicht dem, der die gefallenen und vergessenen Blätter des Baumes aufzuzählen unternehmen wollte. Er ist dem stofflichen Naturgesetz treu geblieben und hält dem Tydiden ⟨Diomedes⟩ die ewige Wahrheit desselben in dem Gleichnis vom Baume und dessen Blättern entgegen. Er rechtfertigt die lykische Auffassung, indem er ihre Übereinstimmung mit den stofflichen Naturgesetzen nachweist, und wirft dem griechischen Vaterrecht seine Abweichung von demselben vor.

Die Vergänglichkeit des stofflichen Lebens und das Mutterrecht gehen Hand in Hand. Andererseits verbindet sich das Vaterrecht mit der Unsterblichkeit eines überstofflichen Lebens, das den Lichtregionen angehört. Solange die Religionsauffassung in dem tellurischen Stoffe den Sitz der zeugenden Kraft erkennt, so lange gilt das Gesetz des Stoffes, Gleichstellung des Menschen mit der unbeweinten, niedern Schöpfung, und Mutterrecht in der menschlichen wie in der tierischen Zeugung. Wird aber die Kraft von dem Erdstoffe getrennt, und mit der Sonne verbunden, so

tritt ein höherer Zustand ein. Das Mutterrecht verbleibt dem Tiere, die menschliche Familie geht zum Vaterrecht über. Zugleich wird die Sterblichkeit auf den Stoff beschränkt, der in den Mutterschoß, aus welchem er stammt, zurückkehrt, während der Geist, durch das Feuer von des Stoffes Schlacken gereinigt, zu den Lichthöhen, in denen Unsterblichkeit und Unstofflichkeit wohnt, sich emporschwingt. So ist Bellerophon zugleich sterblich und Vertreter des Mutterrechts, Herakles dagegen Begründer des Vaterrechts und in den Lichträumen Tischgenosse der olympischen Götter. Alles führt zu dem Schlusse, den wir in dem folgenden stets bestätigt finden: das Mutterrecht gehört dem Stoffe und einer Religionsstufe, die nur das Leibesleben kennt, und darum, wie Bellerophon, verzweifelnd vor dem ewigen Untergang alles Gezeugten trauert. Das Vaterrecht dagegen gehört einem überstofflichen Lebensprinzip. Es identifiziert sich mit der unkörperlichen Sonnenkraft und der Anerkennung eines über allen Wechsel erhabenen, zu den göttlichen Lichthöhen durchgedrungenen Geistes.

Um in dem so wenig verstandenen und doch so inhaltsreichen lykisch-korinthischen Mythus keine dunkele Ecke, wo Zweifel von neuem sich festsetzen könnten, zurückzulassen, soll jetzt noch eine Reihe einzelner Punkte berührt werden. In der mitgeteilten Erzählung Plutarchs vertreibt Bellerophon die Amazonen aus Lykien, das sie gleich dem übrigen Vorderasien aus Norden her heimgesucht hatten. Andere Zeugnisse gehen noch weiter. Nach der Ilias (6, 186), nach Pindar (Ol. 13, 123), Apollodor, nach den Scholien zu Pindar, zu Lykophron, wird das weibliche Schützenheer von dem Helden ganz vertilgt, und diese Tat gilt nicht geringer als der Sieg über das dreigestaltete Ungetüm Chimaira, über das verwüstende Wildschwein, oder über der Solymer verheerende Horden. Damit nun scheinen Denkmäler der bildenden Kunst im Widerspruche zu stehen; denn hier wird Bellerophon in seinem Kampfe gegen die Chimaira von den Amazonen unterstützt. Aus Gegnerin-

nen sind sie Kampfesgenossen geworden. — Dieser Übergang aus feindlichem zu freundlichem Verhältnis, wie er hier erscheint, wiederholt sich in den Mythen der großen Amazonenbekämpfer, namentlich in denen des Dionysos und Achill. Bei den Schriftstellern sowohl als auf Kunstdenkmälern erscheinen sie gar oft im Gefolge der Helden, denen sie erst kämpfend gegenüberstanden. Ja auf sehr bekannten Darstellungen geht der Krieg in ein Liebesverhältnis über. Der Kampf endet mit Einigung. Achill wird durch den Anblick der in seinen Armen sterbenden Penthesileia, deren vollendete Schönheit er jetzt erst erkennt, zur Leidenschaft für seine besiegte Gegnerin hingerissen. Der Gedanke ist in allen diesen, auf die verschiedenste Weise modifizierten Darstellungen derselbe. In dem siegreichen Helden erkennt das Weib die höhere Kraft und Schönheit des Mannes. Gerne beugt es sich dieser. Müde seiner amazonischen Heldengröße, auf der es sich nur kurze Zeit zu halten vermag, huldigt es willig dem Manne, der ihm seine natürliche Bestimmung wiedergibt. Es erkennt, daß nicht männerfeindlicher Kriegsmut, daß vielmehr Liebe und Befruchtung seine Bestimmung ist. In diesem Gefühl folgt es nun willig demjenigen, der durch seinen Sieg ihm die Erlösung brachte. Es schützt den gefallenen Gegner gegen der wütenden Schwestern erneuten Anlauf, wie wir dies auf einem Relief des Apollontempels von Bassai in ergreifendem Kontraste dargestellt sehen. Gleich der Danaïde, die allein von allen Schwestern des Bräutigams schont, will das Mädchen jetzt lieber weich als grausam und tapfer erscheinen. Die Jungfrau fühlt, daß der Sieg des Feindes sie ihrer wahren Natur zurückgibt, und entsagt darum dem Gefühle der Feindschaft, das sie früher zu dessen Bekämpfung anfeuerte. Jetzt in die Schranken der Weiblichkeit zurückgekehrt, erregt auch sie des Mannes Liebe, der nun erst ihre volle Schönheit erkennt, und ob der tödlichen Wunde, die er selbst gezwungen beibrachte, von wehmütiger Trauer ergriffen wird. Nicht Kampf und Mord, nein,

Liebe und Ehe sollte zwischen ihnen herrschen. So verlangt es des Weibes natürliche Bestimmung. In der Verbindung des Bellerophontes mit den Amazonen liegt also kein Widerspruch gegen jene Nachrichten, die uns beide im Kampfe zeigen. Vielmehr enthält sie, gleich dem Schlußakt der Tragödie, die Wiederherstellung des natürlichen Verhältnisses, das in dem Amazonentum eine gewaltsame Unterdrückung gefunden hatte.

Blühend in Kraft und jugendlicher Schönheit wird uns Bellerophon von Pindar dargestellt. Aber keusch ist er auch, und darum von Stheneboia-Anteia verleumdet und verfolgt. Die Namen des Proitosweibes deuten klar genug die der Befruchtung harrende und sie sehnlich wünschende Natur des mütterlichen Erdstoffes an. In diesem Zuge erscheint Bellerophon als Vertreter der Heiligkeit ehelicher Verbindung. Wie das männerfeindliche Amazonentum, so weist er auch den Hetärismus zurück. Beiden Ausartungen des weiblichen Geschlechts, der Entfremdung von seiner natürlichen Bestimmung und regelloser Überlassung an dieselbe, tritt er mit gleicher Entschiedenheit entgegen. Durch das eine sowohl als durch das andere ist er Lykiens Wohltäter geworden. Durch beides hat er sich zumal des Weibes Dankbarkeit erworben. Um so williger folgt ihm der Amazonen besiegtes Heer. In der Ehe und ihrer Keuschheit finden die Artemisdienerinnen Erfüllung ihrer höheren Bestimmung, welcher sie ungeregelte Männerliebe nicht weniger entfremdet als männerfeindlicher Sinn. So erscheint Bellerophon als der Bekämpfer jeder ungeregelten, wilden, verwüstenden Kraft. Durch die Vernichtung der Chimaira wird des Landes geregelter Ackerbau, durch die des Amazonentums und des Hetärismus die Ehe mit ihrer strengen Ausschließlichkeit möglich gemacht.

Das Prinzip des Ackerbaues ist das der geordneten Geschlechtsverbindung. Beiden gehört das Mutterrecht. Wie das Korn des Ackerfeldes aus der durch die Pflugschar geöffneten Furche ans Tageslicht tritt, so das Kind aus

dem mütterlichen sporium ‹Schoß, dem kēpos, ›Garten‹›; denn sporium nannten die Sabiner das weibliche Saatfeld, woher spurii, die Gesäten. So berichtet Plutarch. Demselben gehört der Gedanke, daß das Prinzip der Liebe in der Verwundung liege, weshalb Amor den Pfeil führt. Verwundet wird durch die Pflugschar die Erde, verwundet durch des Mannes aratrum des Weibes Mutterschoß. In beiden Beziehungen rechtfertigt sich der Pflugschar Verbindung mit dem zeugenden Wassergotte Poseidon, wie wir sie bei Philostrat finden. Was aus dem sporium geboren wird, hat nur eine Mutter, sei es die Erde, sei es das Weib, das jene Aufgabe übernimmt. Der Vater kommt nicht mehr in Betracht als die Pflugschar, nicht mehr als der Sämann, der über das gearbeitete Feld hinschreitend das Korn in die geöffnete Furche streut, und dann in Vergessenheit sinkt. Das römische Recht hat diesen Satz juridisch formuliert und rechtlichen Entscheidungen zugrundegelegt. Julian spricht mehrfach den Grundsatz aus: ›Jede Frucht wird nicht nach dem Recht des Samens, sondern nach dem Recht des Bodens gewonnen‹, oder: ›Beim Gewinn der Früchte wird mehr nach dem Recht des Körpers gesehen, aus dem sie gewonnen werden, als nach dem des Samens, aus dem sie entstehen‹. Cuiacius erkennt diesen Grundsatz ganz richtig auch in der Kinderzeugung, die nach dem außerehelichen ius naturale demselben unterliegt. ›Es ist geltendes Recht, daß die Geburt von einer Sklavin dem Stand der Mutter folge und die Stellung des Vaters in dieser Hinsicht nicht in Betracht komme.‹ Für die Sklavin gilt eben das ius naturale der stofflichen Schöpfung, welches die Frau dem solum ‹Boden›, den Vater dem Sämann gleichstellt, nicht das ius civile, welches stets eine Abänderung und Beeinträchtigung jenes enthält. ›Nicht die Erde ahmt dem Weibe‹, bemerkt Cuiacius, ›sondern das Weib der Erde nach.‹ Auch nimmt wohl der Same des Bodens Natur an, niemals der Boden die des Samens. „Ein ausländischer Same in ein anderes Land gestreut, ver-

mag sich nicht zu halten, sondern pflegt überwältigt in das einheimische auszuarten." (Platon ›Staat‹ 6; 497.) Also ein Gesetz beherrscht den Ackerbau und die Ehe, das stoffliche Recht der Gynaikokratie.

Es verdient besondere Beachtung, daß das Mutterrecht mit der Ehe und strengsten Keuschheit derselben in Verbindung steht. Sind auch die Folgerungen, die sich aus dem Mutterrecht ergeben, insbesondere Benennung der Kinder und ihres Status ‹Standes› nach der Mutter, solche, die im Systeme des Vaterrechts die uneheliche Geschlechtsverbindung kennzeichnen und voraussetzen: so erscheinen sie doch unter der Herrschaft des Mutterrechts als Folge und Eigentümlichkeit der Ehe selbst, und mit strengster ehelicher Keuschheit verbunden. Gynaikokratie besteht nicht außerhalb, sondern innerhalb des matrimonium ‹der Ehe›. Sie ist kein Gegensatz, sondern notwendige Begleiterin desselben.

Ja der Name matrimonium ‹eigentlich Mutter-Ehe› selbst ruht auf der Grundidee des Mutterrechts. Man sagte matrimonium, nicht patrimonium ‹Vater-Ehe›, wie man zunächst auch nur von einer materfamilias ‹Familien-Mutter› sprach. Paterfamilias ‹Familien-Vater› ist ohne Zweifel ein späteres Wort. Plautus hat materfamilias öfters, paterfamilias nicht ein einziges Mal. Nach dem Mutterrecht gibt es wohl einen pater, aber keinen paterfamilias. Familia ist ein rein physischer Begriff und darum zunächst nur der Mutter geltend. Die Übertragung auf den Vater ist ein improprie dictum ‹ein abgeleiteter Ausdruck›, das daher zwar im Recht angenommen, aber in den gewöhnlichen nichtjuristischen Sprachgebrauch später erst übertragen wurde. Der Vater ist stets eine juristische Fiktion, die Mutter dagegen eine physische Tatsache. ›Die Mutter ist immer gewiß, auch wenn sie von aller Welt empfangen hat, der Vater dagegen ist nur der, den die Eheurkunde nennt.‹

In jenen Urzeiten, in welchen die Männer so ausschließlich kriegerischem Leben obliegen, und durch dieses in weite Fernen weggeführt werden, kann nur das Weib über Kinder und Güter walten, die meist seiner ausschließlichen Obhut anvertraut bleiben. Das klarste Bild solcher Zustände geben die alten Nachrichten über der skythischen Stämme weite Eroberungszüge. Verheerung bezeichnet ihre Bahn. Gleich den Kimmeriern vermögen sie nicht, befestigte Städte zu erobern. Nur um Beute ist es ihnen zu tun. Den Sitten nomadischer Hirtenstämme sind Unternehmungen solcher Art allein entsprechend. Bald ist es innerer Zwist, bald das Vordringen benachbarter Stämme, das den Auszug veranlaßt. Die Weiber aber bleiben zu Hause, hüten die Kinder, warten des Viehs. Der Glaube an ihre Unverletzlichkeit hält die Feinde fern. Die Sklaven werden des Augenlichts beraubt. Solchen Zuständen entspricht Gynaikokratie vollkommen. Jagd, Streifzüge und Krieg erfüllen des Mannes Leben, halten ihn von Weib und Kind fern. Der Frau bleibt die Familie, der Wagen, der Herden, der Sklaven Menge anvertraut. In dieser Aufgabe des Weibes liegt die Notwendigkeit seiner Herrschaft. Aus derselben folgt sein ausschließlicher Anspruch auf das Erbrecht. Durch Jagd und Krieg soll der Sohn sein Dasein fristen. Die Tochter, von diesem Selbsterwerbe ausgeschlossen, wird auf der Familie Reichtum angewiesen. Sie allein erbt, der Mann hat seine Waffen, trägt sein Leben in seinem Bogen und Speer. Für Weib und Tochter erwirbt er, nicht für sich, nicht für seine männlichen Nachkommen. So unterstützen sich Gynaikokratie und kriegerisches Leben. Die Wirkung wird Ursache, die Ursache Wirkung. In dem Ausschluß von allem ererbten Besitz findet der Mann immer neuen Antrieb zu kriegerischen Unternehmungen; in der Entbindung von jeder häuslichen Sorge die Möglichkeit, auf weiten Zügen von Raub und Krieg zu leben. Nach den thrakischen Küsten setzen die lemnischen Männer über und legen sich nach der Heimkehr die

gefangenen Mädchen bei. Statt des Krieges ist nun Handwerksarbeit des Mannes Los. So werden wir die Minyer, so die ozolischen Lokrer finden. In dem Namen der Psoloëis sowohl als in dem der Ozolai liegt eine die männliche Beschäftigung und die durch sie herbeigeführte Erniedrigung des Männergeschlechts andeutende Bezeichnung. Von Krieg und Raub ausgeschlossen, verfällt der Mann einem Dasein, das dem Weibe selbst im Lichte der Verächtlichkeit erscheint. Am Webstuhl steht der Ägypter, in der rußigen Schmiede der Minyer, von dem Geruch der Schaffelle hat der lokrische Hirte seinen Namen. Aber das Weib, durch Herrschaft gehoben, durch ausschließliches Erbrecht bevorzugt, ragt über den Mann hervor. Die Frau steigert den Adel ihrer Natur in demselben Verhältnisse, in welchem der des Mannes unter dem Einfluß doppelter Erniedrigung sinkt. So läßt die Änderung der Lebensweise eine und dieselbe Sitte in ganz verschiedenem Lichte erscheinen.

Aus den Zuständen des früheren kriegerischen Lebens wird von den Alten die Entstehung des Amazonentums abgeleitet. Dieses ist selbst nur eine bis zur Unnatürlichkeit gesteigerte Gynaikokratie, herbeigeführt durch entsprechende Entartung des männlichen Geschlechts. Durch der Männer Verbindung mit thrakischen Mädchen, die sie auf ihren Streifzügen erbeuten, werden die Lemnerinnen zu ihrer sprichwörtlich gewordenen Untat getrieben. Alles Männliche mordend gehen sie zu amazonischem Leben über. Auf der männerlosen Insel finden die Argonauten günstige Aufnahme. Die skythischen Frauen des Thermodon sehen ihre Männer im Kampfe aufgerieben. Nun sind sie selbst genötigt, zu den Waffen zu greifen, und Scharen kriegsgeübter Jungfrauen ergießen sich siegreich über ganz Vorderasien, nach Hellas, nach Italien, nach Gallien, und wiederholen in diesen Weltteilen, was auch Afrika, wie es scheint, unabhängig von jenen nordischen Ereignissen, in gleicher Weise erlebt hatte. Während andere, der langen Abwesenheit ihrer Männer müde, mit Sklaven und Fremd-

lingen sich verbinden, Ereignisse, die wie für die Skythen, so auch für die Lakedaimonier und wiederum für die Zeiten des Trojanischen Kriegs bezeugt werden, entsagen jene der Ehe, und legen den Grund zu Erscheinungen, die nicht nur durch die Verwüstungen, welche sie über die Welt brachten, in der Geschichte unseres Geschlechts eine hervorragende Stelle einnehmen, sondern namentlich auch zu dem gänzlichen Untergang der Gynaikokratie das meiste beitrugen. An der Amazonen Bekämpfung knüpft sich die Einführung des Vaterrechts. Durch die Lichtmächte wird das amazonische Mondprinzip vernichtet, die Frau ihrer natürlichen Bestimmung wiedergegeben, und dem geistigen Vaterrechte für alle Zeiten die Herrschaft über das stoffliche Muttertum erworben. Die größte Übertreibung führt zu dem gänzlichen Sturze. Nur in Verbindung mit dem Mutterrechte und der damit vereinigten Kriegsübung wird das Amazonentum Asiens und Afrikas eine begreifliche Erscheinung; denn trotz aller Verschönerung, mit der Sage und Kunst um die Wette es ausgeschmückt haben, ist die historische Grundlage der alten Nachrichten, die Strabon (11, 505) mit so nichtigen Gründen ansicht, nicht zu bezweifeln. Man hat geleugnet, wo es sich darum handelte, zu verstehen. Darin liegt die Schwäche heutiger Forschung: sie bemüht sich weniger um die antike als um die moderne Idee, bringt Erklärungen, die mehr der heutigen als der alten Welt entsprechen, und endet so notwendig in Zweifel, Verwirrung und trostlosem Nihilismus. Amazonischer Staaten Existenz zu beweisen, ist unmöglich. Aber das bringt die Natur der Historie überhaupt mit sich. Keine einzige geschichtliche Überlieferung ist je bewiesen worden. Wir horchen allein dem Gerüchte. Traditionen solcher Art anfechten, heißt, um mit Simonides zu reden, wider Jahrtausende streiten; sie nach dem Stande der heutigen Welt beurteilen, mit Alkaios ›nicht den Löwen nach der Klaue malen, sondern nach Docht und Lampe All und Himmel zurechtmachen.‹

Athen

Aber nicht nur mit Kreta, auch mit Athen steht Lykien in nahem Zusammenhang. Denn in der eingangs angeführten Stelle berichtet Herodot, nach ihm auch Strabon: Lykos, des Pandion Sohn, sei durch seinen Bruder Ägeus aus Athen vertrieben worden, und dann von da in das Land der Termilen zu Sarpedon gekommen. Sollte etwa auch zu Athen das Mutterrecht gegolten haben? Daß dies in der Tat der Fall gewesen, dafür sprechen mehrere Anzeichen.

Ich mache zuerst auf eine Erzählung Varros aufmerksam, die uns bei Augustinus (›Gottesstaat‹ 18, 9) erhalten ist. Unter Kekrops' Regierung nämlich geschah ein doppeltes Wunder. Es brach zu gleicher Zeit aus der Erde der Ölbaum, an einer andern Stelle Wasser hervor. Der König, erschrocken, sandte nach Delphi und ließ fragen, was das bedeute und was zu tun sei? Der Gott antwortete, der Ölbaum bedeute Minerva ⟨Athene⟩, das Wasser Neptun, und es stehe nun bei den Bürgern, nach welchem Zeichen und nach welcher der beiden Gottheiten sie es für passend erachteten, ihre Stadt zu benennen? Da berief Kekrops eine Versammlung der Bürger, und zwar der Männer und der Frauen, denn es war damals Sitte, auch die Frauen an den öffentlichen Beratungen teilnehmen zu lassen. Da stimmten die Männer für Neptun, die Frauen für Minerva, und da es der Frauen eine mehr war, so siegte Minerva. Da ergrimmte Neptun, und alsobald überflutete das Meer alle Ländereien der Athener. Um des Gottes Zorn zu beschwichtigen, sah sich die Bürgerschaft genötigt, ihren Weibern eine dreifache Strafe aufzuerlegen: sie sollten ihr Stimmrecht verlieren, ihre Kinder sollten nicht länger der Mütter Namen erhalten, sie selbst sollten nicht mehr (nach der Göttin Namen) Athenaierinnen genannt werden. ⟨Darauf fährt Augustinus fort:⟩ ›Denn in den bestraften

Frauen wurde zugleich Minerva, die erst gesiegt hatte, besiegt; und sie ließ ihre Freundinnen, die ihr die Stimme gaben, so völlig im Stich, daß sie nicht nur ihr Stimmrecht verloren und ihre Kinder nicht mehr nach dem mütterlichen Namen benennen, sondern sich nicht einmal als Athenaierinnen bezeichnen und so nicht der Göttin Namen tragen durften, der sie durch ihre Abstimmung den Sieg über den männlichen Gott verschafft hatten.‹ In diesem Mythus stellt Neptun das Vaterrecht, Athene das Mutterrecht dar. Solange das letztere galt, so lange trugen die Kinder der Mutter Namen, die Weiber insgesamt den der Göttin. So lange heißen sie Athenaierinnen, so lange waren sie wahre Bürgerinnen der Stadt. Später sind sie nur Bürgersfrauen. Jenes war das alte Recht, das Recht der vorkekropischen Zeit, das nachher dem Vaterrechte weichen mußte. Aristophanes hat also in den Ekklesiazusen mit Unrecht bemerkt, das Weiberrecht sei das einzige, welches zu Athen noch nicht dagewesen. Es ist in der Tat dagewesen, ja es ist vor allem andern in Übung gestanden. Die lykische Sitte ist also für das alte Attika bezeugt. Hier wie in Asien erscheint sie als das Urrecht des Volkes, hier wie in Asien steht sie mit der Religion in engem Zusammenhang, sie schließt sich an den Kult der weiblichen Gottheit Athene, und an den weiblichen Stadtnamen selbst an.

Außer Varro gibt es noch ein anderes sehr merkwürdiges Zeugnis für das Mutterrecht der attischen Vorzeit. Ich will die Aufmerksamkeit auf Äschylos' Eumeniden richten. Wie in dem oben angeführten Mythus die beiden Prinzipien, das Mutterrecht und das Vaterrecht, durch Minerva und Neptun dargestellt werden, so bei Äschylos durch die Erinnyen einerseits, Apoll und Athene andererseits. Orest tötet seine Mutter, um den Vater zu rächen. Wer gilt nun mehr, Vater oder Mutter? Wer steht dem Kinde näher, jene oder dieser? Athene ordnet das Gericht. Die angesehensten ihrer Bürger sollen entscheiden. Die Erinnyen treten gegen den

Muttermörder auf; Apoll, der ihm die Tat geboten, ihn auch von dem Blute gereinigt, führt seine Verteidigung. Die Erinnyen nehmen Klytaimnestra, Apoll nimmt Agamemnon in Schutz. Jene vertreten das Mutterrecht, dieser das Vaterrecht. Den Standpunkt der Erinnyen bezeichnet folgendes Zwiegespräch derselben mit Orest (v. 565):

„Erinnys: Dich hat der Seher angeführt zum Muttermord?
Orestes: Und noch bis jetzt nicht schalt ich über mein Geschick.
Erinnys: Doch faßt der Spruch dich, anders reden wirst du bald!
Orestes: Ich glaub's; doch Beistand schickt mein Vater aus dem Grab.
Erinnys: Hoff auf die Toten, der du die Mutter töteteſt!
Orestes: Zwiefachen Frevel lud sie auf ihr schuldig Haupt.
Erinnys: Wie das? Belehre dessen doch die Richtenden.
Orestes: Den Mann erschlug sie, und erschlug den Vater mir.
Erinnys: Du aber lebst noch, während sie den Mord gebüßt.
Orestes: Warum denn hast im Leben du sie nicht verfolgt?
Erinnys: Sie war dem Mann nicht blutsverwandt, den sie erschlug.
Orestes: Ich aber, sagst du, bin von meiner Mutter Blut?
Erinnys: Trug denn, du blutger, unter ihrem Herze sie Dich nicht? Verschwörst du deiner Mutter teures Blut?"

Man sieht deutlich, die Erinnyen kennen hier nicht das Recht des Vaters und Mannes, denn Klytaimnestras Tat bestraften sie nicht. Sie kennen nur das Recht der Mutter, das Recht des Mutterbluts, und nehmen den Muttermörder nach altem Recht und altem Brauch für sich in Anspruch. Ganz anders Apoll. Er hat, um den Vater zu rächen, den Muttermord geboten, denn so hat es ihm Zeus der Himmlische geoffenbart. Er übernimmt jetzt auch, den Erinnyen entgegen, seine Verteidigung. Er stellt das Vaterrecht dem Mutterrecht gegenüber und erkennt ihm vor diesem den Vorzug zu. Er zeigt sich darin ganz besonders als Patroos ‹Väterlicher›, welchen Beinamen er gerade zu Athen in seiner Eigenschaft als Schutzherr der Stadt führte. So spricht er zu den Richtern (v. 627):

„Darauf ſag ich alſo, mein gerechtes Wort vernimm:
Nicht iſt die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater, aber ſie bewahrt das Pfand,
Dem Freund die Freundin, wenn ein Gott es nicht verletzt.
Mit ſicherm Zeugnis will ich das beſtätigen;
Denn Vater kann man ohne Mutter ſein; Beweis
Iſt dort die eigne Tochter des Olympiers Zeus,
Die nimmer eines Mutterſchoßes Dunkel barg,
Und dennoch kein Gott zeugte je ein edler Kind."

Alſo das Recht der Zeugung wird von Apoll geltend gemacht, wie von den Erinnyen das des Blutes und des Stoffes, welchen das Kind von der Mutter erhält. Jenes iſt das neue, dieſes das alte Recht. Denn wie die Erinnyen Apolls Gründe angehört, ſo ſprechen ſie (v. 696): „Darnieder ſtürzeſt du die Mächte grauer Zeit" und nachher (v. 701): „Du, der junge Gott, willſt uns, die greiſen, niederrennen."

Nun treten die Richter, aufgeklärt über die beiderſeitigen Anſprüche, zu der Stimmurne. Athene ergreift auch ihrerſeits den Stimmſtein vom Altar, behält ihn in der Hand und ſpricht (v. 704):

„Mein iſt es, abzugeben einen letzten Spruch,
Und für Oreſtes leg ich dieſen Stein hinein;
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar,
Nein, vollen Herzens lob ich alles Männliche,
Bis auf die Ehe, denn des Vaters bin ich ganz.
Drum acht' ich minder ſträflich jetzt den Mord der Frau,
Die umgebracht hat ihren Mann, des Hauſes Hort.
Es ſieg' Oreſtes auch bei ſtimmengleichem Spruch!"

Alſo der Vater, des Hauſes Hort, nicht die Mutter, hat das vorzüglichere Recht. Nach dieſem Recht, das von Zeus ſtammt, dem Vater beider, Apolls und Athenens, wird Oreſt bei gleicher Stimmenzahl durch den calculus Minervae ⟨den Stimmſtein der Athene⟩ freigeſprochen im Blutgericht, dem erſten, das unter den Sterblichen gehalten worden iſt. Aber das iſt der neuen Götter neues Recht.

›Vernichter der uralten Moiren, Zertrümmrer der Urdämonen‹ wird Apoll genannt (v. 696). Der Halbchor der Erinnyen singt (v. 748):

„O neue Götter, alt Gesetz und uraltes Recht,
Ihr reißt sie nieder, reißt sie fort aus meiner Hand."

Jede Stütze ist nun dem alten Rechtszustand der Menschheit geraubt, vernichtet die Grundlage alles Wohlergehens. Keiner rufe mehr: ›O Recht, o Thron der Erinnyen‹. Wutschnaubend will sich die Götterschar, die kinderlosen Töchter der Nacht, in der Erde Tiefen bergen, dem Boden seine Fruchtbarkeit, der Leibesfrucht ihr Gedeihen verderben. Aber Athene weiß sie zu gewinnen und mit dem neuen Recht zu versöhnen. An ihrer Seite sollen sie fortan frommen Dienst finden. Nicht geächtet, nicht gestürzt sind sie. Nein (v. 816):

„In ehrender
Wohnung, Erechtheus' Tempel nah, wirst du dereinst
Von Männern hochgeachtet und von Weibern sein,
Wie dir in andern Ländern nimmer ward zuteil."

Haus und Dienst neben Pallas nehmen sie nun gerne an; rüsten fortan, den Mädchen lieb und hold, die bräutlichen Freuden, sie die Urgöttinnen, sie jetzt Mächte der friedlichen Ruhe und jeglichem Bunde vertraut. Der frommen Mädchen Schar und der greisen Mütter Zug geleitet nun die versöhnten Mitherrinnen des Landes zurück in ihr Reich, hinab zum Hades, zu der Toten dunkelm Sitz. In Athenes Volk vereinen sich froh Moira und Zeus, der Allschauer.

Die überwiegende Verbindung des Kindes mit seiner Mutter wird aufgegeben. Der Frau tritt mit höherm Recht der Mann zur Seite. Dem geistigen Prinzip wird das stoffliche untergeordnet. Damit erst hat die Ehe ihre wahre Höhe erreicht. Bei den Erinnyen war ja, wie Apoll ihnen vorwirft, Heras Satzung, der heilige Ehebund, ehrenlos und nicht geachtet. Klytaimnestras Verletzung desselben galt ihnen nichts, konnte des Sohnes gerechte, wenn auch

blutige Tat bei ihnen nicht entschuldigen. In diesem Sinne erscheint das Vaterrecht gleichbedeutend mit Eherecht, und eben darum als der Ausgangspunkt einer ganz neuen Zeit, einer Zeit fester Ordnung in Familie und Staat, einer Zeit, welche die Keime mächtiger Entfaltung und reicher Blüte in sich trägt.

Um den Gegensatz zwischen Vaterrecht und Mutterrecht nach allen Seiten in volles Licht zu stellen, wollen wir nun noch bei einigen wichtigen Einzelheiten der äschyliischen Darstellung verweilen. Zuerst folgender Punkt. Der Areshügel, welchen Athene für immer als den Ort des Blutgerichts bezeichnet, und wo in Klytaimnestra das alte Recht der Erde unterliegt, ist dieselbe Öffentlichkeit, wo die Amazonen ihr Lager aufschlugen (v. 655).

„Als sie gegen Theseus neidempört
Zu Felde zogen, unsrer neugebauten Stadt,
Der hochgetürmten, gegentürmten ihre Burg,
Und sie dem Ares weihten, dessen Namen nun
Der Berg Areiopagos trägt."

Hier sehen wir das Männerrecht und Weiberrecht in einem neuen Gegensatz. Wie Theseus den Männerstaat, so vertreten die Amazonen den Weiberstaat. Den Kampf zwischen beiden eröffnet Athens Geschichte. Eben darum nimmt Theseus' Sieg über die Amazonen eine so hervorragende Stelle ein. Mit stolzem Selbstgefühl blicken die Spätern auf dies Ereignis zurück. Sie nennen es das glänzende Verdienst, das Athen sich um ganz Hellas erwarb. Es ist der erste Akt in jenem Kampfe, den Asien mit Europa führt, und der recht eigentlich die griechische Geschichte bildet.

Theseus ist für Attika, was Bellerophon in Lykien. Er besiegt das Amazonentum, das freudig und gerne zur Ehe übergeht. Aber er steigt noch höher als der korinthisch-lykische Held. Nicht nur der Untergang des Amazonentums, auch der der ehelichen Gynaikokratie wird an seinen

Namen geknüpft. Er hat völlig die Lichtnatur angezogen. Er erscheint ganz in apollinischer Reinheit.

Aber ich kann Äschylos noch nicht verlassen, ohne aus seinem Werke noch weitere Belehrung über unsern Gegenstand zu schöpfen. Der Gegensatz des Vaterrechts und des Mutterrechts äußert sich bei ihm noch in einer andern Fassung. Das neue Recht ist das himmlische des olympischen Zeus, das alte das chthonische der unterirdischen Mächte. Daß das neue Recht von dem Olympier ausgeht, verkündet Orest, der unmittelbar nach seiner Freisprechung durch Athene folgendes spricht (v. 724):

„O Pallas, o du meines Hauses Retterin!
Du hast zur Heimat auch dem Landesflüchtigen
Gebahnt die Rückkehr; und in Hellas sagt man wohl,
Argiver ist er wieder, wieder wohnet er
Im Haus des Vaters, Pallas gab's und Loxias
Ihm wieder, und der dritte allvollendende
Erretter, der vielehrend meines Vaters Los,
Wohl sieht der Mutter Vertreter dort, doch mich bewahrt!"

Das verkündet auch Athene selbst (v. 764):

„Jedoch von Zeus selbst trat ein Zeugnis leuchtend auf,
Und der's geboten, eben der bezeugte,
Es sei Oreste's für die Tat der Strafe frei."

Dagegen ruft die Erinnye (v. 367):

„Wo ist ein Mensch, welcher nicht entsetzte, nicht bangte,
wann er mein Gesetz anhört?
Das gottbeschieden Moira mir zu endigen gebot;
Doch es gehören alte Würden mein, ich gelte nicht ehrlos,
Ward mir auch unter der Erden die Heimat,
Tief in sonnenleerer Nacht."

Und dann nach erfolgter Freisprechung des Orest (v. 773):

„O neue Götter, alt Gesetz und uraltes Recht,
Ihr rennt sie nieder, reißt sie fort aus meiner Hand!
Und ich Unselge, schmachbeladen, bitterempört,
Zur Erde nieder, weh!

Rächend zu Boden hier trief ich des Herzens Gifttropfensaat!"
„Ich das erdulden, weh!
Unter der Erden ich mich verbergen, die Urweise? Weh!
Von Zorn schwillt die Brust; von Groll ganz erfüllt." (v. 801.)

Himmlisch, olympisch ist das Recht des Vaters, von Zeus wird es verkündet, ob er gleich, wie die Erinnyen ihm vorwerfen, selbst nicht danach handelte, sondern seinen alten Vater Kronos fesselte; chthonisch, unterirdisch dagegen ist das Recht der Mutter; wie die Erinnyen, die es vertreten, so stammt es aus der Erde Tiefen. Auch der Name der Erinnyen weist auf die Erde. Erinnys heißt: die in der Erde wohnende Gottheit. Es ist so viel als theos katachthonios, »Unterirdischer Gott«. Die Erinnyen sind die in der Erde Tiefen wirkenden Mächte; in dem finstern Grunde des Stoffes schaffen sie, die Kinder der Nacht, alles Leben; was die Erde an Gewächsen hervorbringt, ist ihre Gabe, ihre Zeugung. Menschen und Tieren senden sie die Nahrung, sie lassen die Frucht des Mutterleibes gedeihen. Zürnen sie, so verdirbt alles, das Gewächs des Bodens, die Geburt der Menschen und Tiere. Die Erstlinge des Landes werden ihnen dargebracht, für der Kinder, für der Ehen Heil. Was brauchen wir andere Zeugnisse, wenn sie selbst bei Äschylos es uns also verkünden (v. 899):

„Wehen soll waldverwüstend Wetter nie!
Das ist mein Geschenk dem Land;
Und nie pflanzenaugesengender Brand heimsuchen dieses Landes
Au'n;
Nie ersticke Mißwachs jammervoll der Saaten Blühn;
Schafe froh in Sattigkeit,
Zwillingslämmer um sie her,
Ernähr zu seiner Zeit der jungen Erde Grün;
Der Grasung lieber Ort;
Steter Göttergaben reich!"

Tief unter der Erde in ogygischen Tiefen empfangen sie Ehr und Opfer und Festfeuer, daß alles Unheil sie dem Lande

abwehren, daß jegliches Heil sie emporsenden zum Segen der Stadt. Sie sind also die freundlichen Götter, die für der Menschen Gedeihn und Wohlfahrt sorgen, sie sind wahre Eumeniden, »Gütige«, ihrem ganzen chthonischen Wesen nach dem Agathodaimon, der römischen Bona Dea, der »guten Göttin«, verwandt. Als Göttinnen des Untergangs sind sie auch Göttinnen des stets gerecht vergeltenden Schicksals; von Moira haben sie ihr Amt empfangen. Alle diese Seiten ihres Wesens einen sich in einer Grundidee, sie folgen alle aus ihrer stofflichen, tellurischen Natur.

*

Italien

und der

Orient

(Tanaquil)

Aus der ›Sage von Tanaquil‹

Die Vorrede

Ist die Kultur Italiens autochthon oder von außen dem Lande zugeführt? Haben wir von fremden Einflüssen nur den des Hellenismus anzuerkennen oder gibt es eine ältere orientalische Periode? Das ist die Frage, deren Lösung das vorliegende Werk verfolgt. Niemand wird ihre Berechtigung in Abrede stellen. Hängt doch der richtige Gesichtspunkt für die Behandlung der späteren Geschichte wesentlich von der Auffassung der Ursprünge ab. Größere Bedenken erregt die Frage nach der Möglichkeit einer unzweideutigen Lösung. Kann eine Zeit, die mit den Traditionen des Altertums längst gründlich aufgeräumt zu haben sich rühmt, den Berichten über asiatische Einwanderungen irgendeinen Wert zuerkennen? Was hilft es, darauf hinzuweisen, daß die Übereinstimmung der römischen mit der etruskischen Überlieferung und beider mit einer Mehrzahl kleinerer Sagenkreise dem Glauben der beiden wichtigsten Völker Italiens an ihren orientalischen Ursprung erhöhte Wahrscheinlichkeit leiht? Was auch, wenn wir noch so sehr betonen, daß eben diese Völker ihre asiatische Abstammung nicht nur einmal gewußt, sondern auch niemals vergessen und durch alle Wandlungen ihrer Schicksale hindurch mit gleicher Treue bewahrt haben? Über die Anerkennung solcher direkter Beweise ist die kritische Aufklärung unserer Zeit längst hinweggeschritten, und keiner der vielen, die auf Verstand und Talent Anspruch machen, dürfte es wagen, ihnen Gehör zu schenken oder gar ein entscheidendes Gewicht beizulegen. Was man verlangt, ist der Beweis des Beweises, und für diesen notwendigerweise ein erhöhter Grad der Zuverlässigkeit.

Da nun auf solchem Wege nicht weiterzukommen ist, so sieht sich die Forschung auf die Denkmäler als einziges Mit-

tel der Aufklärung verwiesen. Wer wollte auch leugnen, daß Schrift, Sprache, Bauwerke und die mannigfaltigen Schöpfungen der Kunst über Art und Herkunft eines Volkes manchen Aufschluß zu geben vermögen? Gehört doch das Verfahren durch Vergleichung auf allen Gebieten der Wissenschaft zu den erfolgreichsten Werkzeugen des menschlichen Geistes. Aber hier erheben sich neue Schwierigkeiten, teils solche, die aus dem erhaltenen Material, teils andere, die aus den Forderungen des Zeitgeistes entspringen. Was kann die Sprachvergleichung helfen, wo es an hinreichenden Monumenten fehlt? Was Etrurien uns bieten, solange dessen wenig zahlreiche linguistische Reste dunkler sind als die des Euphrat- und Tigrislandes? Zwar stehen die Baudenkmäler und die übrigen Nachlaßstücke, durch welche untergegangene Völker zu den späteren Zeiten reden, in weit größerer Fülle unserer Prüfung zu Gebot, und bei ihnen gibt es weder eine Schwierigkeit der Entzifferung noch erhebliche Bedenken der Fälschung: aber den Anforderungen des Zeitgeistes genügen auch sie nicht. Weder der Nachweis eines unbestreitbaren orientalischen Einflusses in der Wahl mancher mythischen Darstellungen, in zahlreichen Kunstformen, in Auffassung und Darstellung göttlicher Wesen, in den Maß- und Gewichtssystemen, noch die Autorität der geprüftesten, ausdauerndsten und unabhängigsten Beobachter der Originalwerke, eines G. Conestabile, Noël des Vergers, J. de Witte, Micali in seiner späteren Zeit, hat bis heute dem Orientalismus Etruriens irgendeinen Sieg über entgegengesetzte Geschichtssysteme oder erheblichen Einfluß auf unsere Studien zu erringen vermocht. Fehlt es den Verfechtern des Hellenismus an andern Einwendungen, so gilt ihnen die gewöhnliche Beschränkung der akademischen Studien auf das Griechische als hinreichender Grund gegen die Statthaftigkeit ferner liegender Parallelen.

So sehen wir uns um diejenigen Prüfungsmittel betrogen, auf welche die weitestgehenden Hoffnungen sich bauen

ließen. Aber wie aus keiner unserer Geschichtsquellen trotz jahrhundertelanger Benutzung alles gezogen worden ist, was sie enthält, so gibt es auch keine grundlegende Tatsache, deren Wahrheit oder Unwahrheit schon an allen uns zugänglichen Mitteln geprüft worden wäre. Außer der Sprache und den Werken von Menschenhand bietet der vergleichenden Forschung noch eine dritte Klasse von Denkmälern, der Mythus, sich dar. Ja, dieser erteilt über die Frage des Kulturzusammenhangs unter den einzelnen Völkern die reichsten und zugleich die zuverlässigsten Aufklärungen. Denn wenn auswandernde Stämme nicht selten mit der Heimat auch die Sprache wechseln oder infolge schneller Rassenmischung sie bis zur Unkenntlichkeit entstellen, wenn andererseits die Produkte der Kunst und des Gewerbfleißes von den Einflüssen örtlicher und klimatischer Umstände in besonderem Grade abhängig sind, so ändert dagegen kein Volk mit den Sitzen auch seinen Gott, seine religiösen Grundanschauungen und seine überlieferten kultlichen Gebräuche. Der Mythus aber ist nichts anderes, als die Darstellung der Volkserlebnisse im Lichte des religiösen Glaubens. Woraus der völlig sichere Schluß sich ergibt, daß die Übereinstimmung der Sagenidee und Sagenform für weitentlegene Länder einen Kulturzusammenhang dartut, der seinerseits ohne eine Wanderung der Völker unerklärt bleiben würde.

Die unglaubliche Wut, mit welcher Rom Etrurien vernichtet und alle Spuren seiner Gesittung vertilgt hat, ist nicht imstande gewesen, uns jedes Denkmal solcher Art zu entziehen. Nach dem Untergange des Volkes, seiner gesamten Literatur, selbst seiner Sprache hat sich in der römischen Geschichte ein Stück der etruskischen erhalten. Während eines Jahrhunderts ist das später siegreiche Volk eine Dependenz des zuletzt besiegten. Drei gewaltige Fürsten etruskischer Abstammung ⟨Tarquinius Priscus, Servius Tullius und Tarquinius Superbus⟩ schließen die Reihe der römischen Könige. In ihrer Geschichte spiegelt sich das

Bild des mächtigen Nachbarvolks, in ihren Mythen die ganze Gedankenwelt der Zeit.

Unter den Traditionen dieser Periode nimmt Tanaquils Sagenkreis eine hervorragende Stelle ein. Er ist nicht nur mit der Geschichte des ersten Tarquinius, sondern inniger noch mit jener des Servius Tullius verwoben, bei der Erhebung des Superbus von neuem erwähnt und so über das ganze Jahrhundert der fremden Dynastie verbreitet. Nicht geringere Auszeichnung leiht ihm der Reichtum seiner inneren Entwicklung. Tanaquils Bedeutung bleibt nicht auf die Thronbesteigung ihrer Schützlinge beschränkt, sie tritt auch in der Geburtssage des Königs Servius, also in einer ganz neuen Richtung hervor. Sie zeigt sich endlich in Grab- und Tempelbildern, in Attributen, Gebräuchen, religiösen und bürgerlichen Auszeichnungen, die das Verständnis ihres Ursprungs lange überdauern. Endlich bieten die Quellen der Analyse ein Material dar, wie es für die Überlieferungen der frühesten Zeit sonst kaum irgendwo zu Gebote steht.

Die bisherige Forschung ist an dieser reich ausgestatteten und wohlbezeugten Überlieferung teilnahmlos vorübergegangen. Ausschließlich auf die ewig hoffnungslose Ermittelung der geschichtlichen Wahrheit gerichtet, konnte sie einem Stoffe, der durch Wundergeschichten und Unmöglichkeiten aller Art von dem Gebiete historischer Ereignisse sich ausschließt, kein Interesse abgewinnen. Sie begnügte sich mit der Negation oder mit Stillschweigen. Aber durch die Verneinung der Geschichtlichkeit wird der Sage nicht jede Bedeutung entzogen. Was nicht *geschehen* sein kann, ist jedenfalls *gedacht* worden. An die Stelle der *äußeren* Wahrheit tritt also die *innere*. Statt der Tatsächlichkeiten finden wir Taten des Geistes. Verdrängt aus dem Reiche der Geschichte wird die Überlieferung von Tanaquil ein *Denkmal der Gedankenwelt*. Dieses ideelle Moment ist das einzige, dessen wir zu unserer Beweisführung bedürfen. Nicht das Historische, sondern der *Ideen-*

kreis der Tradition bildet das Objekt unserer vergleichenden Forschung. Wo dieselbe Gedankenwelt eine entsprechende Ausdrucksweise hervorgebracht hat, da ist die Annahme einer engen Kulturverbindung gerechtfertigt. Läßt sich überdies feststellen, welcher der analogen Mythenkreise der leitenden Grundvorstellung getreuer sich anschließt, welcher hinwider weiter von ihr sich entfernt, so ist auch die Frage, welches Volk von dem andern empfangen habe, mit beantwortet. Eine Zeit, die der vergleichenden Sprachforschung die Entscheidung über Verwandtschaft und Verschiedenheit der Menschengeschlechter anvertraut, kann der Ideen- und Mythenvergleichung unmöglich geringere Beweiskraft beilegen.

Wir beschränken unsere Forschung auf ein einziges Denkmal. Die Sicherheit der Demonstration soll nicht durch die Zahl der Parallelen, sondern durch die erschöpfende Behandlung einer besonders hervorragenden erreicht werden. Wir geben dem Leser in der folgenden Übersicht zugleich die Geschichte unserer allmählichen Ideenentwicklung und die Darlegung des inneren Zusammenhangs, der alle einzelnen Teile der Beweisführung unter sich verbindet.

Als Tanaquils merkwürdige Erscheinung unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, blieben wir zunächst bei dem Sagenzuge stehen, welcher auch in der geschichtlichen Erzählung die erste Stelle einnimmt. Der ältere Tarquin verdankt seine Erhebung auf den römischen Königsthron der Beihilfe einer Frau. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich, wenn auch unter anderer Ausdrucksform, bei der Nachfolge des Servius Tullius. Beide Male ist die Krone des Weibes Gabe; beide Male das Glückslos unerwartet. Superbus endlich wird im Anschluß an dieselbe Idee durch die verbrecherische Tullia in den Besitz der höchsten Macht gesetzt, Tullia ihrerseits als Nachahmerin Tanaquils dargestellt. Hier liegt also eine Grundanschauung, der weibliche Ursprung der höchsten Staatsgewalt, uns vor. Ist dies ein

römischer Gedanke? Niemand wird es behaupten. Vielmehr gibt sich ein solcher Gegensatz zu den staatlichen Prinzipien Roms zu erkennen, daß erst in der späteren Kaiserzeit mit dem Eindringen orientalischer Vorstellungen einige Analogien sich entdecken lassen. Auch die hellenische Welt bietet keinen Anknüpfungspunkt dar. Dagegen strömen in der asiatischen Mythengeschichte die Parallelen in solcher Anzahl uns zu, daß ein Zusammenhang der römischen und der orientalischen Anschauungen sogleich sich auferlegt. Die Königssagen der asiatischen Dynastien zeigen mehr als eine Tanaquil. Soweit der assyrische Kulturkreis reicht, so weit wird die Erteilung der Krone als die Tat eines Weibes aufgefaßt. Die drei Völker, auf welche die Überlieferung den Zusammenhang Italiens mit dem Orient vorzugsweise zurückführt ⟨Etrusker, Tyrrhener-Lydier, Sabiner⟩, geben zugleich die beachtenswertesten Parallelen. Sie nehmen in unserer Untersuchung billig die erste Stelle ein. Darauf folgen die Traditionen der Karer und Myser, Aramäer und Phönikier, Perser und Assyrer. In den mythischen Formen herrscht großer Wechsel, die Idee bleibt stets dieselbe. Diese Übereinstimmung so vieler Völker beweist, daß die Annahme eines weiblichen Ursprungs der Königsmacht zu den unterscheidenden Kennzeichen einer großen geschlossenen Kulturperiode gehört.

Die Grundlage für eine genauere, die Einzelheiten verfolgende Entwicklung der Parallelen ist jetzt gegeben. Wir zeigen weiter, daß auch die charakteristischen Merkmale der asiatischen Königsfrau in Tanaquil sich wiederholen. Drei solcher Eigenschaften treten überall in den Vordergrund: Die Königsfrau der asiatischen Dynastien wird ausnahmslos als Hetäre gedacht, ausnahmslos mit Herakles verbunden und endlich in ihrer buhlerischen Natur stets als Gebieterin des männlichen Genossen aufgefaßt. Gehört nun Tanaquil in die Reihe der asiatischen Königsfrauen, so müssen dieselben Anschauungen in ihrer Sage sich wiederholen. Hier stößt unsere Untersuchung auf eine Schwierigkeit. Die

römische Tradition hat nämlich die Idee des weiblichen Ursprungs der höchsten Gewalt unverändert aufgenommen, dagegen die Erscheinung Tanaquils aller jener Züge entkleidet, mit welchen die orientalische Welt ihre thronverleihenden Frauen ausstattet. Ist nun diese letzte Sagengestalt auch die erste und Tanaquil nie etwas anderes gewesen, als was das entwickelte Römertum in ihr erblickt, so fällt die Parallele, trotz aller Übereinstimmung der großen Umrisse, dahin, und um unsern Beweis ist es geschehen. Man sieht also, daß die Arbeit des Forschers hier in eine neue Richtung gedrängt wird. Er ist genötigt, das seiner Betrachtung unterworfene Denkmal von allen Zutaten, mit welchen es die Jahrhunderte belasteten, zu befreien und das, was an ihm ursprünglich ist, von den später beliebten Änderungen zu sondern. So vollständig auch immer die Umgestaltung eines alten Monumentes nach neueren Ideen sein mag: niemals gelingt es, den Grundplan ganz unkenntlich zu machen und alle Ritzen und Lücken so auszufüllen, daß ein Einblick in die erste Anlage zur Unmöglichkeit wird. In einzelnen Teilen der Tanaquilsage geben sich die hetärischen Ideen und Gebräuche des Morgenlandes unzweideutig zu erkennen. Sie werden von dem Römertum soviel wie immer möglich verdeckt, und im Sinn und Geschmack seiner eigenen entgegengesetzten Anschauung umgedeutet. Aber die Erklärungsversuche reichen nirgends aus und zeigen durch ihre Unzulänglichkeit, daß man aus einem neueren Standpunkte zu erläutern versuchte, was aus einem älteren, ganz verschiedenen Bildungsgesetze hervorgegangen war. Auf diesem Wege gelangen wir von der jüngsten Ideenreihe zu der älteren, von der national-römischen Tanaquil zu der ursprünglichen Gestalt des asiatischen Königsweibes, von dem Gegensatze zu der Übereinstimmung zwischen Ost und West. Dieselbe Frau, die der späteren Zeit als Inbegriff aller matronalen Tugenden erscheint, ist von Hause aus eine Gefährtin der buhlerischen Königsweiber Asiens. Mit nicht geringerer Sicherheit ergibt sich die Konjunk-

tion ⟨Verbindung⟩ Tanaquils mit Herakles. In der historischen Sage hat sie zwar keinen Ausdruck gefunden,. aber die Wahl des Heraklestempels auf dem Quirinal zur Aufstellung des wunderkräftigen Tanaquilbildes und zur Bewahrung seines weiblichen Gerätes erklärt sich aus dem Systeme der assyrischen Religion, welche die Trägerinnen und Verleiherinnen der Königsmacht überall als Heraklesgeliebte darstellt. Wenn an letzter Stelle die gynaikokratische Erhebung des buhlerischen Weibes über den ihr beigeordneten Mann als sicheres Erkennungszeichen des orientalischen Gedankenkreises genannt worden ist, so fehlt dem ursprünglichen Tanaquilbilde auch in diesem Punkte das genaue Entsprechen nicht. Was in der späteren römischen Tradition von dem Gedanken weiblicher Macht und Selbständigkeit noch übrig ist, erscheint nur als Rest älterer, viel weitergehender gynaikokratischer Lebensformen. Tanaquil ist nicht nur innerhalb der Schranken des römischen Eherechts eine imperiosa coniux, »Herrin und Gattin‹, wofür ihr Name bis in späteste Zeiten sprichwörtlich blieb; ihr ursprüngliches Verhältnis zu Herakles ist das der lydischen Omphale zu dem durch buhlerischen Sinnenreiz beherrschten und entwürdigten Mann. Daß das höhere Moralgefühl des Westlandes gegen keine Seite der orientalischen Welt- und Lebensbetrachtung mit größerem Ernst und mehrerer Entschiedenheit auftrat, daß ebenso der auf die Ausschließlichkeit der väterlichen Gewalt gegründete Staatsgedanke Roms einer solchen Tanaquil keine Stelle unter den ehrwürdigen Erscheinungen der Vorzeit einräumen konnte, läßt sich aus der Sorgfalt erkennen, mit welcher alle auf die Omphale-Idee gegründeten Züge des ursprünglichen Bildes übertüncht oder durch Erklärungen neueren Gepräges unkenntlich gemacht worden sind. Aber das durch die früheren Untersuchungen geübte Auge weiß auch hier die Grenzlinie zwischen dem Alten und Neuen leicht zu entdecken und jeder der beiden übereinandergelagerten Ideenschichten das zuzuteilen, was ihr gehört.

Zum Leitfaden bei dieser Untersuchung haben wir nicht das Ansehen des Omphale-Herakles-Mythus in dem Heimatlande der Tanaquil gewählt, obwohl die Beliebtheit dieser Darstellung in Etrurien schon andere zu der lydischen Auswanderungssage zurückgeführt hat; vielmehr knüpfen wir an die sabinische Zugehörigkeit des mit Tanaquils Bild und Geräte ausgestatteten Heraklestempels an, und suchen in den sabinischen Traditionen den Aufschluß über die älteste Bedeutung der Konjunktion mit Herakles. Die Erwartung wird nicht getäuscht. Der ganze Kreis der orientalischen Ideen von einer machtverleihenden, hetärischen, den Mann zur Knechtschaft nötigenden Königsfrau findet sich in den sabinischen Mythen reiner erhalten, als in den Sagen der römisch umgebildeten Tanaquil. Sabinisch sind die Traditionen von der machterteilenden Tarpeia, von Herakles' Buhlschaft mit Larentia, von Floras ähnlichem Verhältnis zu Mars-Herakles und der ersten Gründung ihrer hetärischen Festfeiern, und mit diesen Resten der orientalischen Tradition treten alle jene noch wenig beachteten, stets mißverstandenen Sagenzüge, welche ein zum Amazonentum gesteigertes gynaikokratisches Prinzip für die sabinische Familie unwiderleglich dartun, in die engste Verbindung. Beachten wir nun die Tatsache, daß den frühen Kulturstufen ein Zwiespalt zwischen den Sätzen des Glaubens und den Prinzipien des zivilen Lebens noch durchaus fremd ist, so ergibt sich, daß das Verhältnis Tanaquils zu dem sabinischen Herakles nur als Unterordnung des Mannes unter die Frau, mithin nach der Idee der lydischen Konjunktion Omphale-Herakles gedacht worden sein kann: ein Resultat, das wir durch die Erläuterung der mit Tanaquil zugleich im Heraklestempel aufbewahrten, später völlig umgedeuteten weiblichen Gerätestücke zur vollen Gewißheit erheben.

Es ist ein dritter Punkt übrig, der der Erledigung harrt. Jener Herakles, mit welchem Tanaquil in Konjunktion gesetzt wird, muß dem assyrischen Belos-Herakles ebenso ent-

sprechen, wie Tanaquil der assyrisch-lydischen Buhlerin, soll die Parallele nach allen Seiten hin unanfechtbar dastehen. Nun heißt der sabinische Tanaquilgenosse mit einheimischem, dem Heiligtum auf dem Quirinal stets gebliebenen Namen Semo Sancus Dius Fidius, und so formuliert sich die zunächst zu erörternde Frage dahin: ist die Gottheitsidee, welche die Sabiner, nach ihnen die Römer, mit Semo Sancus verbinden, derjenigen des assyrischen Belos-Herakles an die Seite zu stellen oder von ihr verschieden? In dem ersteren Falle erhält nicht nur die Identität der römischen Konjunktion Tanaquil-Herakles mit der lydisch-assyrischen Omphale-Herakles oder mit entsprechenden Verbindungen ihre Bestätigung, sondern wir erreichen überdies die Gewißheit, daß außer dieser einzelnen asiatischen Tradition das Ganze des orientalischen Herakles-Systems auf Italien überging; — im zweiten sehen wir unsere frühere Beweisführung durch den begründeten Einwand, sie ruhe bloß auf einer äußeren Namensübereinstimmung, nicht auf der sachlichen Identität des sabinischen und lydischen Gottes, entkräftet. Die große Sorgfalt, welche wir auf dieses Stück vergleichender Religionsforschung verwenden, ist also durchaus gerechtfertigt. Man wird finden, daß die gewöhnliche Behandlungsweise mythologischer Stoffe hier, als durchaus unzureichend, völlig aufgegeben ist. Wir haben es nicht nur mit den Sachen und der möglichst vollständigen Sammlung der darauf bezüglichen alten Zeugnisse, sondern überdies und ganz vorzugsweise mit den Ideen und der Ideenvergleichung zu tun. Es handelt sich darum, erst für den assyrischen Herakles die Stelle aufzufinden, welche er in dem Systeme der Belos-Religion einnimmt, und die verschiedenen Stufen, auf welchen die reinste Heraklesidee in immer fortschreitendem Abfall von der ersten Auffassung zu der Annahme eines dem Sinnenreiz des Tellurismus erliegenden, von der Buhlerin geknechteten Helden herabsinkt, anschaulich zu machen; — dann aber den erkannten Gedankenkreis mit dem des sabinischen Semo Sancus Dius Fi-

dius zu vergleichen und diese Parallele so durchzuführen, daß eine direkte und unvermittelte Abhängigkeit des sabinisch-römischen von dem assyrisch-phönikischen Gotte zur Gewißheit wird. Nirgends sieht sich die Fähigkeit, in ganz ungewohnte Gedankenkreise einzudringen, auf eine schwerere Probe gestellt.

Nirgends aber auch wird die Mühe des Suchens durch ein reicheres Finden belohnt. Die dunkelsten Teile der italischen Religion erhalten ein Licht, das aus dem Standpunkte der hellenischen, durchaus abgeleiteten und in allen Stücken verkümmerten Heraklesidee sich nicht gewinnen läßt und auch bis heute nicht gewonnen worden ist. Ebenso sehen wir das sabinische Volk in die Reihe der bedeutendsten Träger des Orientalismus Italiens eintreten und einen Zusammenhang mit dem etruskischen Heraklidentum gewinnen, der wohl auch früher schon — und zwar von O. Müller — angedeutet, bis heute aber unserm wissenschaftlichen Bewußtsein ferngeblieben ist. Endlich wird nun erst die Parallele Tanaquils mit den Königsfrauen der Sagen des assyrischen Kulturkreises durch die entsprechende ihres männlichen Genossen in Rom und in Asien ergänzt und so der Beweis für die Geschichtlichkeit einer orientalischen Kulturperiode Italiens zu seinem Abschluß gebracht. Ein einziges Sagendenkmal hat uns zu diesem Resultate geführt. Orientalische Ideen in solchem Umfange setzen aber die Anwesenheit orientalischer Völker auf italischem Boden, die tiefen Wurzeln, die die Gedanken hier schlagen, eine lange Dauer der assyrischen Kulturperiode voraus. Die Halbinsel des Apennin erscheint als Kolonialland Asiens lange bevor sie für das erstarkende Hellenentum dieselbe Bedeutung erhält. Zu jeder Zeit bietet Italien die gleiche Erscheinung dar. Es ist die letzte Zufluchtsstätte der anderwärts erliegenden Kulturen, der untergehenden Ideen, der besiegten Parteien. Die religiösen Elemente eignet es sich am tiefsten an, und diese behalten unter seiner Hut eine Bedeu-

tung, welche das Hellenentum auch in der Zeit seines größten Einflusses nicht zu vertilgen vermag.

Die völlige Abhängigkeit der römischen Sagengestalt von dem orientalischen Urbilde einer Königtum verleihenden Aphrodite Mylitta gab bei jedem Schritte unserer Untersuchung mit vermehrter Anschaulichkeit sich zu erkennen. In dem Beweise, dem unsere vergleichende Forschung dient, läßt sich keine Lücke mehr entdecken. Aber erwünscht muß es sein, seine Richtigkeit einer Probe zu unterwerfen. Zu einer solchen ist uns das erforderliche Material erhalten. Es liegt in dem zweiten Sagenkreise, der sich um Tanaquil gebildet hat, nämlich in den Geburtsmythen des Königs Servius Tullius, die wir in der zweiten Abteilung einer genauen Prüfung unterwerfen. Ist nämlich Tanaquils Geltung als thronverleihender Frau in letzter Zurückführung ein Ausdruck der assyrischen Mylittenidee, so kann ihre Stellung zu der Geburtssage auch nur in den Grundsätzen und Gebräuchen des Mylittenkults wurzeln. Beide Traditionen sind so enge miteinander verwoben, daß sie notwendig aus einem und demselben Prototyp hervorgegangen sein müssen. Woraus folgt, daß die Richtigkeit des Resultats, womit unsere erste Untersuchung schließt, durch die Ergebnisse der zweiten entweder außer Zweifel gesetzt oder umgestoßen wird. — Zwar kann nach allem, was die frühere Forschung zutage fördert, der Zusammenhang einer der verbreitetsten Sagen der römischen Königszeit mit der assyrischen Religion, dem Kulte einer in zügellosem Hetärismus sich kundgebenden Naturmutter, nicht mehr überraschen. Was aber auch jetzt noch alle Erwartung weit hinter sich zurückläßt, ist die Wahrnehmung, daß gerade diejenige Sakralübung, welche jener aphroditischen Auffassung des weiblichen Prinzips ihren ausgelassensten, dem gemäßigten okzidentalen Geiste am meisten widerstrebenden Ausdruck leiht, als das nächste, alles einzelne bestimmende Prototyp der römischen Serviussage auf das un-

zweideutigste sich zu erkennen gibt. Der zweite Mythenkreis, in dem Tanaquil auftritt, ist in der Tat nichts anderes, als die Historisierung jener sakaiischen Festübungen, die wir als den vollendeten Ausdruck des niedrig sinnlichen Mylittenrechts in der ersten Abteilung bei der Darstellung des Aphroditismus der asiatischen Königsfrauen näher betrachten. Die charakteristischen Züge der römischen Sage sind charakteristische Auszeichnungen der hetärischen Sklavenfeste Babyloniens und Assyriens, die Funktionen, welche Tanaquil erfüllt, Nachbildungen jener, die der göttlichen Sakaienkönigin zugewiesen werden. Zurückgeführt auf dieses Vorbild lösen sich die zahlreichen Widersprüche der römischen Sage. Das anscheinend Unvereinbare gewinnt Zusammenhang, das Auffallende die Rechtfertigung völlig gesetzmäßiger Bildung. — Im Laufe der vielen Untersuchungen, die sich hier aneinanderreihen, wiederholt sich eine Tatsache, die schon aus den Parallelen der ersten Abteilung uns entgegentritt. Was in Italien bruchstückweise, in aufgelösten und zerstreuten Fragmenten, endlich vielfach überarbeitet sich darstellt, liegt in dem Oriente lückenloser, zusammenhängender, erkennbarer und in reiner Ursprünglichkeit uns vor. Nur dem vollständig erhaltenen asiatischen Exemplare haben wir es zu danken, wenn nun das Zerstreute sich ordnet und wir die Stelle finden, wo jede Scherbe ursprünglich hingehörte.

Durch diese Vergleichung sicher geleitet, können wir mit Gleichmut auf die Unbrauchbarkeit der römischen Erläuterungsversuche selbst hinblicken. In unserer Untersuchung dienen sie dazu, den Gegensatz der nationalrömischen Denkweise zu der früheren Ideenwelt recht deutlich zu machen. Eine viel größere Wichtigkeit für den nächsten Gegenstand der Forschung besitzt eine Klasse kultlicher Traditionen, die, wie alles mit religiösen Festgebräuchen Verknüpfte, dem umgestaltenden Einfluß neuer Zeitideen wenig ausgesetzt war. Die Abhängigkeit der servianischen Geburtssagen von den Sakaienzeremonien verliert nämlich nur dann jene

Rätselhaftigkeit, die noch immer an ihr haftet, wenn es uns gelingt, die Einbürgerung sakaienartiger Feste in Italien und zunächst in Rom selbst nachzuweisen. Wie hätte der Volksgeist Italiens seine Vorstellungen von der Geburt des geliebten Königs nach einem religiösen Prototyp gestalten können, das ihm nicht aus eigener Übung bekannt war?

Was unsere Mythologien bieten, geht nicht über die Kenntnisnahme des Tatsächlichen hinaus. Weder die schöpferische Grundidee noch der Ursprung werden ermittelt, und so bleibt alles in Rätsel gehüllt. Beachten wir zunächst die bedeutende Zahl sakaienartiger Feste in Rom und Latium. Da gehen die Nonae caprotinae, die Quinquatrus minores, die Tubilustrien, die Floralien, die Tage der Anna Perenna und der am Tiberufer außerhalb der Stadt verehrten servianischen Fortuna an uns vorüber. Ist mit der alten Idee auch der alte Geist aus ihnen gewichen und das große Ansehen, dessen sie sich noch in sehr neuen Zeiten erfreuten, hauptsächlich eine Folge des Reizes, den lärmende, der Ausgelassenheit günstige Volksvergnügen zu jeder Zeit auf die Masse des geringen wie des vornehmen Pöbels ausüben: so hindert doch das alles nicht, die Sakaienanlage überall mit Sicherheit zu erkennen. Berücksichtigen wir ferner die reiche innere Ausbildung der Kultusgebräuche selbst. Sie entfernt sich von dem orientalischen Vorbilde hauptsächlich infolge der Unterdrückung solcher Übungen, die dem gemäßigten Geiste des Okzidents gar zu anstößig erschienen. Nehmen wir zu diesen beiden Auszeichnungen noch eine dritte hinzu, nämlich die Mannigfaltigkeit bedeutender Mythen, in welchen teils der Ursprung der Kulte dargelegt, teils die Rechtfertigung einzelner auffallender Festgebräuche versucht wird, so ergibt sich für die Herstellung der Parallele ein Material, wie es reicher, zusammenhängender und zuverlässiger nirgends zu Gebote steht.

Das schließliche Ergebnis aller in der zweiten Abteilung enthaltenen Forschungen ist folgendes: König Servius, der

Gründer der römischen Gemeinde, der Urheber der Volksfreiheit, ist nach der Auffassung seiner dankbaren Zeitgenossen ein Sprößling jener hetärischen Sklavenfeste, in welchen die Völker des assyrischen Kulturkreises die Rückkehr der Menschen zu den Geboten der großen Mutter des Lebens, zu Freiheit und Gleichheit aller, mit taumelnder Begeisterung feiern. In dieser Idee vereinigen sich alle Sagenwendungen, in ihr finden alle, auch die rätselhaftesten, Angaben ihre Aufklärung. Die über Leben und Thron nach Willkür verfügende Hetäre, welche wir in der Königsfrau des ersten Tarquinius erkannten, ist keine andere, als die in der vollen Zügellosigkeit des üppigen Naturlebens aufgefaßte, buhlerische Sakaiengöttin, welche in der Geburtsgeschichte noch als Pflegemutter und Gönnerin des Knaben Servius auftritt. Die Funktionen, die sie dort und hier erfüllt, entspringen aus demselben Religionssysteme und zeigen den gleichen Grundgedanken, wenn auch zu zwei verschiedenen Konsequenzen entwickelt. Der Volksgeist, welcher der Sage ihre Gestalt lieh, ist hier, wie in allen seinen Bildungen, durch und durch folgerichtig. Er übt eine Gesetzmäßigkeit, die mit jener der Naturschöpfungen wetteifert, und offenbart auch hierin die primitive Kulturstufe, über welche er sich noch nicht zu erheben vermag.

In den bis jetzt resumierten Untersuchungen wird der Beweis des orientalischen Ursprungs der Tanaquilmythen ohne alle Einmischung von Etymologien und Wortvergleichungen durchgeführt. Es liegt uns alles daran, die Parallele ausschließlich durch die Übereinstimmung der Ideen zu begründen. Nunmehr aber, nachdem dies Ziel als erreicht betrachtet werden darf, gewinnt die Frage, ob der sachlichen Analogie auch die der Götterbezeichnungen entspreche, ein sehr naheliegendes Interesse.

Auf diese sprachlichen Exkurse folgt, als letzte Untersuchung unserer zweiten Abteilung, die Betrachtung der Geburtsmythen des spartanischen Königs Demaratos. In diesem Fürsten besitzt die lakedaimonische Geschichte eine dem römi-

schen Servius Tullius analoge Persönlichkeit. Unsere Aufgabe besteht hier darin, alle Einzelheiten des von Herodot mit der größten Genauigkeit ausgeführten Mythus auf die Ideen der Herakles-Belos-Religion zurückzuführen und so zu zeigen, daß die spartanische so wenig wie die römische Geburtssage in irgendeinem ihrer Detailzüge auf freier Erfindung beruht, daß vielmehr jeder mit der Regelmäßigkeit einer Naturbildung von der kultlichen Volksanschauung hervorgebracht wurde. Indem wir so verfahren, entwickelt sich die spartanisch-römische Parallele und ihrer beiden Glieder Anschluß an das asiatische Prototyp ganz von selbst. Alle Erscheinungen, mit welchen die Analyse der servianischen Geburtssagen uns vertraut machte, gehen nochmals an uns vorüber. Die Vorstellungen von der mütterlichen und der väterlichen Abstammung sind dieselben. Unter verschiedenen Ausdrucksformen entdecken wir auf jedem Schritte die Gedanken des italischen Mythus.
So wird uns ein volklicher Zusammenhang Spartas einerseits mit dem asiatischen Ostlande, andererseits mit dem italischen Westen nahegelegt, und der Wert, ja die Unentbehrlichkeit der darauf bezüglichen Tradition erkennbar. Denn das, was die Mythenvergleichung schließen läßt, wird von dem Altertum als historischer Glaube bezeugt. Dasselbe sabinische Volk, das wir als einen Hauptträger des Orientalismus in Italien kennenlernten, und mit dessen Stammgotte Semo Sancus Tanaquil, des Servius göttliche Schützerin, in dem Verhältnis der engsten Vertrautheit steht: dasselbe wird mit dem asiatischen Heimatland des Sakaiendienstes, zugleich aber mit Sparta, der Heimat des Demaratosmythus, in Verbindung gesetzt. Dadurch kehrt eine Untersuchung, welche mit den Tanaquilmythen gar keinen Zusammenhang zu haben scheint, zuletzt wieder zu denselben zurück.

Fortan widmen wir unsere ungeteilte Aufmerksamkeit der Darstellung des Schicksals, welchem die orientalische

Tradition auf italischem Boden verfällt. Diese Untersuchung, der Gegenstand unserer dritten Abteilung, ist dazu bestimmt, den zweiten der beiden mächtigsten Faktoren, auf welchen die menschliche Kulturentwicklung ruht, in seiner ganzen Bedeutung zum Bewußtsein zu bringen. Haben wir bisher gesehen, daß das italische Volk orientalische Ideen und Gebräuche im weitesten Umfange bei sich aufnahm, so werden wir uns jetzt überzeugen, daß seiner rezeptiven Kraft die Macht der Umbildung aller aus der Fremde zugeführten Elemente und der Unterwerfung derselben unter sein eigenes Denkgesetz vollkommen entspricht. Was kann es in der Tat Merkwürdigeres geben als die Metamorphose der asiatischen Königsfrau, der Gefährtin amazonischer Buhlerinnen von Omphales Geltung, der durch unzüchtige Geschlechtsfeiern verehrten Sakaienmutter Anais in Tanaquil, wie sie uns die römischen Schriftsteller schildern, wie wir sie seit den Bänken der Lateinschule unserm Geiste eingeprägt haben, jenes Vorbild aller matronalen Tugend und Würde, entkleidet jeder Spur hetärischen Hanges, jedes Anklangs an amazonische Überhebung, den vollendeten Ausdruck der sittlichen Auffassung eines reinen Familienlebens. Und ist die Umbildung einer Schöpfung der inneren Glaubensanschauung zu einer historischen Persönlichkeit, religiöser Ideen und Gebräuche zu einem Gewebe menschlicher Verhältnisse und Schicksale ein weniger überraschender Gedankenprozeß?

Unsere Aufgabe kann hier nicht darin bestehen, das Geheimnis dieses Geschichtsganges selbst erläutern und den Schleier, welcher die Lebensentwicklung der Menschheit bedeckt, heben zu wollen. In das Innere des Wachstums vermag weder auf dem geschichtlichen noch auf dem physischen Forschungsgebiete irgendein menschliches Auge einen Blick zu tun, und auch mit den allgemeinen Erfahrungen, wonach jedes Ding mit dem Boden seine Art ändert, jedes Gewächs in einem neuen Erdreich seiner Frucht einen neuen Geschmack leiht, und manches mehr als

einmal den Himmelsstrich wechseln muß, bevor es zu vollkommener Entwicklung gelangt, wird die Erkenntnis dieser Phänomene nicht gefördert. Wir vermögen nur eines: die Tatsache der Verwandlung selbst zu konstatieren und in die Reihe unserer wissenschaftlichen Erfahrungen einzuführen. Um dieses Ziel vollkommen zu erreichen, genügt es aber nicht, die Gegensätze der orientalischen und der okzidentalischen Tanaquilauffassung nebeneinanderzustellen; vielmehr ist zu zeigen, daß der jüngere Gedanke aus dem älteren durch einen natürlichen Umformungsprozeß hervorgegangen sein muß. Um der größeren Klarheit willen sondern wir die zwei Richtungen, in welchen die Metamorphose sich vollzieht.

An erster Stelle nimmt die Verwandlung der hetärischen Königsfrau Asiens in das Vorbild aller matronalen Tugenden unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier zeigen wir zuerst, wie trotz der Verdrängung des hetärischen Gedankens die Auszeichnungen der orientalischen Buhlerinnen in der römischen Tanaquil sich noch erkennen lassen, wie folgeweise die letzten Ideen nur im Lichte der ältesten ihre volle Verständlichkeit finden. Als Omphale, die in gynaikokratischer Überhebung den Mann knechtet und zum Weibe erniedrigt, konnte Tanaquil in dem Gedächtnis und der Ehrfurcht des römischen Volkes sich nicht festsetzen. Buhlschaft und Amazonentum werden aufgegeben. Was übrigbleibt, ist folgendes: Die sagenberühmte Frau der Königszeit wird als die Schützerin und Vertreterin der mütterlichen Rechte gegenüber den Ansprüchen des Mannes auf schonungslose Geltendmachung des ihm von dem positiven Zivilrechte eingeräumten imperium, der »Herrschaft«, über Gattin und Familie angesehen und in dieser Geltung um so höher geachtet, je vollständiger der staatliche Gesichtspunkt die Maternität ausschließt. In derselben Weise umgedeutet behält auch die Konjunktion mit Herakles ihre Bedeutung. Jeder Gedanke an eine auf den Mißbrauch der körperlichen Reize gegründete Knechtung des Mannes wird

aufgegeben: was bleibt, ist der Ruhm und das Ansehn, welches einer auf treue Erfüllung der häuslichen Pflichten sich stützenden Matronalität von Seite des Mannes gebührt. Tanaquil, mit Spindel, Rocken und Sandalen im Tempel des Dius Fidius aufgestellt, gilt nun der Römerin als das Sinnbild des Schutzes, welchen der Rächer jeglicher Unbill dem pflichtgetreuen Weibe gegen die Ausbrüche der männlichen Roheit gewährt. Erhalten ist die traditionelle Konjunktion: aber Rom erfüllt sie mit seinem eigenen Geiste und erklärt sie im Sinne seiner höheren Moralität. Endlich ist die in den Sakaien ausgesprochene Anerkennung des Grundsatzes allgemeiner Freiheit und Gleichheit unter den Menschen, den Kindern einer Mutter, auch aus der neuesten Auffassung Tanaquils nicht verschwunden. Zwar konnte die niedrig sinnliche Ausdrucksform, welche Asien jener Idee lieh, bei dem römischen Volke sich nicht erhalten: aber als Vertreterin des natürlichen Rechts der dienenden Klassen gegenüber den Härten der staatlichen Satzung blieb die Pflegemutter des Sklavenkindes der Volkserinnerung zu allen Zeiten teuer und wert. Je entschiedener der hetärische Aphroditismus aus ihrem Bilde verschwindet, um so nachdrücklicher wird der Gedanke der edleren Liebe und der in ihr wurzelnden Aufopferung mit der Erscheinung der ursprünglichen Sakaienmutter Asiens verbunden. Sie ist überall die Vertreterin des humanen Elementes inmitten einer durch die Strenge der positiven Staatsordnung geknechteten Gesellschaft.

Wir verweisen darauf, wie auch die übrigen Gestalten einer ursprünglich sakaiischen Anlage zu derselben Bedeutung hinübergeleitet wurden, wie das Volk auf Tutela-Philotis, die Anführerin ihrer Schicksalsgenossen an den Nonae caprotinae, auf die phönikische Anna von Bovillae, die gütige Pflegerin des hungernden, seine Freiheit fordernden Plebejats, mit keinen anderen Gefühlen hinblickt, als auf Tanaquil und Okrisia, wie endlich das Bewußtsein einer an den Muttergottheiten durch die Strenge des staatlichen

Rechts begangenen Sünde in Kultusgebräuchen, Mythen und selbst in völlig historischen Ereignissen vielfältig sich ausspricht. Von den Sühnfesten solcher Art sind die hetärischen Auswüchse, mit welchen Asien seine Sakaien verunstaltet, meist völlig, wenn auch nicht immer ganz — man denke an die sabinischen Floralia — gereinigt; aber der Gedanke einer zeitweisen Rückkehr zu dem Glücke der älteren naturgemäßen Sozialordnung sucht noch immer in traditionellen Formen seinen Ausdruck. Wir sehen also, die Ideen und kultlichen Gebräuche des Orients werden in Italien nicht abgetan, sondern auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt. Das üppigere Asien, das der Welt alle Religionen gegeben, empfindet tiefer und leiht seinen Naturgefühlen einen erhitzteren Ausdruck. In dem schon an sich unproduktiven Westen wird alles abgekühlt, alles einer edleren Lebensbetrachtung dienstbar gemacht und so umgestaltet zur Fortdauer inmitten einer ganz geänderten Geisteswelt befähigt.

Wir dürfen einen so merkwürdigen Gedankenprozeß nicht ohne Parallele lassen. Hat er auch durch die bisher resumierte Untersuchung viel von seiner anfänglichen Rätselhaftigkeit verloren: ganz in unser wissenschaftliches Bewußtsein vermag er nur dann sich einzuwirken, wenn eine analoge Erscheinung seine Gesetzmäßigkeit nachweist. Es ist gewiß keine der geringsten Überraschungen in unserm an unerwarteten Ergebnissen reichen Buche, daß wir die gewünschte Parallele nicht etwa auf einem fernliegenden, wenig eingreifenden Forschungsgebiete, sondern in einem der bedeutendsten Teile des Sakralrechts finden. Kein Priestertum erscheint so national als der Flaminat, keine Sakralsatzung so ursprünglich und so rein römisch, wie die der drei großen Flaminate, die in dem ordo sacerdotum, ⟨der römischen Priesterschaft⟩, die erste Stelle, selbst vor den Pontifices, einnehmen. Und doch ist diese Autochthonie Täuschung. Gleich Tanaquil und ihrem Mythenkreise zeigt der Flaminat mit seinem Zeremoniell den orientalischen

Ursprung sowohl durch die Göttertrias, welcher er angehört, als durch eine große Zahl von Zeremonialbestimmungen, die jeder Erklärung aus römischen oder hellenischen Ideen sich entziehen. Aber noch mehr. Das römische Priestertum und seine Satzung entspringt mit Tanaquil und ihrem Mythenkreise demselben Belos-Herakles-Systeme, das wir aus der früheren Untersuchung in seinen höchsten und tiefsten Stufen kennenlernten. Alles, womit wir uns in den beiden ersten Abteilungen bekannt machten, tritt von neuem hervor. Der Prinzipat des Muttertums, seine hetärische Auffassung, die Investitur ⟨Machtbeleihung⟩ des Mannes durch das ihn überragende buhlerische Weib, die Konjunktion einer in Omphales Natur gedachten Herrscherin mit dem als Heraklesgeweihter aufgefaßten männlichen Genossen: jeder dieser charakteristischen Züge der assyrischen Heraklesreligion ist in dem ursprünglichen Verhältnis der Flaminica zu dem Flamen wiederzuerkennen, jeder der Ausgangspunkt von sakralen Bestimmungen, für welche die dem Orientalismus entwachsene spätere Zeit keine zutreffende Erklärung mehr zu finden vermag. Aber diese traditionellen Elemente entgehen dem Schicksale der Neugestaltung ebensowenig, als die dem Tanaquilmythus zugrunde liegenden. Auf italischem Boden wird das Alte mit neuem Geiste erfüllt und dadurch etwas ganz anderes. Aus einem Weibe von Omphales Geltung wird die Flaminica das Vorbild der römischen Matrone, ihrer Tugenden und ihres Ansehens. Vertilgt sind alle Spuren des hetärischen Amazonentums: was übrigbleibt, ist die hohe Selbständigkeit, welche die Flaminica in ihrem ehelichen Verhältnisse zu dem Flamen bewahrt, und die gleich Tanaquils ähnlicher Geltung als eine Bürgschaft für die Unverletzlichkeit des treuen Weibes gegenüber den strengen Satzungen des Zivilrechts von allen Matronen mit Freude und stolzem Selbstgefühl betrachtet wird. Die Parallele ist eine vollständige.

Eine Erfahrung von weitestem Umfange liegt in der nun

erkannten Wahrheit, daß ohne die Beachtung der Kraft, welche eine bewußte Reaktion gegen unerträglich gewordene fremde Gedanken verleiht, die Strenge so mancher römischen Bestimmungen sich nicht erklären und nicht würdigen läßt. Wir reden so oft von einer angeblichen historischen Ausstattung des römischen Volkes, und bedenken nicht genug, daß das, was wir mit diesem inhaltlosen Worte zu erklären wähnen, zum größten Teile die Frucht eines Kampfes ist, ohne welchen ein Volk ebensowenig wie ein einzelner Mensch je zur Vollentwicklung seiner Kraft und seiner Eigenart zu gelangen vermag. Entfernen wir in Gedanken den Orientalismus aus Roms Umgebung, vergessen wir die tiefen Wurzeln, welche ihm auf italischem Erdreich die Jahrhunderte liehen: wie steht es alsdann um unsere Einsicht in die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Tiberstadt ihren Staatsgedanken über die religiösen Gebote, die Paternität über das Muttersystem, die dotale ‹Mitgift›Ausstattung über den Selbsterwerb des Mädchens durch Prostitution der Leibesblüte zu erheben, endlich die mosaische Ritualstrenge in den Satzungen über das Verhalten und Auftreten der Flaminica zu handhaben stets bemüht war? Es fehlt uns das, was jedes Extrem voraussetzt, jedes zu seinem Verständnis nötig hat, das entgegengesetzte, das durch seine Schroffheit unsern Widerstand weckt und den nicht weniger schroffen Puritanismus aus sich hervorbringt.

Es ist kein Paradoxon, sondern eine der größten Wahrheiten, daß die Entwicklung unseres Geschlechts nur im Kampfe der Gegensätze sich vollzieht. Die Geschichte der Taten und Meinungen bietet der Belege die Überfülle. Sollte das römische Volk, dem so wenig Theorie, so unendlich viel Lebenserfahrung zu Gebote steht, das einzige sein, das hierin nicht klar gesehen hätte? Täusche ich mich nicht, so ist das populärste aller römischen Bücher mit meiner Auffassung der Geschichte des Flaminats und überhaupt der Schicksale des Orientalismus auf italischem Boden

vollkommen im Einklang. Wer wollte mir wehren, bei dieser alten Autorität einige Zeit zu verweilen? Virgil stellt in seinem ganzen Epos Äneas als Flamen, Dido als Flaminica dar. Es genügt ihm nicht, der römischen und der karthagischen Nationalgestalt einen geweihten Charakter zu leihen und hinter diesem den staatlichen ganz verschwinden zu lassen: das erste und höchste aller Priestertümer ist dasjenige, welches er seiner Darstellung überall zugrunde legt. Da nun Äneas sowohl als Dido ganz in dem Oriente wurzeln, ja nach Virgils Auffassung durch das verwandtschaftliche Verhältnis der Tyrier und Troer unter sich nahe verbunden sind, so muß der Dichter dem Flaminate einen vorrömischen asiatischen Ursprung beigelegt haben.

Entscheidend ist die Episode von der Begegnung in Karthago. Sie zeigt, wo die früher verbundenen Kulturwege sich scheiden. Die Tyrierin erscheint ganz in der Natur des orientalischen, auf Knechtung des Mannes durch buhlerische Künste bedachten Königsweibes. Was sie Äneas gegenüber beansprucht, ist die Herrschaft, welche Omphale über Herakles, Semiramis über Ninos, Delila über Simson besitzt, das alte Recht, das Asien der hetärischen Frau über Leben und Thron des Mannes einräumt. Beschuldigt Dido den flüchtigen Buhlen der Treulosigkeit, so ist dieser Vorwurf vom Standpunkte des traditionellen asiatischen Rechts durchaus begründet, und einen andern kennt die Tyrierin nicht. Äneas dagegen vertritt eine neue Lebensbetrachtung, diejenige, zu welcher Rom die Menschheit zu erheben berufen ist. Wurzelt er mit seiner ganzen Vergangenheit in Asiens Kultur und, kraft seines Heraklescharakters, in derselben Religionsidee, aus welcher die Tyrierin ihr Recht ableitet: sein Blick ist doch ganz auf die neue Heimat und auf das kommende Weltalter, dem er nach höherem Beschluß die Entstehung geben soll, gerichtet. Keine weiche Erinnerung, keine Rücksicht auf die Gemeinsamkeit des asiatischen Ursprungs vermag ihn wankend zu machen. Vor dem römischen Nationalhelden sinkt der Thron der orientalischen He-

täre, den Kleopatra-Isis von neuem aufrichten möchte, in Trümmer. Die Pyra der assyrischen Sakaien, die den Zoganes mit seinem Urbild Herakles vereinigen soll, verzehrt die besiegte Dido, Äneas wird nur in lebloser Nachahmung verbrannt. Hier also liegt der Wendepunkt. Auf dem Untergang des alten Flaminats erbaut sich der neue. Äneas führt diesen zum Siege, Dido versucht umsonst, jenen auch im Westen zur Herrschaft zu bringen. Aus einem Weibe von Omphales Ansprüchen wird die Flaminica in Latium zu der reinen Gefährtin des reinen Lichtpriesters; Asiens sinnliche Zeugungsidee gelangt nicht in dies Land, das sich der Weltgeist zur Geburtsstätte eines neuen Weltalters ausersehen.

Virgil gibt diesem Gedanken die weiteste Ausdehnung. Er beschränkt ihn nicht auf die Neugestaltung des *einen* Priestertums. Alles Asiatische geht vor der Ankunft des troischen Helden an der Tibermündung zugrunde. Die Reihe der assyrischen Vorfahren, Dido selbst, die buhlerische Königsfrau, wird von Äneas, der auch hier als Herakles' Ebenbild auftritt, in dem cumäischen Totenreiche aufgesucht. Nur wesenlose Schatten sind sie noch, diese Gestalten der asiatischen Vorzeit. Latium ist für sie und ihre untergegangene Welt keine Stätte abermaligen Gedeihens. Anchises, Kreusa, die Amme Caieta, Palinuros und so manche Repräsentanten orientalischer Ideen gelangen nicht an den Ort der Verheißung. Kirkes, der Buhlerin, verführerische Wohnung wird gemieden, und an Äneas' Statt der der Heimat als Knabe entführte Ascanius Gründer des ersten latinischen Reiches. Wer die Äneide um ihrer Gedanken willen liest, findet überall dieselbe Auffassung. Sie hebt die beiden Momente, auf welchen aller menschliche Kulturgang beruht: den Anschluß an den früheren Erwerb der Menschheit und die Fortentwicklung des Empfangenen, mit gleicher Entschiedenheit hervor. Man würde ganz einseitig urteilen, wollte man, wie gewöhnlich geschieht, nur die eine Seite der Frage, den Anschluß des Westlandes an Asien,

ins Auge fassen. Die Emanzipation der römischen Welt aus den Fesseln der orientalischen Tradition ist nicht von geringerer Bedeutung. Ja, das höhere Geschick, zu welchem der im Osten erliegende Orientalismus in dem fernen Westlande berufen wird, bildet offenbar den eigentlichen und wahren Schlußgedanken des ganzen Epos. Rom, auf Asien gegründet, wird dessen endlicher Besieger. Darin liegt der Mittelpunkt der Äneis. ›Hin sank, hin sinke Troja für ewig, selbst mit dem Namen.‹

Hat der Dichter die Geschichte seines Volkes richtig aufgefaßt? Entspricht seine Schöpfung dem Entwicklungsgange der römischen Weltwelt? Leiht sie dem Nationalgedanken einen zutreffenden Ausdruck? Diese Frage liegt dem Gegenstand unserer Untersuchung nicht ferne. Ist das Schicksal der orientalischen Traditionen auf italischem Boden so geartet, wie es die Umgestaltung der Tanaquilgeltung und die entsprechende des Flaminats uns zeigt, so muß die Bewegung der römischen Geschichte überhaupt demselben Gesetze folgen. Wie könnte der Teil anders sich gestalten als das Ganze? Wie die äußere Entwicklung von der inneren sich unterscheiden? Wie die geistige Überwindung des Orients ohne einen in gleicher Richtung durchgeführten Völkerkampf überhaupt nur sich denken lassen? In der Tat bildet die Wechselbeziehung Italiens und des Orients die welthistorische Seite der römischen Geschichte, die endgültige Übertragung der leitenden Kulturmacht aus dem Osten nach dem Westen ihr wesentliches Ziel und größtes Ergebnis. Um diesen Zentralgedanken gruppieren sich alle Hauptwendepunkte.

Durch Jahrhunderte hindurch scheint Italien dazu bestimmt, für immer eine Dependenz Asiens zu bleiben. Auf dem Land- und dem Seewege, über den Hellespont, die Adria, die Iberische Halbinsel erreichen orientalische oder orientalisch gebildete Stämme das Apenninland, welches durch die ungemeine Entwicklung seiner Küsten und Inseln, sowie

durch seine Lage im Zentrum des Mittelmeerbeckens von der Natur zum Sammelplatz der Völker vorbestimmt scheint. Nach der wechselvollen Periode der großen Züge, welche die älteste italische Geschichte ebenso eröffnen wie die der mittleren Zeit, sehen wir die Völker und Religionen Asiens im Besitze des ganzen Landes vom Fuß der Alpen bis in Kampaniens gesegnete Fluren: im Norden wie im Süden den etruskischen Stamm, das für Italien, zumal für Rom, wichtigste Kulturvolk, ausgerüstet mit jenem Übergewicht, welches der Besitz einer uralten überlieferten Bildung stets verleiht, in dem Gebirge der Mitte die Sabiner, mit jenen näher verwandt, als man anzunehmen gewöhnt ist, und eine der wichtigsten Stützen des Orientalismus, in der Westebene das albanische Zentralreich, ein hervorragendes und doch nur ein einzelnes Glied in der großen Kette gleichartiger Gründungen. Sie alle wissen nur von Asien und asiatischem Ursprung. Aus ihrem Schoß geht Rom hervor, schöpft es seine Kräfte und Ideen. Auch die Tiberstadt knüpft ihre Vergangenheit an das unterliegende Asien, nicht an den siegreichen Hellenismus, an und bewahrt diesen Glauben zu einer Zeit, da griechische Herkunft und griechische Kultur den höchsten Ruhmestitel bilden. Die römische Nationalgestalt, der Troer Äneas, ist in seiner Doppeleigenschaft als Mylittensohn und Priesterkönig der echte Ausdruck des theokratischen Asiens, dies zu jeder Zeit geblieben, durch den helleniserten Heros nie verdrängt, wie denn auch nördlich der Tiber die griechische Kolonisation nie Fuß zu fassen vermochte. Enthält die Auswanderung aus Alba nach einer unwirtlichen Sumpfgegend, die am wenigsten zu der Erwartung berechtigte, daß in ihr je etwas entstehen würde, den ersten Versuch der Emanzipation aus traditionellen Fesseln, so leiht doch die Dynastie sabinischer Priesterkönige und, nach ihrer Vertreibung, die der etruskischen Fürsten dem Orientalismus in der zukunftreichen Stadt eine neue mächtige Stütze. Zwar wird von Cicero berichtet, schon in der Zeit der Tarquinier habe die

hellenische Kultur ihren Kampf gegen den Orientalismus auch zu Rom ernstlich eröffnet, zwar beweisen Mastarnas Staatsordnungen, wie reif für den Untergang das frühere Weltalter damals überhaupt war: aber die Serviussage wird dennoch nach einem ausschließlich asiatischen Prototyp gedacht und ausgebildet: zum Beweis, wie innig der italische Stamm den orientalischen Glaubensanschauungen sich hingegeben, wie tief er dieselben ergriffen und im Laufe der Jahrhunderte sich bewahrt hatte. Eine Lehrzeit von ungewöhnlich langer Dauer und an schweren Schicksalen außerordentlich reich ist dem Westland auferlegt und ihm unentbehrlich, soll es zu seinem Berufe, die Menschheit dauernd auf eine höhere Stufe des Daseins zu erheben, genügend vorbereitet werden.

Der erste gewaltige Ausbruch der lange angebahnten Reaktion liegt in dem Sturze des letzten Tarquinius, eines Herrschers von echt orientalischem Gepräge, der von neuem zeigt, was wir so oft bemerken, daß die Geschichte ihre größten Fortschritte den Extremen verdankt. Jeder Schritt der römischen Entwickelung ist ein Sieg der reineren Lebensauffassung des okzidentalischen Geistes. Im Kampfe gegen die Wiederherstellung der etruskischen Dynastie erstarkt der römisch-abendländische Nationalgedanke. Das Volk wird seines Gegensatzes zu den es umringenden Trägern der fremden Kultur, zugleich seiner geschichtlichen Bestimmung immer klarer sich bewußt. Die Vernichtung der asiatischen Elemente ist die Bedingung erst seines Daseins, dann seiner Macht, meist von beidem zugleich.

Daher jene beispiellose Wut, mit welcher alles, was dem neuen Gedanken sich nicht assimilieren läßt, von der Erde weggefegt wird, und jene ebenso ungewöhnliche Zähigkeit und Ausdauer, die, stets auf dasselbe Ziel gerichtet, keine halben Mittel und halben Lösungen kennt. Nichts vermag Porsennas zeitweiliger Erfolg. Er führt weder die Tarquinier zurück, noch gelingt es ihm, Rom zu der Bedeutungslosigkeit eines friedlichen Handels- und Gewerbe-

sitzes herabzudrücken. Wie Alba verschwunden, so fällt Veji, eine Lukomonie nach der andern, in immer weiteren Kreisen jeder Träger des Asiatentums, die durch ihre Nähe doppelt gefährliche üppige Capua, die uns lehrt, mit welcher Verachtung die Geschichte über alle auf Reichtum, Kunst und Verfeinerung der Genüsse stolze Gemeinwesen hinwegschreitet, in einem Jahre die aphroditische Korinth, zweier Welten Vermittlerin, und die phönikische Karthago: sie alle zum Heil der Menschheit, deren Erhebung auf eine reinere Lebensstufe die schonungslose Vertilgung der älteren sensualistischen Zivilisationen und aller ihrer kommerziellen und industriellen Hilfsquellen gebieterisch verlangt. Ihre verlassenen Stätten verkünden gleich den Ruinen des Euphrat- und Tigrislandes den Untergang eines verurteilten Weltalters, manche von ihnen vor den Toren Roms.

Wir werden die Bedeutung der Punischen Kriege nie vollständig würdigen, wenn wir sie nicht mit diesem großen Geschichtsgange in Verbindung bringen. Im Westen sind Asiens letzte Kräfte zum Entscheidungskampfe angesammelt. Soll die europäische Menschheit dem orientalischen Lebensprinzip von neuem und nun für immer verfallen? Das Hellenentum, Asien benachbart, schneller und vollständiger von ihm losgerissen, aber in der einseitigen Verfolgung partikulärer Interessen jedem großen Nationalgedanken bald entfremdet, mehr dem Glanze des Genius als der Größe des Charakters huldigend, daher alles auflösend, was es berührt, zuerst und am gründlichsten sich selbst: dieses Hellenentum erscheint in seinen Heldentaten und kühnen Unternehmungen gegen die Mächte des Orients wie jene Sieger der olympischen Spiele, die nach errungenem Jugendruhme schnell in Vergessenheit sinken. Seine Typen sind Achill, Alexander, Pyrrhos, welche gleich leuchtenden Meteoren an dem Horizonte der Weltgeschichte auf- und untertauchen. Griechenland beginnt das Werk, aber es zu vollenden fehlt ihm die Kraft, die sittliche, welche in der

Geschichte alles entscheidet. Makedoniens unverbrauchte Lebensfülle verwickelt in denselben Ruin die asiatische und die griechische Welt, bald auch sich selbst. Nicht Alexander, wie Lykophron, der Zeitgenosse des Pyrrhischen Krieges, glauben konnte, sondern Rom hat den jahrtausendealten Kampf, den Herodot als leitenden Gesichtspunkt seiner Geschichte zugrunde legt, zum Abschluß gebracht, daher Rom, nicht Griechenland, die Übertragung der Universalmonarchie von dem Osten auf den Westen und damit die Geschichte der alten Welt vollendet. Was ist Marathon, was Salamis und Platää gegen den hannibalischen Krieg? Verschwindend klein gleich den kurzen Jahrzehnten der athenischen Macht neben römischer Ewigkeit. Was bedeuten Agathokles' Kämpfe gegen Karthago in Vergleich mit den römischen? Dem Griechen schien die Unterjochung der phönikischen Stadt ein leichtes Unternehmen, und was hat er erreicht? Karthagos Vernichtung, dieser größte Wendepunkt in den Geschicken der Menschheit, ist das Werk der unter Roms republikanischer Führung geeinten italischen Volkskraft und mehr als irgendeine andere Tat aus dem Innersten des abendländischen Geistes hervorgegangen. In dieser Zeit vollendet die Stadt recht eigentlich ihre geschichtliche Aufgabe. In dieser ist die Beerbung des Orients durch den Okzident für immer entschieden. In derselben steht das siegreiche Geschlecht auf der Höhe seiner sittlichen Erscheinung.

Ohne Bedauern sehen wir die Verluste an Kenntnissen und Erfahrungen jeder Art, welche die Welt durch den Untergang der Königin Afrikas erleidet; haben doch ihre den ganzen Erdteil umspannenden Unternehmungen erst nach dem Ablauf von mehr denn anderthalbtausend Jahren eine späte Wiederaufnahme gefunden: das Schauspiel des Triumphes, den das höhere Sittlichkeitsprinzip der westeuropäischen Menschheit über Asiens niedrige Sinnlichkeit feiert, läßt alle jene Verarmungen vergessen. Inmitten des Entscheidungskampfes treten dem Volke seine asiatischen Ur-

sprünge mit erneuter Lebendigkeit vor die Seele. Zur Rettung Italiens von dem hannibalischen Geschwür wird der formlose Aërolith aus dem phrygischen Heimatlande herübergeholt. Rom, die Aphroditestadt, erschrickt ob der langen Vernachlässigung der Mutter und seiner ausschließlichen Hingabe an das staatliche Prinzip des väterlichen Imperium. Virgil ist nicht der erste und nicht der einzige, der den Punischen Krieg mit dem Äneasmythus in die engste Verbindung bringt und das, was damals geschah, nur als Abschluß einer vor Jahrtausenden begonnenen Entwicklung darstellt. So dachten schon die Zeitgenossen der Scipionen, und wer heute richtig urteilen will, muß gleich weite Zeiträume umspannen, weil der Gang der Geschichte stets auf große Fernen angelegt ist. Wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, denen es meist genügt, wenn sie wissen, was sie essen und trinken, wie sich kleiden, wie sich vergnügen sollen, sind kaum imstande, die Gewalt zu ermessen, welche hohe Ziele einem ganzen Volke verleihen, noch weniger die Bedeutung zu würdigen, welche populäre Traditionen wie die Äneassage für die Entwicklung der Volksgeschichte besitzen. Wir sehen in ihnen literarische Machwerke, betrachten sie als Gegenstände literarischer Streitfragen, halten sie für spät gedichtete Märchen oder mythische Vorbildungen geschichtlicher Ereignisse: dem Altertum sind sie Elemente der Kraft, und gleich unserer Tellsage auf die Gesinnung des Volkes und die Entwicklung seiner Geschichte von maßgebendem Einfluß. Virgils Gedicht ist dem Römer nur darum das beliebteste Volksbuch, weil er in ihm sich, seine Schicksale, seinen leitenden Volksgedanken wiedererkennt.

Nach dem Kampfe mit Hannibal führt Rom nur noch auswärtige Kriege. Was Alexanders östliche, Karthagos westliche Eroberungen auf kurze Zeit gewissermaßen mit Beschlag belegt hatten, wird dauernder Besitz der abendländischen Äneaden. Der höhere Gedanke des Westens auferlegt sich überall kraft seiner inneren Macht, trotz der zu-

nehmenden Korruption seines Trägers. Selbst in dem ungeheuern Waffengetümmel der bürgerlichen Kämpfe verbindet sich mit dem Parteizwecke stets die Weltfrage, ob Orient, ob Okzident? Mit Pompeius, Brutus, Cassius, zumal mit Antonius erliegt der Westen dem Osten, mit ihrem Untergange vollendet sich Asiens Ruin. Nicht dem Buhlen der ägyptischen Kleopatra, so wenig als früher Alexandern, dem die Sage eine ähnliche Begegnung mit der meroitischen Kandake andichtet, sondern dem zweiten Besieger der orientalischen Königsfrau ⟨Oktavian Augustus⟩, dem neuen Orest, der den Vatermord rächt, überliefert der Geschichtsgeist die Ordnung des Weltreichs, von dessen abendländischem Gedanken die heutige Bildung ihren Ausgang nimmt. Fremdartig und unverständlich stehen unserm Bewußtsein alle Kämpfer der orientalischen Welt entgegen. Wir fühlen die Kluft, welche Naturen wie Hannibal, Mithridat, Jugurtha von der unsern trennt. Aber in den Scipionen, Katonen, Juliern lebt europäischer Geist, den wir aufzunehmen vermögen, in ihren staatlichen und rechtlichen Schöpfungen ein Kern von Gedanken, dessen Aneignung uns noch heute möglich, meist Bedürfnis, nicht selten Trost ist.

Rom hat etwas durchaus Neues in die Welt eingeführt. Mit Stolz durfte es auf die Ebene am Ida zurückblicken, denn in dem troischen Ursprung seiner ältesten Geschlechter lag kein Wahn. Aber nicht Troja, nicht das assyrische Heraklidentum war am Tiberufer wiedererstanden, wie der Aiakide Pyrrhos sich zu überreden suchte, vielmehr aus den Trümmern der Ostwelt der neue abendländische Staatsgedanke hervorgegangen. Verständnislos urteilten alle jene, welche dem großen Julier die Absicht der Rückkehr nach dem Ausgangspunkte beilegten. Wohl hatte die Wiege seines Geschlechts in Asien gestanden, aber aus dem Sohne der orientalischen Aphrodite war der Vollender und Herr des abendländischen Reiches geworden. Cäsar ist vorzugsweise der okzidentalische Held, das von ihm gegründete kaiserliche

Rom ganz auf das Abendland gebaut und daher durch zwei Jahrtausende mit ihm vereinigt geblieben. Nicht die abermalige Überlieferung der Menschheit an ein überwundenes Lebensprinzip, sondern die Sicherstellung und Kräftigung des neuen gegen die mächtig vordringende, durch die Hellenisierung des Orients doppelt gefährliche Reaktion der östlichen Gedankenwelt ist fortan die Aufgabe Roms. Durch seine Religionen sucht das Morgenland dem Abendland nochmals sein Joch aufzuerlegen. Welchen Siegeszug feiern nicht Asiens und Ägyptens Muttergottheiten. Bis in die entlegensten Teile der westlichen Reichshälfte wird der okzidentalische Geist von diesem vorzugsweise weiblichen, vorzugsweise hetärischen Pantheon mit einer Macht ergriffen, welche die veräußerlichten Gestalten des griechischen Volkskultus nie auszuüben vermochten. Hatte man einst der ähnlichen Korruption der asiatischen Dionysos-Sandon-Mysterien durch die Verwüstung Italiens zu begegnen als unabweisliche Notwendigkeit erkannt, so kam es jetzt dahin, daß Heliogabal die Wiederherstellung des babylonischen Mylittaprinzips in seiner nacktesten Form und mit allen Folgen des Semiramidentums im Zentrum des Reichs ernstlich zu versuchen wagen konnte. Erscheinungen von Nitokris' Art umgeben die Throne römischer Kaiser und gefährden die Grundlage des Staatslebens. Aber siegreich wird der Angriff bestanden, dank der inneren Macht, die jedes höhere Prinzip zuletzt über alle Niederlagen triumphieren läßt. Zenobia, die palmyrenische Kandake, von Aurelian im Triumphe aufgeführt, verwirklicht den Wunsch Oktavians, den Kleopatras selbstverhängter Tod dritthalb Jahrhunderte früher vereitelt hatte.

Wir, die wir diesen Entwicklungsgang in seiner inneren Gesetzmäßigkeit erkennen, vermögen nun auch die Stellung zu würdigen, welche das größte Ereignis seit der Vertilgung Karthagos, die Zerstörung Jerusalems, zu dem Ganzen der römischen Geschichte einnimmt. Der Untergang des Jehovatempels sichert der Tiberstadt und durch sie dem

Abendlande die Erbfolge in ein neues Prinzipat, das religiöse, und dies zu derselben Zeit, in welcher das Haus der Flavier dem durch die Julier begründeten Cäsarismus seine Vollendung bringt und durch die Niederwerfung des Claudius Civilis den ersten Versuch, dem römischen Reiche ein selbständiges nordisches gegenüberzustellen, vereitelt. Karthagos und Jerusalems Fall sind nicht nur die vorzugsweise tragischen Ereignisse des erstaunlichsten aller Dramen, der römischen Geschichte, sondern auch die zwei wichtigsten Wendepunkte der Weltgeschicke. Wird durch Scipios Tat die politische Emanzipation des Westens von dem Osten auf alle Zeiten gesichert, so verkündet der Flavier Triumph und sein noch heute erhaltenes Denkmal — das bedeutsamste des Altertums ⟨der Titusbogen⟩ — die Befreiung der Religion der Zukunft aus den Banden des mosaischen Orientalismus und die Ansprüche der abendländischen Stadt auf die geistige Beerbung des Morgenlandes. Nicht Byzanz, nicht Antiocheia, weder Alexandreia noch die afrikanische Hippo, sondern Rom tritt an Jerusalems Stelle. Das Christentum wird abendländisch und durch diese Assimilation Rom mit dem Okzident auf ein weiteres Weltalter hinaus so identifiziert, daß alle neuen Kämpfe gegen den Orient als ihr gemeinsames Werk erscheinen.

Wie nun Italien die Innigkeit, mit der es schon in dem früheren Weltalter den aus dem Osten zugeführten religiösen Gedanken bei sich aufnahm und bewahrte, auch dem Christentum gegenüber von neuem offenbart, wie es zum zweiten Male mit der hingebendsten Aneignung des Fremden die entschiedenste Umprägung desselben nach Maßgabe seiner Eigenart verbindet, also daß das Überkommene bald ganz das Aussehen einer nationalen Schöpfung gewinnt, wie es endlich von allen zugebrachten Gedanken den ältesten, den hieratischen und sazerdotalen Typus des orientalischen Geistes, wiederum am längsten, ja bis heute inmitten einer ganz geänderten Weltbetrachtung sich zu erhalten weiß und auf diesem eine Weltherrschaft gründet, die das

dem Evangelium früher befreundete Griechentum nicht zu erreichen vermag: diese Parallele, so belehrend sie sein mag, liegt außer den Grenzen unserer Betrachtung. Genug, daß wir in dem Gange der alten Geschichte die merkwürdige Doppelstellung der Tiberstadt zu dem Oriente, einerseits ihre Abhängigkeit von demselben, andererseits die äußere und innere Überwindung der asiatischen Welt- und Menschenbetrachtung, in derselben Weise, wie sie in den Schicksalen des Tanaquilmythus uns entgegentritt, wiedererkennen. Früher als in unseren Alpen stehen seine siegreichen Heere am Euphrat und Tigris. Die nordische Welt dicht vor den Toren Italiens ist ihm bis zuletzt der verschlossene Kern eines neuen vorgeahnten, aber seinem Verständnis stets entrückten höheren Weltalters. Wenn wir bei dieser allgemeinen historischen Betrachtung hier länger verweilen, als es der nächste Gegenstand unserer Untersuchung zu erfordern scheint, so rechtfertigt sich dies durch den letzten Zweck des Buches. Ist es doch dazu bestimmt, durch die Analyse eines einzelnen Denkmals zur Erkenntnis eines allgemeinen Geschichtsgesetzes hinzuleiten und denjenigen Gesichtspunkt festzustellen, der für die Auffassung des römischen Entwickelungsganges auf allen Gebieten des Lebens der maßgebende und dennoch bis heute ganz vernachlässigte ist.

Bei der Verdrängung des hetärischen durch den matronalen Gedanken bleibt die Umgestaltung Tanaquils auf dem italischen Boden nicht stehen. Der neue Geist des Abendlandes macht sich noch in einer andern Richtung geltend. Tanaquil wird nicht nur aus der buhlerischen Königsfrau asiatischer Dynastien das Vorbild der Tugenden und des Ansehens der römischen Ehegattin: sie verwandelt sich überdies aus einem Gebilde der inneren Glaubensanschauung in eine historische Persönlichkeit. Auch dieser Gedankenprozeß ist geeignet, auf das Wesen der römischen Sinnesart und ihr Verhältnis zu der älteren Kulturstufe Asiens ein neues Licht zu werfen. Der Orient huldigt dem Natur-

standpunkt, der Okzident ersetzt ihn durch den geschichtlichen. Rom insbesondere bringt alles mit seinem Staatsleben in den engsten Zusammenhang. Im Laufe unserer Untersuchung begegnen zahlreiche Beispiele, in welchen der Übergang von der physischen zu der historisch-politischen Betrachtungsweise sich geltend macht. Gleich Tanaquil erhalten die übrigen Gestalten sakaiischen Ursprungs eine Beziehung zu dem römischen Staate und den Wendepunkten seiner inneren und äußeren Entwicklung. Tutela-Philotis sowohl als Anna Perenna von Bovillae verdanken ihr Ansehn nicht mehr dem Naturgedanken Asiens, aus welchem sie mit ihren Kultzeremonien hervorgegangen sind, sondern vorzugsweise dem Einfluß, den sie dem Mythus zufolge auf den Gang der politischen Ereignisse ausübten, und dasselbe zeigt sich auf allen übrigen Kultusgebieten. Kaum läßt ein Tempel, kaum eine auffallende Sakralübung sich entdecken, die nicht aus einer geschichtlichen Motivierung zuletzt all ihr Ansehn schöpfte. Man könnte sich versucht fühlen, in dieser Unterordnung der göttlichen unter die menschliche Idee die letzte Stufe des Abfalls von einem früheren erhabeneren Standpunkte zu erkennen. Und in der Tat, wer möchte leugnen, daß neben den kosmischen, die Gesamtheit des Weltalls umspannenden Ideen der Belos-Herakles-Religion, aus welchen die Vorstellung eines über Leben und Thron gebietenden Weibes hervorging, die vermenschlichte Tanaquil der römischen Tradition mit ihren dem täglichen Leben angepaßten Schicksalen als eine verkümmerte Gestalt, kaum vergleichbar der kolossalen Anlage der orientalischen Denkweise, dasteht. Und dennoch enthält dieser Rückgang den Keim zu einem sehr wichtigen Fortschritt. Denn als solchen haben wir jede Befreiung unseres Geistes aus den lähmenden Fesseln einer kosmisch-physischen Lebensbetrachtung anzusehen.

Die umfassendsten und erhabensten Natursysteme vermögen an geistiger Bedeutung die Anerkennung des Menschen als erster und wichtigster Geschichtspotenz nicht zu erreichen.

Fragen wir: Was hat die Kulturen des Orients jener tiefen Stufe des Sensualismus überliefert, die in der Vergötterung des buhlerischen Weibes sich ausspricht? Was hinwider Rom zu der Überwindung desselben befähigt und mit jener Superiorität ausgerüstet, die sein kolossales Zerstörungswerk als eine berechtigte Tat darstellt? so wird uns niemand widerlegen, wenn wir für jenes die Überlieferung des Menschen an die Herrschaft der Naturkräfte verantwortlich erklären, für dieses dagegen den Bruch erniedrigender Fesseln durch die Erhebung des geschichtlichen Bewußtseins über den Naturgedanken als wesentlichen Grund hervorheben. Auch hier führt Rom etwas ganz Neues in die Welt ein. Der griechische Genius hat auf dem Gebiete, auf welchem er das Höchste leistet, den Zusammenhang mit der äußeren Erscheinung des stofflichen Lebens nie aufgegeben, und darum durch sein Schönheitsideal zu allen Zeiten den Sensualismus geweckt und die ästhetische Beurteilung, den Maßstab sittlich geschwächter Geschlechter, ins Leben gerufen. Roms Zentralgedanke dagegen, die Idee seines geschichtlichen Staates und seines Rechtes, ist von der Materie durchaus unabhängig, daher an sich selbst ein eminent sittlicher Erwerb, und überhaupt das Geistigste, was das Altertum hervorgebracht und dem nachfolgenden Weltalter hinterlassen hat. Von neuem erkennen wir, daß unser okzidentalisches Leben recht eigentlich mit Rom beginnt.

Römisch ist jener Gedanke, durch welchen die europäische Menschheit sich bereitet, dem ganzen Erdball das eigene Gepräge aufzudrücken, der nämlich, daß kein stoffliches Gesetz, sondern nur allein das freie Walten des Geistes das Los der Völker bestimmt. Wenn der Etrusker bekümmerten Sinnes an die Endlichkeit seines Stammes glaubt, so freut der Römer sich der Ewigkeit seines Staates, an welcher zu zweifeln er gar nicht fähig ist. Wenn die Sage von Vejis Untergang den Orientalen zu einem energielosen Fatalismus herabgesunken darstellt, so tritt der Römer selbstbewußt der unbegreiflichen Naturerscheinung gegenüber,

bricht mit dem Gesetz der stofflichen Notwendigkeit und bezwingt die Wasserfülle, die jenen schreckt. Wenn nach demselben Prinzip der Passivität die asiatische Auffassung vor jedem, auch dem unbedeutendsten Phänomen sich demütigt und alle Kraft des Geistes in ängstlichem Belauschen der leisesten Naturregung mutlos verzehrt, so wahrt der Römer die Superiorität des menschlichen Verstandes durch das Recht, jedes Augurium zu verwerfen. Überall betrachtet er sich als den ersten Faktor des geschichtlichen Lebens, erträgt ungern die Fesseln, welche ihm der Naturalismus des Orients auferlegt, macht die Religion mit all ihren Fiktionen dem Staatszwecke dienstbar, und fühlt dabei doch, daß sie seinem wachsenden Ungestüm immer unentbehrlicher werden. Der Grundsatz, daß nicht das erste, sondern das letzte Wort entscheidet, das nie zur Ruhe sich legende Ringen und Kämpfen, in dem wir die Auszeichnung der europäischen Menschheit erkennen, ist mit Rom zur Herrschaft gelangt, und deshalb sein Sieg über die alte Welt die Einleitung zu jenem großen Kampfe der Freiheit gegenüber der Naturnotwendigkeit, welcher die geschichtliche Richtung des Christentums bildet.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachten wir die Historisierung des Tanaquilmythus. Auch sie verwandelt die Unbeweglichkeit einer traditionellen Idee in das lebensvolle Gemälde menschlicher Taten und Schicksale, auch sie verwebt religiöse Anschauungen in die Entwickelungsgeschichte des Staates, auch sie verdrängt den Naturgedanken durch den politischen, der alles nach seinen Erfordernissen gestaltet. Wir können die gleiche Erscheinung an einer Menge naheliegender Geschichtsmythen beobachten. Aber die Tanaquiltradition bietet den großen Vorteil dar, daß sie uns in den Geistesprozeß, aus dem die Historisierung hervorgeht, einen tieferen Einblick gewährt als irgendeine andere Überlieferung. Nirgends sonst können wir die Scheidung des kultlichen von dem geschichtlichen Elemente so genau beobachten. Wir begegnen nämlich der merkwürdigen Erscheinung, daß die

religiöse Bedeutung Tanaquils auf eine andere, der Idee und dem Ursprunge nach verwandte Muttergottheit, die prænestinische Fortuna, übertragen und so der Historisierung des etruskischen Königsweibes freie Bahn eröffnet wird. Diese Verdrängung der fremden durch eine einheimische Kultgestalt betrachten wir an erster Stelle. Wir weisen nach, wie das zukunftreiche latinische Volkselement von Tanaquil zu Fortuna sich wendet, wie es mit dem etruskischen zugleich das verwandte sabinische Element aus der Sage zu verdrängen sucht, und nicht eher ruht, als bis es seinen Liebling, den Gründer seiner Freiheit, König Servius Tullius, aus Tanaquils Verbindung befreit, als Fortunens Sohn und dankbaren Gründer all ihres römischen Dienstes erblickt. Von der Auffassungsweise der Vorzeit sich loszumachen, gelingt dem Volke nicht. Alle auszeichnenden Züge des asiatischen Königsweibes kehren in Fortuna wieder, wie wir sie bei Tanaquil gefunden haben. In dem Mythus von Servius' Verhältnis zu Fortuna liegt die hetärische Grundidee des asiatischen Mylittenprinzips in treuem Ausdrucke vor. Buhlerische Gebräuche, welche die historisierte Tanaquilsage zu belebenden Nebenumständen der Erzählung verarbeitet, bewahren in der Fortunasage ihren kultlichen Charakter. Selbst die Sakaien erhalten sich im Dienste der latinischen Göttin, während sie in dem Tanaquilmythus nur noch trümmerhafte Erinnerungen zurücklassen.

Wir weisen nach, wie der Kampf des matronalen römischen Gedankens gegen den hetärischen des Orients, der höheren Sittlichkeit gegen den Sensualismus auch in der Geschichte des Fortunadienstes hervortritt, und hier die gleichen Erfolge erringt, wie endlich mit der buhlerischen Auffassung des Muttertums das weibliche Prinzipat selbst nicht vernichtet wird, vielmehr Fortuna Muliebris, das ›Heil der Frauen‹, mit Tanaquil und der Flaminica dieselbe Bedeutung als Schützerin der treuen Gattin gegen die Anmaßung der Männer teilt. Wie wenig hat es unsere Ge-

dankenlosigkeit noch beachtet, daß derselbe König, welcher mehr als irgendein anderer zu der politischen Entwicklung Roms beiträgt, zugleich derjenige ist, auf welchen das Ansehen der Maternität in Kult und Mythus vorzugsweise zurückgeführt wird. Verdrängt aus dem Gebiete des staatlichen Rechts erhält sich das Ansehn der Maternität auf dem der Religion und der aus religiösen Ideen hervorgegangenen geschichtlichen Mythen. Hier findet sie einen Halt, welcher der rücksichtslosen Ausübung des zivilen Grundsatzes als heilsame Schranke entgegentritt und bei der unbeugsamen Konsequenz des römischen Charakters doppelt notwendig ist. So schließt unsere Untersuchung über die kultliche Vertretung Tanaquils durch Fortuna mit einer Erfahrung, die für die Einsicht in das Wesen Roms große Bedeutung hat. Wir sehen, wie das Volk von seinen Erlebnissen nichts ganz aufgibt. Was seinem Geiste widerstrebt, sucht es zu unterjochen; aber was es zuerst am leidenschaftlichsten bekämpft, das weiß es nach errungenem Siege sich dienstbar zu machen. Untergeordnet dem neuen Staatsgedanken, bleibt das Alte da, wo er nicht hinreicht, in Ansehen und Geltung.

Indem Tanaquils religiöse Bedeutung ganz auf Fortuna übergeht und selbst ihr wundertätiges Bild im Semo-Sancus-Tempel jeder kultlichen Verehrung sich entzieht, wird die Historisierung der traditionellen Glaubensanschauung von jeder hemmenden Fessel befreit. Zwei Stufen der Entwickelung lassen sich unterscheiden. Auf der ersten ist der kultliche Gedanke allein maßgebend, die zweite setzt an seine Stelle den kleinlichen ‹vernünftigen Zusammenhang suchenden› Pragmatismus einer rein menschlichen Geschichtsprobabilität. Betrachten wir jede dieser Geistesweisen für sich.

Die ursprüngliche Form der geschichtlichen Tanaquiltradition ist der getreue Abdruck des religiösen Originals. Die Genauigkeit der Übertragung läßt sich nicht nur in den größeren Umrissen der Erzählung, sondern auch in ihren

unscheinbaren Einzelheiten mit gleicher Bestimmtheit nachweisen. Noch zeigt der Volksgeist wenig Verlangen, seinem Sagengebilde eine menschlich verständige Motivierung zu leihen. Personen und Ereignisse verraten, trotz ihres Eintritts in die irdischen Verhältnisse, die übernatürliche Heimat, aus der sie stammen. Die zweite Entwicklungsstufe hebt erst an, wenn mit der Verdunkelung der kultlichen Idee der Schlüssel des Verständnisses sich verliert. Jetzt macht das Bedürfnis nach Herstellung eines menschlichen Pragmatismus sich geltend. Was Übernatürliches, was Wunderbares, was von jenseitigen Glaubensanschauungen noch übrig ist, erregt Widerspruch, wird durch verständige Kausalitäten ersetzt oder als Albernheit einer gedankenlosen Vorzeit verlacht. Ritzen und Risse des alten Baues werden mit kleinem Gestein ausgefüllt, öde Stellen belebt, Widersprüche, chronologische Unmöglichkeiten entfernt, Genealogien gebessert, Namen eingeführt, wo sie früher fehlten, und durch alle diese Mittel Erzählungen geschaffen, in welchen der moderne Geist sich gefallen mag.

Gegenüber der ersten Stufe der Geschichtsbildung ist diese zweite in ihren Mitteln kleiner, gekünstelt, voll klügelnden Scharfsinns. Statt der göttlichen Wahrheit wird die menschliche gesucht und so weder der einen noch der andern Genüge geleistet. Ein kleinlich empirischer Pragmatismus schließt als letztes Glied die Reihe der Metamorphosen, durch welche die Glaubensgebilde der älteren asiatischen Menschheit zu sterblichen Wesen des neuesten Zuschnittes herabsinken. Die ursprüngliche Historisierung ist ausschließlich das Werk des Volkes, die spätere Überarbeitung das Produkt einzelner Kritiker, jene eine Schöpfung unbewußter Naturtätigkeit, diese das Ergebnis des räsonierenden Zeitverstandes, jene bei aller Roheit ihrer Massen gesetzmäßig, gleich dem Urgebirge, diese künstlich arrangiert gleich einem Ziergarten in der Tiefe des Tales. Die Betrachtung dieses Gegensatzes wird dadurch besonders belehrend, daß sie uns mit einem für die römische Sinnesart sehr bezeichnenden Kampfes-

ausgang bekanntmacht. Der Rationalismus vermag seine Absicht nicht durchzuführen. Es bleibt bei Einzelversuchen, und auch diese erringen sich keine ungeteilte Anerkennung. Der Volksgeist hütet sein Werk, der religiöse Charakter deckt es mit seiner Unverletzlichkeit. Kein Annalist hätte wagen dürfen, an den nationalen Besitz frevelnd Hand zu legen. So war die Art der damaligen Menschen. Ihre Auffassung des Geschehenen als eine mangelhafte, gefälschte, unsichere Geschichte zu bezeichnen, ist töricht. Sie enthält kein fehlerhaftes Produkt, sondern ist Schöpfung und Kennzeichen einer Kulturstufe, in dem, was diese leisten kann, durchaus vollkommen, und völlig echte, aber religiöse Tradition. Den exakten Realismus gebiert und bevorzugt erst eine spätere Zeit — für Rom begründet ihn der Grieche Polybios, dessen Nation am Ende ihrer Entwicklung angelangt war; — die ältere Geistesstufe erblickt und beurteilt alles im Lichte des Glaubens und setzt die religiöse Wahrheit über die menschliche.

Vollständig überwunden hat Rom diese Anschauung nie. Aber in der früheren Zeit ist sie die allein herrschende. Nichts von allem, was die betrachteten Sagen enthalten, ruht auf freier Erfindung, kein einziger Zug ist aus dem Nichts gegriffen, keiner aus der regellosen Einbildung griechischer Mythoplasten hervorgegangen. Alles wird nach Maßgabe des kultlichen Gedankens in diejenige Form gegossen, in welcher es die römischen Annalisten vorfinden und für spätere Zeiten aufzeichnen. Das italische Volk besitzt nur *eine* Art der Phantasie, die religiöse, die dichterische ist ihm in bescheidener Masse zuteil geworden und für die Gestaltung der geschichtlichen Überlieferung nicht im geringsten verantwortlich. Aus der Macht des Glaubens stammt das ernste Gepräge, das die älteste Tradition überhaupt auszeichnet und welches der spätere exakte Geschichtsrealismus nie wieder erreicht. Betrachten wir die Tanaquilsage in ihrem ganzen Umfange, wie folgen sich hier die Ideen von göttlicher Gnade und göttlichem Zorn, von

Schuld und Strafe, Frevel und Sturz. Alles ist Gericht, alles Befriedigung des Volksgewissens. Wir stehen mitten in einer Tragödie, die das Irdische nur nach seinem Verhältnis zu dem Göttlichen mißt. Wer möchte behaupten, daß es einer solchen Betrachtungsweise der Volksschicksale an Erhabenheit und darum an Berechtigung fehle? Wir können ihr Einseitigkeit vorwerfen, weil uns Okzidentalen die göttliche Wahrheit ohne die menschliche nicht befriedigt. Aber weit schlimmer ist sicher das entgegengesetzte Extrem, das heute als das Absolute gepriesen wird, die ausschließliche Betonung der menschlichen Wahrheit, da doch ohne die göttliche auch jene nie ihre rechte Befruchtung und Weihe erhält.

Wer der jetzt beendeten Analyse meiner Schrift mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird den Widerspruch, in welchem sie zu der herrschenden Betrachtungsweise steht, nicht verkennen. Er ist in der Tat kaum schroffer zu denken und sowohl in den Resultaten als in der Methode der Forschung ein durchgreifender. Die Resultate führen uns zu historischen Tatsachen zurück, die ein zum Dogma verhärtetes Vorurteil als abgetan betrachtet, und die doch dem Zusammenhang des großen Weltganges nicht fehlen können. Die Methode ruht auf einer Anschauung von dem Wesen der Geschichte, durch welche dieses höchste Erscheinungsgebiet des göttlichen Gedankens dem tieferen der Naturbildungen nach seinem absoluten Ursprung, seiner Gesetzmäßigkeit, seinem Endzweck, mithin auch nach den Bedingungen seiner Erforschung zur Seite tritt. Es liegt nicht in meiner Absicht, diese Gleichartigkeit gegenüber der älteren Ansicht, welche die beiden Schöpfungsgebiete als durchaus differenziert voneinander scheidet, und der neueren ganz gemeinen, welche auch die Geschichte nur als ein von materiellen Kräften in Bewegung gesetztes Naturgeschiebe betrachtet, und so jeden Unterschied zwischen der göttlich-idealen und der göttlich-realen Offenbarung aufhebt, philo-

sophisch zu begründen, noch des weiteren zu entwickeln, daß und warum die antike Menschheit gegenüber der durch das Christentum und seine Offenbarung des Unendlichen gebildeten späteren vorzugsweise die Naturseite des Daseins darstellt und diesen Charakter auch in ihren Kämpfen um Erlösung aus den stofflichen Banden nicht abzulegen vermag; — nur dazu fühle ich mich jetzt noch verpflichtet, die Konsequenzen, welche der aufgestellte Parallelismus für die Methode der Forschung ergibt, in ihrer logischen Notwendigkeit so deutlich als möglich hervorzuheben.

Die naturforschende Methode unterscheidet sich von der modernen, die sich gern mit dem Namen der kritischen ziert, vornehmlich durch ihre Auffassung des Forschungsobjektes und die Stellung, die sie zu diesem einnimmt. In der ersteren Beziehung scheint mir folgendes unbestreitbar. Da es in der Natur des Menschen liegt, daß all sein Tun auf Erden in schneller Vergänglichkeit vorübereilt, so kann niemals das Ereignis selbst in seinem realen Verlaufe den Gegenstand unserer Beobachtung bilden. Vielmehr muß, um das Flüchtige zu fixieren, die Tradition ⟨Quelle⟩ in das Mittel treten. Aber auch diese teilt die Natur des zugrundeliegenden Ereignisses. Gleich der äußeren Tat ist die innere der Auffassung und der Überlieferungsgestaltung das Produkt einer vorübergehenden, keiner stabilen, ewig unwandelbaren Potenz, fließend und flüchtig wie die Handlung und daher gleich allem, worin Leben wirkt, selbst der Geschichte verfallen. Hieraus folgt, daß die historische Forschung immer vor einer geistigen, der Entwicklung und Fortbildung unterworfenen Erscheinung steht, daß *die realen und idealen Elemente der Tradition* nicht nebeneinander, sondern *ineinander liegen*, folglich *einer Scheidung* und Aussonderung *sich entziehen*, und daß schließlich *für die Geschichte der Vergangenheit nie eine reale, aber stets eine geistige Wahrheit erlangt werden kann*. Wenn eine prätensionsvolle Forschung mit

der Frage, wie ist (beispielsweise bei der Thronbesteigung des älteren Tarquin oder des Königs Servius) alles in Wirklichkeit zugegangen? vor die Überlieferung tritt, und nun ohne andere Mittel als die, welche diese bietet, den tatsächlichen Verlauf in ihrer Weise mit Hilfe der sogenannten kritischen Sichtung des gegebenen Materials festzustellen bemüht ist, so wäre es eine prinzipiell unrichtige und darum wirkungslose Kampfesweise ⟨von mir⟩, der Negation der Tatsächlichkeit ⟨so beurteilt die kritische Methode den Inhalt beider Überlieferungen⟩ die Affirmation entgegenzustellen, oder irgendeinen neu ausgesonnenen Geschichtsgang nach der Probabilität der zugrundeliegenden Kombinationen zu prüfen: denn dieser Widerspruch enthielte eine Billigung des falschen Gedankens, als drehe sich die Erforschung vergangener Zeiten um die Ermittelung der faktischen, nicht um die der geistigen Wahrheit, um die Empirie der Ereignisse, nicht um jene der in der Überlieferung enthaltenen Zeitgedanken.

Es gibt keine Wahrheit, die durch die Erfahrung kräftiger unterstützt würde, als die eben ausgesprochene. Die erhitzten Befehdungen orthodoxer und ketzerischer Geschichtsforscher, die noch niemand von der faktischen Wahrheit der Ereignisse, aber ebensowenig von deren Nichtrealität überzeugt haben und durch alle ihre Beweise und Gegenbeweise den menschlichen Glauben nicht zu bestimmen vermögen, die endlosen subjektiven Geschichtskonstruktionen, in welchen eine vornehmtuende Skepsis alle Tempora durchkonjugiert, ohne etwas anderes als schnell verrauchende Dummheiten hervorzubringen, die ausgeleerten Darstellungen vieler moderner Schriftsteller, die, schwebend zwischen Himmel und Hölle, sowohl den Mut des einfältigen Glaubens als den der entschlossenen Negation verloren haben und durch Annahme einiger Hauptzüge, Verwerfung aller weiteren Angaben, zwei unvereinbare Geistesrichtungen in sich zu versöhnen suchen: — sind sie nicht insgesamt ebenso viele Belege für den Satz, daß es sich in allem Wissen, welches

durch das Medium der Tradition, folgeweise des denkenden und gestaltenden Menschengeistes vermittelt wird, nicht um die Realität der Tatsache, sondern um die der Auffassung, mithin niemals um die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, sei es der ganzen Handlung, sei es eines begleitenden Umstandes, sondern nur um die richtige Aufnahme des vermittelnden Faktors handeln kann.

Wie betrachtet nun die naturforschende Methode dieses Objekt, die Überlieferung? Ich könnte mich begnügen, die Antwort in einem einzigen Ausdruck, den der rein objektiven Beobachtung, zu fassen, käme es nicht gerade hier darauf an, das, was diese fordert und was sie ausschließt, genauer zu bezeichnen. Beginnen wir also mit derjenigen Tätigkeit, die allen folgenden zum Ausgangspunkte dient. Die objektive Geschichtsforschung richtet ihre erste Sorge darauf, den Gegenstand der Untersuchung in seiner ungefälschten Reinheit darzustellen. Sie wird, da die Überlieferung in allen ihren Entwickelungsstufen nur aus Schriftwerken zu schöpfen ist, damit beginnen, zu untersuchen, was jeder einzelne Schriftsteller gesagt hat, und das Ergebnis ihrer Arbeit gegen alle Einwendungen, die sich wider die Echtheit des Textes oder die Richtigkeit der Exegese erheben ließen, sicherzustellen. Auf diese Grenzen bleibt die philologische Kritik strenge beschränkt. Nach dem Wesen der naturforschenden Methode ist ihr verboten, Fragen wie die, ob das Gesagte die Wahrscheinlichkeit für sich habe oder nicht, ob es vernünftig sei oder nicht, möglich oder nicht, logisch oder nicht, mit in den Kreis ihrer Erwägungen zu ziehen. Wird doch die Existenz eines Berichtes durch die Unglaublichkeit, Unmöglichkeit, fehlerhafte Logik seines Inhalts nicht aufgehoben. Ausgeschlossen bleiben ebenso alle jene mit Hilfe eines mechanischen Formalismus durchgeführten Operationen, welche man durch den glänzenden Namen der Quellenkritik oder Quellenkontrolle zu empfehlen und als eine der höhern Funktionen des wissenschaftlichen Forschens zu betrachten pflegt. Als da sind die Wertloserklärung einer

Überlieferung oder die Verdächtigung eines Schriftstellers aus dem Grunde seines verhältnismäßig späten Lebensalters, der Mangelhaftigkeit, Unnachweislichkeit oder sorglosen Benutzung älterer Quellen, die Auswahl einer einzelnen Autorität auf Kosten aller übrigen, die Verstümmelung der Berichte durch Anpreisung eines einzelnen Zuges, Verwerfung der übrigen oder Kombination der gebilligten Bruchstücke zu einer ganz neuen Erzählung, endlich die wirkliche oder eingebildete Pseudonymität des Autors. Denn alle Fragen, die man durch diese rein äußerlichen Mittel zu entscheiden sucht, finden ihre Lösung nicht auf dem philologischen Gebiete, sondern auf dem höheren der Ideenerklärung, welche die vorgängige ungeschmälerte und rückhaltlose Anerkennung des ganzen, von Verständigen und Unverständigen überlieferten Stoffes gebieterisch voraussetzt. Ich finde eine der obersten Ursachen der die Altertumsforschung immer mehr verwässernden Flachheit in der Herabwürdigung derselben zu einem Appendix der Sprachkunde, wodurch es dahin gekommen ist, daß man Silbenstecherei und Buchstabenkram nicht mehr als das Erste, sondern als das Letzte und Höchste betrachtet, und in den Wortformen eines eingebildeten Indogermanismus das Palladium für die richtige Erkenntnis des Fortgangs der geschichtlichen Entwicklung zu besitzen alles Ernstes vermeint. Gegenüber dieser ungebührlichen Machterweiterung einer in ihrem Jugendmute doppelt anspruchsvollen Linguistik ist es geboten, die Mittel, durch welche die höchsten Ziele der historischen Forschung zu erreichen sind, genauer zu entwickeln.

Ich gelange dadurch zu der wichtigsten Aufgabe der wahrhaft objektiven Geschichtsbetrachtung, nämlich zu der Frage nach der Behandlungsweise des auf die angegebene Art ermittelten Überlieferungsstoffes. Auch hier würde es mir schwer fallen, die Konsequenzen der naturforschenden Methode ohne Rücksichtnahme auf ihr Gegenteil ganz deutlich zu machen. Ich sage also nicht nur, daß wir jede in der Tradition gebotene Erscheinung als einen selbständigen,

durch sein Dasein gerechtfertigten, in sich geschlossenen geistigen Organismus zu betrachten, jede nach dem Gesetze, aus welchem sie geworden ist, aufzufassen, und keine Idee anders als durch sich selbst zu erläutern haben, sondern füge hinzu, daß die größte Versündigung gegen dieses Prinzip darin besteht, wenn wir den Objekten der Beobachtung uns selbst auferlegen, die eigenen Gedanken in die fremden Dinge hineintragen, statt die Ideen dieser in uns aufzunehmen, und so tadelnd und räsonierend gleichsam vor die Natur hintreten, statt uns ihr unterzuordnen und sie in ihrer ganzen Eigentümlichkeit zu erkennen. Soll mit diesen allgemeinen Aussprüchen die Erläuterung der einzelnen Anwendung sich verbinden, so ist wiederum das gegenwärtig zu halten, was über die Natur der Überlieferung früher bemerkt wurde. Da die Fixierung der stets flüchtigen Tat, so schließen wir, die Dazwischenkunft der Tradition verlangt, die Gestaltung dieser aber ein geistiges, von der Denkweise und der intellektuellen Bildung einer bestimmten Zeit, folgeweise von einem festen Gesetz abhängiges Faktum ist, so kann die richtige Objektivität nur darin bestehen, aus der genauesten, rein sachlichen Beobachtung der Erscheinung zu der Erkenntnis des Bildungsgesetzes, aus dem sie hervorgewachsen ist, hindurchzudringen. Da ferner die Tradition infolge ihrer geistigen Natur gleich dem Geiste selbst unmöglich wechsellos und ohne Entwicklung sein kann, vielmehr den Umbildungen der Denkweise folgen muß und dadurch in dem Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von Traditionsformen entsteht, deren jede von neuem einem bestimmten Bildungsgesetze folgt, so muß die Aufgabe der Erklärung, wie wir sie als Sache der richtigen Objektivität festgestellt haben, nicht nur einmal, sondern so oft als verschiedene Erscheinungen vorliegen, gelöst werden. Wobei es hauptsächlich darauf ankommt, die einzelnen Glieder dieser Sukzession sorgfältig auseinanderzuhalten, das Bildungsgesetz eines jeden wiederum nur aus ihm selbst zu erkennen und in seiner eigenen Sprache auszudrücken. Da

endlich die Fortentwicklung der Tradition wie die des menschlichen Geistes überhaupt nur eine allmähliche, folglich stets nur eine partielle sein kann und deshalb jede folgende Stufe aus alten traditionellen und neu hinzutretenden Gedanken gemischt sein wird, so folgt, daß eine echt objektive Betrachtung nie bei einer einzelnen Erscheinung und einer besonderen Zeit stehenbleiben, sondern jede mit der früheren und der späteren in Verbindung setzen, folglich die Einzeluntersuchung stets im Geiste des Ganzen unternehmen soll.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Durchführung der aufgestellten drei Hauptkonsequenzen unseres obersten Grundsatzes eine weit größere Vertiefung des Geistes erfordert und weit ernstlichere Schwierigkeiten darbietet als das beliebte Modernisierungsprinzip einer immer mehr zur Dienerin der Tagesinteressen herabsinkenden Wissenschaft. Aber auf keinem andern Wege läßt sich zu festen Ergebnissen gleich jenen, worauf die neuere Naturkunde nach langem, blindem Herumtappen ihren Fortschritt und ihren Ruhm gründet, jemals gelangen. Der Hauptgewinn unserer Methode liegt darin, daß wir durch sie zu einer inneren Konstruktion der Geschichte emporsteigen. Die historische Naturforschung erkennt die übereinandergelagerten Schichten der allmählich in die Erscheinung getretenen Geistesarten, weist jeder die ihr zugehörenden Reste an, zeigt die Genesis der Ideen, und führt, alle Stufen der Wirklichkeit durchschreitend, unsern Geist zum Anblick dessen, was er in der Sukzession der Zeiten gewesen, aber heute nicht mehr ist. Es entsteht ein wissenschaftlicher Bau, welchen weder Hypothesen, noch Probabilitäten, noch Ahnungen unsicher und wankend machen, der von allem subjektiven Meinen und Raten unabhängig, und von unten bis oben aus lauter Affirmationen zusammengesetzt ist. Das ideale Offenbarungsgebiet erhält eine gesetzmäßige Struktur, so fest und unwandelbar wie das reale der physischen Weltentwickelung. Die Wahrheit wird in der notwendigen Verknüpfung

aller Glieder und in dem Zusammenhang des Ganzen, nicht stückweise, erkannt. Sie ist jetzt auch nicht mehr die rein empirische der äußeren Tatsächlichkeit, sondern die höhere, im Grunde einzig reale, geistige, die sich über die flüchtigen Dinge zu der in ihnen erschienenen Idee erhebt. So entspricht das Resultat dem Grundgedanken der Methode. Die Forschung erhält ein wissenschaftliches Prinzip und mit ihm ein festes Ziel, wie es die sogenannte kritische Schule nicht kennt.

Anmerkungen und Zusätze

(Die in „ " mitgeteilten und durch einen * herausgehobenen Stücke stammen von Bachofen. Durch die gebotene Beschränkung der Auswahl auf die Grundlinien von Bachofens Werk konnten sie nicht in ihrem Zusammenhang mitgeteilt werden. Sie sind deshalb hier an diejenige Seite angeschlossen, auf der sie der Leser am leichtesten dem Gedankengang des Textes einfügen kann. — Die Anmerkungen gingen von dem Gedanken aus, lieber dem Kundigen hier und dort als entbehrlich zu gelten, als demjenigen Aufklärung schuldig zu bleiben, dem mit Bachofen auch eine neue Welt entgegentritt.)

Lebens-Rückschau

Justinian (S. 4.) oströmischer Kaiser von 527 bis 565 n. Chr., der Besieger der Ostgoten und Schöpfer des Corpus iuris civilis. Diese große Sammlung des römischen Rechts zerfällt in vier Teile: 1. die vier, lehrbuchartig angelegten Bücher der ‚Institutionen', welche auf den Juristen Gajus (siehe die vierte Anmerkung) zurückgehen; 2. die fünfzig Bücher der ‚Pandekten' oder ‚Digesten', auf Justinians Veranlassung von einer Kommission unter Tribonians Vorsitz abgefaßt, welche Auszüge aus den Schriften von 39 römischen Juristen des 2. und 3. Jahrhunderts enthalten; 3. den Codex constitutionum oder Justinianeus, der in 12 Büchern die Verordnungen der Kaiser bis auf Justinian (constitutiones principum) mitteilt; 4. die 165 ‚Novellen', d. h. ‚neuen Gesetze' Justinians, meist griechisch geschrieben. Das Corpus iuris civilis wurde 533/4 veröffentlicht und trat im gleichen Jahre in Kraft.

Mühlenbruch (S. 5), Christian Friedrich (1785—1843), Professor für römisches Recht, zuletzt in Halle. Schrieb hier als Lehrbuch für seine Vorlesungen die dreibändige ‚Doctrina Pandectarum' (Halle 1823—1825), wohl das letzte lateinisch geschriebene juristische Kompendium.

Cujacius (S. 5) ‚Jacques Cujas oder Cujaus, (1522—1590), französischer Rechtslehrer, zuletzt in Paris, gab eine eingehende Auslegung der Quelle des römischen Rechts.

Gajus (S. 5), römischer Rechtsgelehrter des 2. nachchristlichen Jahrhunderts. Lehrte unter den Kaisern Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel bis wenigstens zum Jahre 178. Von seinen Schriften ist erhalten das ›Kollegienheft‹ ‚Institutionum

commentarii IV' (161 n. Chr.), ein Lehrbuch, welches zur Grundlage von Justinians ‚Institutionen' diente.

Cicero (S. 5), der bekannte Redner M. Tullius C. (106—43 v. Chr.) ist gemeint, dessen 58 z. T. in Bruchstücken erhaltene Gerichts- und Staatsreden eine wichtige Quelle für das Recht des 1. vorchristlichen Jahrhunderts sind.

Res mancipi und res nec manicipi (S. 6): In dieser Schrift hätte es sich um die Unterscheidung des Grundstocks eines Vermögens von dessen Erträgnis nach römischem Recht gehandelt.

Pardessus (S. 7), Jean-Marie (1772—1853), bedeutender französischer Rechtsgelehrter und Historiker. Er schrieb über Handelsrecht und veröffentlichte mehrere Werke zur französischen Rechtsgeschichte.

Rossi (S. 7), Pellegrino (* 1787 zu Carrara, † 1848 zu Rom). Anfangs Nationalökonom in Bologna und Generalkommissär Murats, rief er zum Kampf für die Unabhängigkeit auf. Er mußte deshalb nach Genf fliehen, wo er seit 1818 an der Hochschule wirkte. Durch seinen ‚Traité de droit pénal', ‚Lehrbuch des Strafrechts' (Paris 1829), erhielt er 1833 eine Professur für öffentliches Recht am Pariser Collège de France und wurde elf Jahre danach französischer Gesandter beim Heiligen Stuhl. Die Februarrevolution in Paris machte ihn zum Privatmann. Pius IX. berief ihn als Ministerpräsidenten an die Spitze der konstitutionellen Regierung. Rossi suchte ein liberales System statt eines demokratischen durchzuführen und durch die Gründung eines italischen Staatenbundes die Einzelstaaten gegen republikanische Bestrebungen zu schützen. Den Revolutionären durch seine Entschiedenheit verhaßt, wurde er bei Eröffnung des Parlaments am Tage vor Ausbruch der Revolution ermordet.

Pastoret (S. 7), Claude-Emmanuel-Joseph-Pierre, Graf P., französischer Staatsmann (1756—1840). Schrieb über den ‚Einfluß des Seerechts der Rhodier' (1784) eine geschichtliche Arbeit ‚Zoroaster, Confucius und Mahomet' (1785) und eine ‚Geschichte der Gesetzgebung' (Paris 1817—1837).

Charta (S. 7) = Charte constitutionnelle, die französische Verfassung von 1830.

I. U. D. (S. 11) = Iuris utriusque doctor, Doktor beider Rechte: des römischen und des kanonischen Rechts, das in den Sammlungen des Corpus iuris canonici niedergelegt ist und außer dem auf Stellung und Angelegenheiten der Kirche sich beziehenden Recht auch Privat-, Prozeß- und Strafrecht behandelt.

Archias (S. 12) = Ciceros Rede für das Bürgerrecht des Dichters Archias von Antiochia, gehalten 62 v. Chr.

Etrurien (S. 14), das heutige Toskanische Plateau zwischen Arno und Tiber.

Anthologie (S. 15) = Anthologia Graeca, ›Griechische Blütenlese‹, die älteste näher bekannte Sammlung griechischer Epigramme, welche der kynische Philosoph und Dichter Meleagros aus Gadara im 1. vorchristlichen Jahrhundert aus 47 Dichtern zusammenstellte. Später wurde die Sammlung erweitert.

Hyperboreer (S. 16) = sagenhaftes glückliches Volk, im Norden, „über den Boreas hinaus" wohnend gedacht, das mit den Göttern in Frieden lebte und sich im übrigen keine Gedanken machte. Bachofen meint hier die sog. kritische Geschichtsforschung, Niebuhr und Mommsen.

Huschke (S. 19), Philipp Eduard (1801—1886), Professor für römisches Recht in Breslau. Er mischte in seine juristischen Arbeiten Schellings philosophisch-mystische Gedanken.

Lykisch (S. 21): Lykien, Küstenlandschaft im Südwesten Kleinasiens zwischen dem Golf von Makri und dem von Adalia. Es umfaßt die Täler des Xanthos, Myros, Limyros und die Abhänge des Hochlands von Milyas, und wurde bewohnt von den Lykiern (Tramilen), deren Sprache weder indogermanisch noch semitisch ist.

Urreligion

Vorwort

Braun, Emil (S. 25) (1809—1856), Archäologe, wirkte hauptsächlich am Archäologischen Institut in Berlin. Von seinen geistvollen Schriften sind zu nennen: „Zwei Dekaden antiker Marmorwerke", „Die zwölf Reliefs der Villa Spada", die „Vorschule der Kunstmythologie", die „Grundzüge der Denkmälerkunde" und seine „Mythologie" (1854).

Campana (S. 25): Der italienische Marquis Campana erwarb in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach und nach eine große Antikensammlung. Ihr Hauptteil ging 1858 durch Kauf in den Besitz der französischen Regierung über.

Das Ei als Symbol

Orphisch (S. 32): So nennen sich religiöse Gemeinschaften, die ihre Mysterien und ihre Theologie auf den sagenhaften Dichter der griechischen Vorzeit Orpheus zurückführen. Entgegen der Sagenüberlieferung nennt Herodot Orpheus jünger als Homer, während Aristoteles schon in ihm nur noch eine mythische Figur erblickt. Diese Frage ist heute umstritten. Dem Mythus nach Sohn des Oiagros und der Muse Kalliope, aus thrakischem Volksstamm, wegen der zauberhaften Macht seines Gesanges

gefeiert, nahm er an der Argonautenfahrt teil, stieg in die Unterwelt, um seine Gattin Eurydike von Hades und Persephone loszubitten. Es gelang ihm, aber als er sich beim Verlassen des Hades nach Eurydike umwandte, mußte diese wieder zurückkehren. Orpheus' Tod erfolgte durch die Bacchantinnen, die ihn zerrissen. — Auf ihn werden die sog. orphischen Dichtungen, mystische Theogonien, Kosmogonien und Eschatologien, vielleicht z. T. aus der Zeit der Peisistratiden (um 525 v. Chr.) stammend, zurückgeführt, welche die Geheimlehre der Orphiker symbolisch dargestellt enthalten, die, in religiösen Geheimbünden gepflegt und mit geheimen Kultübungen verbunden, zum Mysterium wurde. Nach E. Rohde (‚Psyche' [10] Tüb. 1925) ist der Orphismus eine rein griechische Religionsbewegung, die auf dem Boden des thrakischen Dionysoskultes und seiner Mythen erwuchs, nach anderen (so G. F. Schoemann) in seinen Lehren ›aus fremden, wohl ägyptischen und anderen orientalischen Religionen entlehnt‹. Die Lehre beginnt mit einer Kosmogonie. ›Am Ende der genealogisch sich entwickelnden Götterreihe stand der Sohn des Zeus und der Persephone, Dionysos, mit dem Namen des Unterweltgottes Zagreus benannt, dem in kindlichem Alter schon Zeus die Herrschaft der Welt anvertraute. Ihm nahen, von Hera angestiftet, in trüglicher Verkleidung die bösen Titanen, die Feinde des Zeus; als er im Spiegel, den sie ihm geschenkt, den Widerschein seiner Gestalt betrachtet, überfallen sie ihn. Er entzieht sich ihnen in wechselnden Verwandlungen; zuletzt wird er, unter der Gestalt eines Stieres, überwältigt und in Stücke zerrissen, welche die wilden Feinde verschlingen. Nur das Herz rettet Athene; sie bringt es dem Zeus, der es verschlingt. Aus ihm entspringt der „neue Dionysos", des Zeus und der Semele Sohn, in dem Zagreus wieder auflebt. Die schlimmen Titanen. stellen die Urkraft des Bösen vor. Sie zerreißen den einen in viele Teile; durch Frevel verliert sich das eine Gotteswesen in die Vielheit der Gestalten dieser Welt. Es ersteht als Einheit wieder in dem neu aus Zeus entsprossenen Dionysos. Die Titanen aber — so lautet die Sage weiter —, welche die Glieder des Gottes verschlungen hatten, zerschmettert Zeus durch seinen Blitzstrahl; aus ihrer Asche entsteht das Geschlecht der Menschen, in denen nun, ihrem Ursprung gemäß, das Gute, das aus Dionysos-Zagreus stammte, beigemischt ist dem bösen, titanischen Elemente‹ (Rohde II, 116ff.). ›Dem Menschen ist nach der Mischung der Bestandteile, aus denen das Ganze seines Wesens zusammengesetzt ist, der Weg vorgeschrieben, den sein Streben zu gehen hat. Er soll sich befreien von dem titanischen Elemente und rein zurückkehren zu dem Gotte ⟨Dionysos⟩, von dem in ihm ein Teil lebendig ist. Die Unterscheidung des Titanischen

und Dionysischen im Menschen drückt die volkstümliche Unterscheidung zwischen Leib und Seele in allegorischer Einkleidung aus .. Der Mensch soll, nach orphischer Lehre, sich freimachen von den Banden des Körpers, in denen die Seele liegt wie der Gefangene im Kerker. Sie hat aber einen langen Weg bis zu ihrer Befreiung zu vollenden. Sie darf nicht selbst ihre Bande gewaltsam lösen; und der natürliche Tod löst sie nur für kurze Zeit. Denn die Seele muß aufs neue sich in einen Körper verschließen lassen .. Hoffnungslos scheint sich das „Rad der Geburten" in sich selbst zurückzudrehen .. Aber es gibt auch für die Seele eine Möglichkeit, diesem Gefängnisse der ewigen Wiederkunft aller Dinge zu entspringen; sie hat die Hoffnung, „aus dem Kreise zu scheiden und aufzuatmen vom Elend" .. Das Heil bringt Orpheus und seine bachischen Weihen; Dionysos selbst wird seine Verehrer aus dem Unheil und dem endlosen Qualenweg erlösen‹ (ebd. S. 121ff.). ›Nicht die Orgien allein, wie sie Orpheus geordnet hat, bereiten die Erlösung vor, ein ganzes „orphisches Leben" muß sich aus ihnen entwickeln. Die Askese ist die Grundbedingung des frommen Lebens. Sie fordert nicht Übung bürgerlicher Tugenden, nicht Zucht und sittliche Umbildung des Charakters ist notwendig; die Summe der Moral ist hier Hinwendung zum Gotte ⟨Dionysos⟩, Abwendung nicht von den sittlichen Verfehlungen und Irrgängen im irdischen Dasein, sondern von dem irdischen Dasein selbst‹ (ebd. S. 125).

Typhon (S. 32), Ungeheuer der Vorzeit, das mit Zeus kämpfte.

Penelope (S. 33), Gattin des Odysseus, hält bei Homer die sie zur Gattenwahl drängenden Freier durch die List hin: sie müsse erst für ihren alten Schwiegervater Laërtes das Leichentuch gewebt haben. Was sie tagsüber gewebt hat, trennt sie nachts heimlich wieder auf.

Tarchetius' Tochter (S. 33). ›Im Hause des gewalttätigen und ungerechten Albanerkönigs Tarchetios kam aus dem Herde ein Phallos hervor und war durch viele Tage zu sehen. Tarchetios erhielt von dem Orakel der Tethys, das sich in Tyrrhenia befand, den Spruch, eine Jungfrau solle sich mit diesem Phallos begatten. Das Kind aus dieser Verbindung werde sich großen Ruhm erwerben. Tarchetios teilte diese Wahrsagung einer seiner Töchter mit und trug ihr auf, sie zu erfüllen. Sie aber verschmähte dies und schickte eine Dienerin. Als dies Tarchetios erfuhr, wurde er sehr unwillig und bestimmte Tochter und Dienerin zum Tode. Aber Hestia (Vesta, ›die Herdgöttin‹) riet ihm im Traume von seinem Vorhaben ab und folgte den beiden gefesselten Mädchen einen Webstuhl aus mit der Bestimmung, wenn sie ein Gewand darauf fertig gewoben hätten, sollten sie verheiratet werden. Aber während sie am Tage woben, trennten andere von Tarchetios

hierzu bestellte Mädchen des Nachts das Gewebe wieder auf, bis die Dienerin Zwillinge gebar.. ‹(W. H. Roscher, ‚Ausführliches Lexikon der griech. u. röm. Mythologie', Lpz. 1884—1924).

Rhampsinitessage (S. 33). An der Außenwand des der Sage nach mit unermeßlichen Reichtümern gefüllten Schatzhauses des ägyptischen Königs Rampsinitos (Ramses III.) brachte, wie Herodot erzählt, der Baumeister heimlich einen verschiebbaren Stein an, dessen Vorhandensein er nur seinen Söhnen mitteilte. Nach dem Tode ihres Vaters drangen diese häufig in das Schatzhaus und entwendeten wertvolle Stücke, ohne daß ein Siegel verletzt oder der geheime Eingang entdeckt worden wäre, da die Brüder stets den Stein wieder vorschoben. Als der eine von ihnen sich in einer Schlinge fing, schlug ihm der andre, um ihn unkenntlich zu machen, den Kopf ab. Als seine Mutter die öffentlich unter Bewachung ausgestellte Leiche ihres Sohnes zurückwünschte, ließ er vor den Wächtern Wein aus seinen Schläuchen auf die Erde fließen, an dem sich die Soldaten berauschten. Inzwischen nahm er ihnen die Leiche seines Bruders. Als endlich Rampsinitos seine Tochter in ein Freudenhaus tat mit der Weisung, sich demjenigen hinzugeben, der ihr die schlaueste und verbrecherischste Tat berichten würde, um so den Dieb zu ermitteln, erzählte ihr der lebende der Brüder seine Geschichte, ließ aber, als sie nach ihm griff, eine vorgehaltene Leichenhand statt der eigenen in ihrer zurück.

Demeter (S. 33) (= ›Mutter Erde‹ oder vielleicht ›Kornmutter‹), römisch Ceres, die Göttin der Erde, der Feldfrüchte, des Ackerbaus, damit der geordneten Dinge des Gemeinschaftslebens, der Ehe. In den Mysterien wird sie, deren Gabe an die Menschheit die Ähre, mit Dionysos, dem anderen Kulturbringer, verbunden: er erscheint als ihr Sohn, als der Gatte ihrer Tochter Kora (Persephone, röm. Proserpina). Kora-Persephone, gleichfalls eine Erdgöttin, wird nach der Sage von der sich öffnenden Erde verschlungen und von Hades (röm. Pluto), dem Beherrscher der Unterwelt, mit Zeus' heimlicher Erlaubnis geraubt und zu dessen Gattin gemacht. Demeter irrt im Fackelschein ängstlich neun Tage und Nächte in allen Ländern der Erde umher, um ihre Tochter wiederzufinden. Sie zieht sich vom Olymp zurück und läßt alles Wachstum stillstehn. Da entschließt sich Zeus, Kora-Persephone wieder der Oberwelt zurückzugeben. Durch einen Granatkern aber, den Hades der Scheidenden zu essen gab, bleibt sie an die Tiefe gebunden. Nach einem Vertrag des Zeus lebt sie nun zwei Drittel des Jahres auf der Oberwelt, um im Spätherbst, wie der Pflanzenwuchs, wieder in das Todesreich hinabzusteigen, ein Bild der Vegetation.

Gyges (S. 33), König von Lydien durch Usurpation (etwa 685 v. Chr.).

Nach Platons sagenhafter Erzählung (im ‚Staat') fand Gyges als Hirt in einer unterirdischen Höhle einen Ring, der die Kraft besaß, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald man den Stein einwärts drehte. Durch diese Eigenschaft habe Gyges die Königin gewonnen und seinen Herrn gestürzt.

Dioskuren (S. 33), die Zwillinge Kastor und Polydeukes (Pollux), zusammen auch ‚Kastoren' genannt, Söhne der Leda.

Molioniden (S. 33), Eurytos und Kteatos, Brüderpaar der Heraklessage aus Elis, später zusammengewachsen gedacht. Als Herakles einen Rachezug gegen den elischen König Augias unternimmt, wird er, erkrankt, von dessen Neffen, den tapferen Söhnen Aktors (deshalb auch ‚Aktoriden') und der Molione überfallen. Als sie zu den isthmischen Spielen ziehn, tötet sie Herakles in einem Hinterhalt und dringt in Elis ein.

Ödipussöhne (S. 33), Eteokles und Polyneikes. Der ältere vertreibt seinen Bruder aus Theben, wo er alleiniger König wird. Polyneikes führt sieben argivische Helden gegen Theben, um den Thron wiederzugewinnen, fällt aber im Zweikampf mit seinem Bruder, bei dem beide ums Leben kommen („Wechselmord der thebanischen Brüder", S. 33).

Midas (S. 34) ist der Sage nach der Gründer des phrygischen Reiches in Kleinasien. Er bewirtete den trunkenen Silen aus dem Gefolge des Dionysos (röm. Bacchus oder Liber), der sich in den Rosengärten des Königs verirrt hatte, glänzend, wofür ihm Silen einen Wunsch freistellte. Midas wünschte sich, daß alles, was er berühre, zu Gold werden möge. Als dies eintrat und schnell zur großen Plage wurde, befahl ihm Silen, sich im Paktolos zu baden, der seitdem Gold führt.

Plutarch (S. 34) (ca. 40—120 n. Chr.), lebte meist in dem Städtchen Chäronea in Böotien; der berühmte Verfasser der ‚Biographien' bedeutender Männer des Altertums, in denen er, auf die Darstellung des Menschlichen und Persönlichen seiner Helden gerichtet, aus einer umfangreichen benutzten Literatur oft aus kleinen bezeichnenden Zügen und unter Verwendung von Anekdoten greifbare Charaktere formte. Erhalten sind 46 Parallelbiographien. Sie gehören der Weltliteratur an. Er stellt in ihnen lose vergleichend immer die Biographie eines Griechen neben die eines Römers. Die von weiser peripatetischer Reflexion und Moral locker durchzogenen Lebensbeschreibungen üben durch ihre Nähe und Ruhe und die kunstvolle Abgetöntheit ihres Vortrags seit der Renaissance und Montaigne über Shakespeare, den alten Goethe und Carlyle bis in unsere Tage ihre Wirkung. Sich als Grieche fühlend, hat Plutarch unter dem Eindrucke der großen Historiker Poseidonios und Polybios doch den rechten Blick für den Tag und die Beurteilung des Römertums. Neben den

‚Biographien' stehen die ‚Moralia': umfangreiche und sehr vielseitige populärphilosophische Schriften, z. T. in Dialogform, darunter die Schriften über den Aberglauben, die Erziehung der Kinder, die Ehe, über den Geist des Sokrates, dichtungsgeschichtliche Arbeiten, daneben Untersuchungen über allerhand Gebräuche bei Griechen und Römern, Theologisches, delphische Abhandlungen, die Schrift ‚Über Isis und Osiris', Naturwissenschaftliches, historische Stoffsammlungen und vieles andre. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens hindurch bekleidete Plutarch, der sich mehr und mehr einer mystischen Weltansicht genähert hatte, ein hohes geistliches Amt in Delphi.

* Dionysos und das Mysterium der phallischen Männlichkeit (S. 37): Hier folge die Stelle über die dionysische Frau (‹Gräbersymbolik› S. 40f.): „Die Liebe zu dem Manne ist dionysisches Gebot, der Männlichkeit sich hinzugeben die Forderung, welche der phallisch gebildete Gott an die Frauen stellt. Der amazonischen Enthaltsamkeit macht Bacchus ein Ende. Den männerfeindlichen Sinn verkehrt er zur Männerliebe. Im Taumel sinnlicher Lust reißt er das Mädchen fort. Bisher züchtig, enthaltsam, amazonischem Leben ergeben, durchschwärmen jetzt die Minyaden, von Dionysos' Herrlichkeit geblendet, Wälder und Gebirge. Ruhelos, wie Jo von Heras Bremse gestochen, feiern sie in Hain und Feld die Orgien des Gottes, dessen Anblick ihr innerstes Wesen erregend ergriffen hat. Mit dem amazonischen Speere und Bogen vertauschen sie den Thyrsos, der zeugenden Männlichkeit sprechendes Bild, ihre Waffe zugleich und ihr Hochzeitssymbol. Aus kriegerischen männerfeindlichen Mädchen werden sie zeugungslustige Bacchen. Dem Gotte erst feindlich entgegenstehend, ihn bekämpfend, treten sie nunmehr in sein Gefolge, und zeigen für die Verbreitung seines sinnlich erregenden Kultes dieselbe Tapferkeit, welche früher der Bekämpfung desselben galt. Die Dienerinnen der keuschen Mondgöttin werden des phallischen Gottes orgiastische Heldenschar. Frauenkollegia sind es, die seinem Kult vorstehen, wie die sechzehn elischen Matronen. Was das Mädchen floh, das sucht es jetzt. Was seinen Abscheu erregte, das steigert jetzt die erwachte Lust zum höchsten sinnlichen Taumel. Das ganze Leben nimmt eine andere Gestalt an. Die elischen und argivischen Weiber singen dem Gott der Männlichkeit, der den befruchtenden Stierfuß trägt, Hymnen, er solle auftauchen aus den Wogen des Meeres und sie begatten. Was früher verhüllt war, wird jetzt überall in sinnlicher Nacktheit der Verehrung aufgestellt. Vom Phallus beginnt alle Erde zu blühen." — (Ebd. S. 58f.) „Gleich dem Thetissohne ‹Achill› findet Semeles Sprößling ‹Dionysos› Aufnahme in das apollinische Heiligtum, wenn er auch seine immer noch stofflicher gedachte Zeugungsnatur der größeren Reinheit des metaphysisch

vergeistigten Wesens unterzuordnen genötigt ist .. So haben wir in Dionysos die niedern und höhern Stufen der stofflichen Zeugungskraft zur Einheit verbunden vor uns. Mit den Füßen in den Tiefen der Erde, dem Sitze der Feuchtigkeit und Wärme, wurzelnd, reicht er mit dem Haupte zur Sonne empor. Alle diese Mächte in sich zur Einheit verbindend, ist er der große Phallus, der männlich zeugende Naturgott, dem jedes Geschöpf sein Wachstum verdankt. Will man diesem Phallus eine physische Grundlage geben, so wäre jede ausschließliche Verlegung desselben in die eine oder die andere der großen Zeugungspotenzen, in das Wasser oder das Feuer oder das Sonnenlicht einseitig, und deshalb unrichtig. Die Verbindung aller macht sein wahres Wesen, und wer auf Bildwerken den Dionysischen Fascinus (Phallus) erblickt, muß in einem Gedanken alle Stufen der Kraft, Wasser, Feuer, Sonnenlicht, umfassen. Keine hat die andere völlig verdrängt und überwunden, sie treten alle in gleicher Geltung nebeneinander hervor, wenn auch die Sonnenpotenz eine höhere Stufe der Entwicklung zeigt als die Wassernatur. Darin eben offenbart Dionysos sein stoffliches Wesen, darin tritt er hinter Apoll zurück. Dieser hat durch seine Lichtnatur die tellurische Grundlage, auf welcher auch er ruht, ganz in Schatten gestellt . ."

Cassius Dio (S. 39) († gegen 235 n. Chr.) ‚Der Livius von Byzanz' (Wilamowitz), schrieb in einem Leben als hoher römischer Verwaltungsbeamter kenntnisreich und nüchtern, unter bewußter Verschmähung von Psychologie und Detail, annalistisch gliedernd, doch nicht ohne sachliche geographische Ökonomie, im ganzen langweilig, eine ‚Römische Geschichte' in 80 Büchern, zu der er 10 Jahre hindurch Material sammelte. Von dem Gesamtwerke, das die römische Geschichte seit den Anfängen bis auf Alexander Severus (229) darstellte, sind nur die Bücher 36—54 (69—10 v. Chr.) und sehr gekürzt Buch 55—60 (9 v. Chr. bis 46 n. Chr.), ferner größere Stücke von Buch 78 und 79 erhalten.

Agrippa (S. 39), Marcus Vipsanius A. (um 62 v. Chr., — 12 n. Chr.), der Freund und Feldherr des Oktavian-Augustus, der Sieger von Aktium über Marc Anton.

Livius (S. 39): Titus L. (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.) schrieb nach rhetorischer und philosophischer Ausbildung unter Augustus, der ihm seine Freundschaft zuwandte, in 142 Büchern eine Geschichte Roms ab urbe condita (seit Gründung der Stadt), das repräsentativste Prosawerk der augusteischen Zeit. Republikanisch fühlend, wandte er seinen Blick dem Wunschbilde des alten Rom zu und stellte diesem den Sittenverfall seiner eigenen Zeit gegenüber. Die Teile des Werkes über die Zeitgeschichte des Livius sind leider verloren. Die Darstellung der alten Zeit wollte keine Quellendarstellung, sondern ein Kunstwerk sein, und muß als

solches bewertet werden. Für die kritische Geschichtsforschung ist Livius besonders dort wertvoll, wo er verlorene Teile des Polybios reproduziert. Statt zu untersuchen, erzählt er. ›So verschieden seine Quellen, so einheitlich ist seine Darstellung. Das ist es, was er in einer Lebensarbeit von vierzig Jahren geleistet hat, unermüdlich der gewaltigen Aufgabe hingegeben: ein schöner und geschlossener Aufbau der Geschichte seines Volkes, über die Taten und Katastrophen der sieben Jahrhunderte das Licht einer vollendeten Erzählungskunst gebreitet‹ (F. Leo, ›Die röm. Lit. d. Altertums‹, in ›Kultur d. Gegenw.‹, Teil I, Abt. VIII, Lpz. 1924, S. 452).

Varro (S. 39), Marcus Terentius (116—27 v. Chr.), aus altem Geschlecht, Freund des Pompejus und Feldherr in Spanien, von Cäsar nach der Schlacht von Pharsalos begnadigt, durch Marc Anton geächtet, von Oktavian wieder aufgenommen, für uns wertvoll als Schriftsteller, Sammler und Polyhistor. Er schrieb bis in sein hohes Alter, vom Einfluß der Griechen noch wenig berührt, als ein Römer des alten Schlags. Von seinen stoffreichen, auf die verschiedensten Dinge sich beziehenden Schriften sind nennenswert: die 3 Bücher ›Über den Ackerbau‹ (Rerum rusticarum libri III), die erhaltenen Bücher 5—10 des Werkes ›Über die lateinische Sprache‹, und das für die römische Altertumskunde wichtige Werk der ‚Altertümer‘ (‚Antiquitates‘, in 41 Büchern), in dessen Mittelpunkt die ‚Altertümer der römischen Religion‘ und ‚des römischen Lebens‘ stehen.

Juvenal (S. 39), D. Junius J. (vielleicht 67 bis gegen 150 n. Chr.), der einzige erhaltene Dichter aus Trajans und Hadrians Zeit. Lange Deklamator, dichtete er erst spät seine ‚Satiren‘ (16 in 5 Büchern), bittere, scharfsichtige Sittenbilder und Enthüllungen der führenden Gesellschaft seiner Zeit. Er soll achtzigjährig in Ägypten gestorben sein, wo er ein militärisches Kommando führte.

Lunarische Stufe (S. 44): Auf dieser ›lunarischen‹ Stufe wird die Naturkraft nach Bachofen als Mond-Gottheit gedacht und verehrt, als Mischwesen aus der weiblichen und der männlichen Naturkraft. Die lunarische Stufe steht so zwischen der Verehrung der (tellurischen) Erd-Göttinnen und der (uranisch-solarischen) Himmels- und Sonnen-Götter (s. ‚Psyche-Mythus‘). Daher die Rolle der Mondverehrung bei der Amazone (s. S. 137). Hierzu vergleiche man des Aristophanes' Worte in Platos ‚Gastmahl‘ über die Dreizahl der Geschlechter: ›Diese drei Geschlechter gab es aber deshalb, weil das männliche ursprünglich der Sonne Ausgeburt war, und das weibliche der Erde, das an beiden Teil habende aber des Mondes, der ja auch selbst an diesen ⟨an Erd- und Sonnensphäre⟩ Teil hat‹ (›Gräbersymbolik‹ S. 29, Anm. 2).

Murcia (S. 44), altrömische Göttin, die eine Kapelle im Zirkustale zwischen Aventin und Palatin besaß. — Kybele, Göttermutter. Unter ihrem Bilde wurde auf dem Hochlande Kleinasiens, in Phrygien und Lydien, doch auch in den angrenzenden Landschaften und den griechischen Küstenstädten die ewig schaffende, lebenerzeugende Kraft der Natur das ganze Altertum hindurch verehrt. Ihre Namen waren ‚Große Göttin', ‚Große Mutter' oder auch nur ‚Mutter'. — Seia, wie Segetia eine Göttin der Saaten; Tutilina, die Göttin, welche das eingebrachte Getreide beschützt.

Consus (S. 45), heute als altrömischer Gott des Erntesegens gedeutet (Mommsen, Wissowa), als Gott der glücklich geborgenen (condere) Feldfrucht. Sein uralter im Zirkustale am Südfuße des Palatin gelegener Altar war unterirdisch angelegt und wurde nur an den Festtagen aufgedeckt.

Virgil (S. 46), Publius Virgilius Maro (70—19 v. Chr.), gilt als größter römischer Dichter. Schrieb 42—39 die ‚Bukolika', 10 Idyllen, in denen sich unter sehr engem Anschluß an Theokrit reine und hellenistisch künstliche Hirtenpoesie mischen. Ihnen folgte die schöne ‚Georgika', die in vier Büchern, ohne in den trockenen Ton des Lehrgedichts zu fallen, das Leben und Treiben des Landmannes bei Ackerbau, Baumkultur, Viehzucht und Bienenpflege durch den Kreis des Jahres begleitet und liebevoll schildert. Dessen Beschäftigungen ›waren ihm mehr als Pflügen und Pflanzen, Weiden und Zeideln, er sah in allem den Verkehr des Menschen mit der allzeit Gleichen, die Mühe freundlich Lohnenden, den Genuß im Ausruhen, die Fülle im Bedürfnis Spendenden‹ (Leo). Ihre Höhe erreicht Virgils Dichtung in der unvollendeten ‚Äneis', dem großen römischen Nationalepos. In zwölf Gesängen stellt es die Geschichte der Irrfahrt und Übersiedlung des trojanischen Helden Äneas, der den Flammen Trojas entrann, nach Latium, und darin vorausblickend den Sieg des Römertums über die Welt dar. Nachdem Äneas seine Gattin Kreusa auf der Flucht verloren hat, segelt er nach Thrakien, Delos, Kreta und Sizilien, wo sein Vater Anchises stirbt. Vom Haß der Juno verfolgt, wird er nach Karthago verschlagen, wo ihn die Königin Dido festzuhalten sucht. Nach siebenjährigem Umherirren gelangt er nach Italien, wo sein Sohn Ascanius das neue Reich gründet. (Man vergleiche hierzu Bachofens großartige Deutung in der Vorrede der ›Sage von Tanaquil‹ auf S. 205 ff. dieser Auswahl.)

Virbius (S. 46), männlicher Gott aus dem Kreise der Diana Nemorensis, die in heiligen Hainen, besonders in dem von Aricia, als Geburtsgöttin verehrt und früh mit der griechischen Artemis gleichgesetzt wurde. Virbius wurde vermutlich als geburts-

helfender Dämon gedacht. — Adonis, vielleicht orientalischer Gott, Ausdruck des Naturlebens, das schnell blüht und welkt. Aphrodite vereinigt sich nach dem Mythus mit dem blühenden Jüngling, den schneller Tod ereilt. Der Kult des Gottes (die ›Adonien‹) fand im Hochsommer statt und bestand in einer Totenklage und Bestattungsszene, bei denen Adonis durch eine hölzerne Puppe vorgestellt wurde. — Euamerion, ein im Tempel des Gottes der Heilung Asklepios zu Titane göttliche Opfer genießendes Kultwesen, vielleicht als Dämon des Wohlbefindens zu denken. — Sosipolis, männlicher Dämon oder Gott, der in Olympia verehrt wurde. Dem Mythus nach (Pausanias 6, 20, 4ff.) wurde er in Gestalt eines Knaben den Eleiern, die auf einem Kriegszuge gegen Arkadien begriffen waren, von einer unbekannten Frau gebracht und verwandelte sich während des Kampfes in eine große Schlange, bei deren Anblick die Arkadier in Verwirrung gerieten und flohen.

Tarquin (S. 46): 1. Lucius Tarquinius (Priscus), der Sage nach der fünfte König Roms, Sohn eines Korinthers Demaratos. Er wanderte aus der etruskischen Stadt Tarquinii, dem Drängen seiner prophetisch begabten etruskischen Frau Tanaquil folgend, nach Rom und wurde hier nach dem Tode des Ancus Marcius König. Nach seiner Ermordung habe Tanaquil ihrem Schwiegersohne Servius Tullius den Thron gesichert (s. unten die Anm. Okrisia). Namen der Tarquinier und Tanaquils erscheinen auf etruskischen Inschriften. — 2. Lucius Tarquinius Superbus, nach den ältesten Berichten Sohn des Vorigen, tötete, durch seine Gattin Tullia dazu veranlaßt, Servius Tullius, und gewann so den Thron. Er gilt in der römischen Überlieferung als Urbild des Tyrannen. Auf Betreiben des Lucius Junius Brutus wurde 510 v. Chr. seine Herrschaft und damit das Königtum gestürzt.

Pindar (S. 46), der große thebanische Lyriker (geb. 522 oder 518, † nach 446 v. Chr.). Sohn eines altadligen Geschlechtes, ging er gleichwohl in jungen Jahren nach Athen, um die Musik zu lernen. Mit etwa 20 Jahren beginnt er zu dichten. ›Er ist nicht müde geworden, einzuschärfen, daß der Sänger dem Sieger ebenbürtig wäre‹ (U. v. Wilamowitz-Moellendorff, ›Die griech. Lit. des Altertums‹, Kultur d. Gegenw. Teil I, Abt. VIII, S. 51). Von seiner umfangreichen und vielseitigen Lyrik sind vollständig nur die vier Bücher der ‚Epinikien‘ erhalten. Das sind Lieder zum Preise der adligen Sieger in den Wettkämpfen, für chorischen Vortrag unter Begleitung von Lyra und Schnabelflöte beim Einzug des Siegers in seine Vaterstadt bestimmt. In der Mitte jedes Gedichtes erscheint meist ein Mythus. Nach dem Rang der Spiele und einzelnen Kämpfe sind die ‚Epinikien‘ gegliedert in 1. olym-

pische, 2. pythische, 3. nemeische, 4. isthmische Lieder. ›Er hat immer etwas zu sagen, mehr als er sagt, und jedes Ereignis sieht er von der Warte des apollinischen Propheten: jeder Glückwunsch wird ihm zu dem delphischen Gruße, „Mensch, erkenne, was du bist“; jeder Erfolg schließt die Mahnung an die Ritterpflichten in sich; er erzählt keine Geschichte, sie diene denn dazu, des Himmels Macht und Gnade gegenüber der irdischen Unzulänglichkeit zu beleuchten. Auch seine weltlichen Lieder sind die eines geistlichen Dichters. Und er hat keine Furcht gekannt vor irgend etwas, was irdisch ist, auch nicht das feige Mitleid mit der Gemeinheit; darum konnte er Gott fürchten und das Tüchtige überall anerkennen .. Ein solcher Dichter wird immer eine kleine Gemeinde haben; die meisten werden finden, daß man des feierlichen Stiles satt werden müsse‹ (Wilamowitz S. 52f.).

Regia (S. 47), ein öffentliches Gebäude in Rom, die Königsburg des Numa, später zu priesterlichen Zwecken verwandt.

Tertullian (S. 47), der Kirchenvater (geboren etwa 160 n. Chr., Todesjahr unbekannt). Schrieb unter vielen theologischen Schriften, welche die Gedankenwelt des Christentums gegen heidnische Angriffe und Mischungsversuche verteidigen, das Buch ‚De spectaculis‘, ‚Über die Spiele‘ der Heiden.

Cassiodor (S. 48) (geb. etwa 490 n. Chr., gest. vor 583), unter Theoderich Kanzler, trat danach in oströmische Dienste. Er gründete auf seinem Familienerbe bei Squillacium in Kalabrien das Kloster „Vivarium“, in dem er seine Mönche zu wissenschaftlicher Tätigkeit anhielt. Sein gelehrtes großes Werk über die Geschichte des Gotenvolkes ging leider bis auf den dürftigen Auszug, den der Gote Jordanis davon machte, verloren. Erhalten sind in Bruchstücken die ‚Reden auf Könige und Königinnen‘; die ‚Chronika‘, ein Abriß der Weltgeschichte bis 519 n. Chr.; die zwölf Bücher der ‚Variae‘, eine Sammlung von Verfügungen; das enzyklopädisch angelegte Werk, ‚Institutiones divinarum et humanarum litterarum‘; ein kirchengeschichtliches (‚Historiae tripartitae libri XII‘) und ein orthographisches Handbuch. Cassiodor hat das hohe Verdienst, einen bedeutenden Teil des antiken Schrifttums durch die Abschriften, die unter seiner Leitung die Mönche anfertigten, vor dem Untergange bewahrt zu haben.

Corneto (S. 49), auch Corneto Tarquinia genannt, kleine Stadt in der Provinz Rom, nahe an der Mündung der Marta ins Tyrrhenische Meer. Nordöstlich von Corneto lag die alte Stadt Tarquinii mit ihrer ausgedehnten Nekropole.

Der Bereich der Unteren und der Oberen

Fortuna (S. 50), eine altrömische Göttin ursprünglich vielleicht der Geburt, dann der Fügung, des Schicksals, schließlich des Zufalls, die später der griechischen Tyche gleichgesetzt wurde. Man verehrte sie in Rom unter verschiedenstem Beinamen.

Platons ‚Gesetze' (S. 50), Alterswerk, vielleicht überhaupt letztes Werk des großen Philosophen. Es entwirft, nachdem Platon im ‚Staat' rigoroser ähnliches unternommen hatte, nun in Dialogform das Bild eines Musterstaates mit einer Mischverfassung von Monarchie und Demokratie, die Maßhaltung und Bestand verbürgt.

Longin (S. 51), Hofphilosoph der Kaiserin Zenobia, unter Kaiser Aurelian (270—75 n. Chr.) hingerichtet. Er ist nicht der Verfasser des schönen stilkritischen Buches ‚Über das Erhabene' (Peri hypsus), dieses Protestes ursprünglicher Natur gegen den Fanatismus der Rhetoren, wie mit den Früheren Bachofen annimmt. Dies Buch, um 40 n. Chr. entstanden, scheint vielmehr von einem Schüler des Rhetors Theodoros aus Gadara zu stammen.

Philostrat (S. 51), attischer Schönredner am Hofe der Severer, Reisebegleiter der Julia Domna, der Gemahlin des Kaisers Septimius Severus und Mutter des Caracalla, auf deren Anregung er um 220 n. Chr. die klassizistisch-erbauliche romanhafte Biographie des großen Wundertäters Apollonius von Tyana († um 90 n. Chr.) verfaßte (s. auch S. 255).

Lydien (S. 51), die mittlere Landschaft der Westküste Kleinasiens um den Hermos und seine Nebenflüsse.

Poseidon Genesios (S. 51) (röm. Neptun), Bruder des Zeus, der Herr der zeugenden Gewässer und des Meeres, hatte dem trojanischen Könige Laomedon in Gemeinschaft mit Apollon die Mauern Trojas erbaut, wurde aber von Laomedon um den ausbedungenen Lohn seiner Arbeit betrogen. Daher ist er im Trojanischen Kriege den Troern und später dem Aneas feindlich gesinnt. — Apollon, Sohn des Zeus und der Leto. Auch er scheint ursprünglich als chthonischer Gott, als Gott des Ackerbaus, des glücklichen Gedeihens der Herden und Kinder gedacht worden zu sein. Er gilt zugleich als dunkler, tötender (Pestgott) und als heller, heilender Gott. Als der dunkle, Loxias genannt, ist er in Delphi und sonst Spender dunkler Orakelsprüche. Daneben erhebt sich immer stärker seine helle Natur als alles sehender und weckender Phöbus (d. i. ‚lichter, reiner'), als Sonnen- und Lichtgott.

Alba longa (S. 52), die Mutterstadt der latinischen Städte, am Monte Cavo bei Palazzuola gelegen, wurde nach der Sage von

Ascanius, dem Sohn des Aneas, 300 Jahre vor Rom gegründet, war lange Zeit hindurch die herrschende Stadt des latinischen Bundes, bis es, angeblich unter König Tullus Hostilius, von Rom zerstört wurde. Der Sage nach war von Alba longa aus durch Romulus und Remus Rom gegründet.

Mummius (S. 52), Lucius Mummius Achaicus, besiegte im vierten makedonischen Kriege 146 n. Chr. die Achäer und nahm Korinth ein. Sein zügelloses Heer plünderte und zerstörte die Stadt.

Amphion (S. 52), Sohn der Antiope und des Zeus, bildet mit seinem Zwillingsbruder Zethos eine Art böotisches Dioskurenpaar. Auf Geheiß des Hermes baut er durch die Töne der Leier Thebens Mauern.

Skyrisches Versteck (S. 52): Achill wurde der Sage nach von seiner Mutter Thetis, die seinen frühen Tod im Trojanischen Kriege voraussah, als Neunjähriger nach der Felseninsel Skyros, nordöstlich von Euböa, gebracht, wo er in Frauenkleidern unter den Töchtern des Königs Lykomedes aufwuchs, bis ihn Odysseus durch eine List entlarvte und zur Teilnahme am Trojanischen Kriege bewog.

Der Seilflechter als Symbol (Oknos)

Mythen von den Gequälten der Unterwelt (S. 62): Die Danaiden mußten, weil sie auf das Geheiß ihres Vaters, des Königs Danaos, in der Brautnacht ihre Männer umgebracht hatten, in der Unterwelt ewig vergeblich ein Faß mit Wasser füllen, dessen Boden durchlöchert war. — Ixion, König der Lapithen, wurde als in alle Ewigkeit mit Händen und Füßen auf ein glühendes Rad geflochten und durch die Luft, später durch die Unterwelt gerollt gedacht, weil er, von Zeus mit Unsterblichkeit beschenkt, sich an dessen Gemahlin Hera zu vergreifen gesucht hatte. — Sisyphus, der klügste und verschlagenste der Menschen, der für so klug galt, daß er selbst aus der Unterwelt zurückkehren könne, mußte einen sprichwörtlich gewordenen Felsblock einen hohen Berg hinaufwälzen, der den Stein immer auf der andern Seite wieder herabrollen ließ. — Cerberus, Sohn des Typhaon und der Echidna, hütete als dreiköpfiger Höllenhund den Eingang in das Schattenreich des Hades. Er ließ jeden wedelnd hinein, aber niemanden wieder heraus.

Chiron (S. 65), ein Zentaur der Sage, als Erzieher vieler Helden der Sagenzeit gerühmt, der Freund des Peleus, dessen Sohn Achill er in der Heilkunde und Gymnastik unterrichtete.

Palme (S. 66), lat. palmus, ›Hand‹, römisches Längenmaß, die Strecke von 4 Fingerbreiten.

Apaturien (S. 67), Name des alten ionisch-attischen Geschlechterfestes, das Zeus Phratrios, Athena Phratria und Dionysos gewidmet ist, und an dem die neuen Geschlechtsmitglieder in die Phratrien (Bruderschaften, Geschlechterverbände) eingeführt wurden.

Polygnot (S. 67), der erste große Maler der Griechen. Er schuf in Platää, Athen und Delphi um 475—445 v. Chr.

Lesche (S. 67), Ort zum Plaudern und zur Beratung, ursprünglich Totenbank auf Gräbern, Grabnische, später hallenartig ausgebaut, Versammlungsort der männlichen Mitglieder der führenden Familien (Gentiles). Berühmt war die Lesche der Knidier in Delphi, die Polygnots Wandgemälde schmückten.

Pausanias (S. 67), antiker Kunstschriftsteller, schrieb, vielgereist und mit großer Einzelkenntnis, um 175 n. Chr. eine Periegesis, d. i. die Beschreibung eines Landes, seiner archäologischen und anderen Sehenswürdigkeiten, und zugleich ein Reiseführer, unserem Baedeker vergleichbar. Sein Werk (‚Periegesis tes Hellados', ‚Führer durch Griechenland') behandelt in zehn Büchern nacheinander alle wichtigen griechischen Landschaften. ›Daß er außer der Lokalarchäologie soviel schöne Dinge zu erzählen weiß, daß er sich so fromm und so patriotisch und so archaistisch gebärdet, so naiv herodoteisch die Fiktion persönlicher Erkundigung durchführt, und daß dabei der Stil so zerhackt und verzwackt, so altbacken und muffig ist, daß man die hochmoderne Mache gleich herausschmeckt, das soll bewundern oder wenigstens empfinden, wer ihn mit seinem Maßstab messen will‹ (Wilamowitz S. 238).

Kratinos (S. 67) (etwa 520—423 v. Chr.), neben Aristophanes und Eupolis, von dem wie von ihm nur wenige Bruchstücke erhalten sind, der berühmteste Dichter der alten, attischen und der beißend witzige Begründer der politischen Komödie.

Photius (S. 67) (etwa 820—891), hoher byzantinischer Kirchenfürst und Gelehrter und fruchtbarer theologischer Schriftsteller. Nach dem Tode zum Heiligen der griechischen Kirche erhoben. Von seinen Schriften haben nur zwei für die Altertumsforschung Wert: 1. Die Bibliotheke (vor 858 verfaßt): Auszüge aus 280 „Bänden" vornehmlich unbekannter und vergessener griechischer, heidnischer und christlicher Autoren, denen er ziemlich schablonenhafte Skizzen über den Inhalt des Werkes oder das Leben des Verfassers und eine stilistische Beurteilung anfügt, ›das wichtigste literarhistorische Werk des Mittelalters, und für uns von unschätzbarem Werte durch die Erhaltung authentischer Nachrichten über zahlreiche ganz oder größtenteils verlorene Autoren der alten Literatur‹. 2. Das Lexikon, Zusammen-

fassung älterer Wörterbücher zur Erläuterung klassischer Schriftsteller und der Bibel (K. Krumbacher, ›Die griech. Lit. d. Mittelalters‹ in dem mehrfach genannten Bande der Sammlung „Kultur d. Gegenw.", S. 354).

Propertius (S. 67), Sextus P. (etwa 49—15 v. Chr.), neben Tibull der größte Elegiendichter Roms. Seine oft leidenschaftlichen, auf kühne Kürze zusammengeballten und mit dem mythologischen Prunk hellenistischer Dichtung behängten großstädtischen ‚Elegien', von denen ein großer Teil einer Cynthia gilt, haben noch in Goethes Natur ›eine Erschütterung hervorgebracht‹.

Plinius (S. 67), Cajus Plinius Sekundus, zur Unterscheidung von seinem Neffen Plinius der Ältere genannt. Er lebte von 23 bis 79 n. Chr., war Offizier und Verwaltungsbeamter unter Vespasian und Titus und kam als Befehlshaber der Flotte in Misenum bei dem Vesuvausbruch, der Herkulaneum und Pompeji zerstörte, ums Leben. Unermüdlich als Schriftsteller tätig, schrieb er aus mehreren hundert älteren Autoren eine umfangreiche ‚Naturalis historia', eine ‚Naturgeschichte' zusammen, d. h. nach antikem Begriff eine Zusammenstellung alles Wissenswerten der äußeren Welt vom Weltall angefangen, über Mensch, Tier und Pflanze bis zur Betrachtung von Malerei und Skulptur. Unter seinen verlorenen Schriften ist der Verlust seines großen, zwanzigbändigen Werkes über die Germanenkriege besonders schmerzlich. — Bachofens Stelle steht Nat. hist. 35, 11, 40.

*Der Name Oknos-Aucnus (S. 68): „Das Symbol ⟨des Oknos⟩ ist weit älter als der Oknusname, der unter dem Einfluß der Volkssprache diejenige Gestalt erhielt, in welcher er zuletzt in der Schrift festgesetzt und überliefert worden ist." Der Grammatiker Servius, in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, gebraucht abwechselnd die Namen Ocnus-Aucnus. Er bringt ihre Bedeutung in Zusammenhang mit der von augere, auctare (vermehren). Dies Vermehren „findet überdies in der bildlichen Darstellung des seilflechtenden Greises eine genau entsprechende Versinnlichung. Ohne Unterbrechung der Arbeit obliegend, fördert Oknus beständig sein Werk ... Der Eigenname und das begriffliche oknos ⟨Zaudern, Saumseligkeit⟩ bilden ein zusammengehörendes Ganzes. Ihre Bedeutungen stehen in innerer Verbindung und geben eine zusammenhängende Ideenreihe. Auf das moralische Gebiet des Nachdenkens und Prüfens übertragen, gestaltet sich die Idee des Mehrens und Fortarbeitens zu jener der Bedenklichkeit, des unschlüssigen Hinausschiebens, des Zauderns" (‚Gräbersymbolik' S. 352).

Diodor (S. 69), ein Sizilier († nach 27), schrieb zwischen 60 und 30 v. Chr. seine ‚Bibliotheke', die in vierzig, zum großen Teil erhaltenen, aus älteren Werken zusammengeschriebenen Büchern

die Weltgeschichte vom Anfang der Welt bis zu Cäsars britannischem Zug darstellt, zwar ohne tieferes Urteil, aber als stilistisch einheitliche Leistung für seine Zeit wohl brauchbar. Man hat sie glücklich mit Webers Weltgeschichte verglichen.

Sueton (S. 70), Cajus Suetonius Tranquillus (um 75 bis etwa 150 n. Chr.), eine Zeitlang Geheimschreiber Hadrians, schrieb zu Beginn des 2. Jahrhunderts seine ‚Kaiserbiographien' (De vita Caesarum), die, offenbar als Ergänzung zu den vorhandenen Werken über die Geschichte des Kaiserreichs gedacht, in knappem, klarem, fast kanzleiartig-geschäftsmäßigem Stile, auf die Erwähnung aller merkwürdigen Züge gerichtete Lebens- und Charakterbilder der römischen Kaiser von Cäsar bis Domitian geben. Erhalten von ihm ist ferner ein Teil des Werkes ‚Berühmte Männer' (De viris illustribus): es überliefert uns kurze Lebensbeschreibungen einer Reihe von Dichtern, Rednern, Geschichtsschreibern und Philosophen.

Arachnes Gewebe (S. 71): Arachne galt nach hellenistischer Sage als geschickte lydische Weberin. Sie erhob sich über Athenes Kunstfertigkeit und forderte diese zum Wettkampf heraus. Da sie auf ihrem Gewebe der Göttin Liebesabenteuer darstellte, wurde sie von Athene in eine Spinne verwandelt. — Hephaists Netz: Der Gott des Feuers und der Schmiedekunst Hephaistos überrascht bei Homer seine Gemahlin Aphrodite und den Kriegsgott Ares (röm. Mars) im Ehebruch durch ein kunstvolles Netz, das sich um beider Umarmung selbsttätig schließt, und setzt sie dem Gespött der Götter aus.

Delos (S. 71), kleine Insel im Mittelpunkt der Zykladen des Ägäischen Meeres, mit einem berühmten Apolloheiligtum.

Moira (S. 72), die Göttin, die den Lebensanteil des einzelnen bestimmt, die Göttin der unerforschlich dunklen Macht des Schicksals, welche Geburt und Tod zuteilt.

Kronos (S. 72), der Titan, der auf Anstiften seiner Mutter Gaia (Erde) seinen Vater, den Vater des Alls, Uranos (Himmel), vom Throne stürzt und, dessen Fluche entsprechend, von seinem Sohne Zeus gleichfalls entthront wird.

Ariadne (S. 72), ursprünglich eine Vegetationsgöttin, der Sage nach die Tochter des Königs Minos von Kreta. Sie rettete den attischen Nationalhelden Theseus, nachdem dieser den Minotaurus getötet hatte, durch einen Faden, dessen Ende sie ihm in die Hand gab, aus den verworrenen Gängen des Labyrinths. Als sie mit ihm nach der Insel Naxos entflohen war, gab Dionysos dem Theseus im Traume ein, Ariadne zu verlassen, und erhob sie zu seiner Gemahlin.

Kylon (S. 72), ein athenischer Aristokrat, der 640 v. Chr. in Olympia Sieger gewesen war, suchte mit Hilfe seines Schwiegervaters

Theagenes von Megara in Athen die Tyrannis zu errichten, doch ohne Erfolg.

Eriphyle (S. 72), die Gemahlin des Sagenhelden Amphiaraos, der den unglücklichen Ausgang des Zuges der Sieben gegen Theben (s. die Anmerkung ‚Ödipussöhne') durch seine prophetische Gabe vorauswußte und deshalb nicht an ihm teilnehmen wollte. Eriphyle, von Polyneikes durch das Geschenk des goldenen Halsgeschmeides der Harmonia (nach andern durch deren verhängnisvolles Gewand) bestochen, zwang ihren Gatten jedoch zum Kriege, indem sie seinen Aufenthalt verriet. Amphiaraos' Tod im Kampfe rächte dessen Sohn Alkmäon durch Ermordung seiner Mutter. Er fiel darauf in Wahnsinn, gesundete aber und schenkte das Halsband seiner Gattin Arsinoë. Darauf zum zweiten Male wahnsinnig, fand er auf einer neu angeschwemmten Insel des Acheloos Heilung und heiratete des Flußgottes Tochter Kallirrhoë. Bei dem Versuche, für diese das Halsband zu holen, wurde er ermordet. — Herakles' Gattin Deïaneira hatte aus dem geronnenen Blute des Zentauren Nessos, den Herakles getötet hatte, eine Zaubersalbe bereitet, die ihr jederzeit die Liebe ihres Gatten sichern würde. Von Eifersucht gequält, tränkte sie mit ihr ahnungslos ein weißes Opfergewand. Als es Herakles anzog, brannte er lebend an, errichtete sich selbst einen Scheiterhaufen auf dem Öta, den Philoktet anzündete, und wurde durch die Flamme auf den Olymp unter die Götter entrückt.

Tänie (S. 72) (griech. tainia, röm. taenia), die Binde, das Band, besonders um Haupt oder Busen getragen.

Nonnos (S. 73), (um 450 n. Chr.), der bedeutendste spätgriechische Epiker, anfangs Heide, nach seinem Übertritt zum Christentum Versübersetzer des Johannesevangeliums, der ›letzte Stilkünstler der hellenistischen Dichtung‹. Er stellte in seinem großen glühenden und phantastischen Epos ‚Dionysiaka' in 48 Büchern und strengen monotonen Hexametern, ›die klingen wie das dionysische Tamburin, das die Mänade zu ihrem ekstatischen Tanze schlägt‹, den großen Siegeszug des Dionysos über die Erde von Osten nach Westen dar. ›So führt er uns noch einmal all die Kinder der hellenischen Phantasie in einem letzten wilden Tanze vor .. Man spürt wohl, daß es nicht mehr die lebendigen Wesen sind, sondern nur ihre für eine klassische Walpurgisnacht auferstandenen Schatten. Aber sie haben Blut getrunken .. ‹(Wilamowitz S. 288). — Die Stelle, von der Bachofen spricht, steht: Dionys. 23, 234—334.

Die Stellen für Bachofens Auslegung (S. 73): Plutarch, Is. u. Os. c. 33, 17; c. 30. 53. Diodor 1. 97.[1]

*Haar und Sumpfpflanze (S. 76): „Aus Heliodors ‚Äthiopika' (3, 14) haben wir den Mythus von Homers unechter Geburt .. angeführt. Wie der aufschießende Lotus Nephthys' Tat verrät, so

erkennt man an dem langen Haar, das des Dichters Schenkel bedeckt, seiner Mutter Untreue .. Durch die bloße Kraft der Materie ohne alles menschliche Zutun treten die Haare gleich dem Lotus aus dem gebärenden Stoffe ans Licht hervor, eine Zeugung der den menschlichen Körper durchdringenden Feuchtigkeit, folgeweise Sitz der Kraft, wie bei Samson, Nisus, Pherelaus, daher Flüssen, den Trägern der phallischen Natur, eine besonders erwünschte Gabe .. Aus den Haaren freier thrakischer Weiber flochten die Erythräer jenes Seil, mit dessen Hilfe das den tyrischen Herakles tragende Schiff siegreich nach dem Hafen der Stadt hineingezogen wurde (Paus. 7, 5, 3). Den großen Mächten der Naturzeugung wird das schönste Produkt derselben zum Opfer dargebracht. Die Auffassung der Haare als Sitzes der Kraft zeigt sich darin, daß das Götterboot, welches keiner menschlichen Anstrengung weichen wollte, dem Zuge der weiblichen Haare ohne Widerstand folgte. — Ist so die Beziehung zu der Naturzeugung nicht zu verkennen, so tritt andrerseits auch die hetärische Stufe derselben deutlich hervor, so daß sich die Gleichstellung der Haare und der Sumpfpflanzen überall erwahrt. Von dem Weibe verlangt Aphrodite das Opfer der Keuschheit. Ausschließliche, eheliche Verbindung ist der Göttin alles Liebestriebes, der ›lieblächelnden‹ (philomeides), die den Stoff durchdringt, verhaßt. Um sie mit der ⟨herrschenden⟩ Ehe auszusöhnen, ist dem Weibe zeitweilige Übung des Hetärismus zur Religionspflicht gemacht. Der Babylonierinnen Hingabe wird uns von Herodot ausführlich geschildert, und ähnliche Anschauungen treten in ähnlichen Übungen europäischer Stämme hervor. In Zeiten drohender Knechtschaft nehmen die Frauen von Lokri, nach Justins Zeugnis, ihre Zuflucht zu dem Gelübde des Hetärismus. Durch außereheliche Geschlechtsverbindung suchen sie der hetärischen Naturmutter Schutz und Wohlgefallen zu gewinnen. Aber die Stelle dieses höchsten aller weiblichen Opfer vertreten zuweilen andere. So werden der korinthischen Aphrodite hetärische Mädchen dargebracht, damit durch sie die Pflicht getilgt werde. Daran schließt sich das Haaropfer der Frauen an. Es erscheint als Äquivalent der weiblichen Keuschheit. So bringen die römischen Frauen, um der gallischen Knechtschaft zu entgehen, Venus ihren Haarschmuck dar" (›Gräbersymbolik‹ S. 326f.).

Agathodaimon (S. 79): jemandes ›guter Geist‹ und unsichtbarer Ratgeber.

Aristoteles (S. 84), der große zusammenfassende Denker (384—322/1 v. Chr.), gab in den 13 Büchern seiner ‚Metaphysika' eine Untersuchung über die Fragen, die das Seiende als Seiendes aufgibt: über die Rolle des Geistes im Weltall, sein Verhältnis zum Stoff, über Gestalt, Bewegung und Kausalität.

Denn alles .. erkundete" (S. 84): Euripides ‚Hippolytos' 188.

Mutterrecht und Abendland

Die Vorrede

Herodot (S. 88) (um 484—425 v. Chr.), der »Vater der Geschichte«, der erste Grieche, der Geschichte von einem umfassenderen, über Lokalhistorie hinausgehenden Standpunkte schrieb. Sein Werk Historiai, von dem er 445 in Athen einen Teil öffentlich vorlas, sucht den Gegensatz zwischen Orient und Griechenland in seinen verschiedenen Phasen darzustellen, führt dabei aber über zahllose Episoden, geographische und sonstige Abschweifungen, sagenhafte und novellistische Berichte. In behaglicher Breite stellt es die Geschehnisse von drei Jahrhunderten bis zum Jahre 479, vor allem die der Perserkriege, dar. Den Wert des Werkes für die kritische Geschichtsforschung schätzt man nach fast völliger Skepsis heute wieder höher ein. »Wie dem auch sei, sei es nicht Historie, sondern Mythologie (wie Platon sie nennen würde): ihr zu lauschen ist ein wahrer Genuß, und die Welt wird des Herodotos so wenig satt werden wie der Geschichten des Alten Testamentes.« (Wilamowitz S. 97).

Nikolaos von Damaskus (S. 88) († um Christi Geburt), der Hofphilosoph des Königs Herodes. Von seiner 144 Bücher umfassenden, lebendig und mit guter Psychologie geschriebenen Weltgeschichte sind wesentliche Teile aus den ersten Büchern, über lydische und persische Geschichte, erhalten. Der Inhalt der Teile über seinen Herrn Herodes, die, ohne in der Stoffmitteilung stecken zu bleiben, ausführlich gewesen sein müssen, ist nur durch Josephus' ‚Jüdische Altertümer' auf uns gekommen.

Strabon (S. 89) (etwa 68 vor bis 20 n. Chr.) verfaßte mit seiner ‚Geographie' (in 17 Büchern) ein erdkundliches Seitenstück zu Diodors Werk. Ohne in den Geist der hohen Wissenschaft des Faches, wie sie von Eratosthenes und Hipparch gepflegt wurde, einzudringen, ist sein Buch doch durch den Reichtum an scharf umrissenen Bildern, durch die Fülle der nicht nur geographischen Einzelheiten und die sachliche Klarheit seiner Rede für uns eine belehrende und erfreuliche Zusammenfassung. Von einem aus anderen zusammengeschriebenen Geschichtswerke Strabons über die Zeit vor und nach Polybios, den ‚Geschichtlichen Rückblicken', sind nur Bruchstücke erhalten.

Kantabrer (S. 89), iberischer Stamm in Nordspanien, vom Quellgebiet des Ebro bis an die nördliche Meeresküste wohnend.

Elokation (S. 89) = Ausstattung.

Polybios (S. 90) (etwa 201—120 v. Chr.) gilt vielen neben Thukydides als der größte Geschichtschreiber der Griechen. Ge-

boren im arkadischen Megalopolis als Sohn des achäischen Bundesstrategen Lykortas, mußte er im Jahre 166 unter den 1000 Geiseln seines Staates nach Rom gehen. Die sechzehn Jahre dieses römischen Aufenthaltes, in denen er die Freundschaft des jüngeren Scipio gewann und Roms leitende Männer aus der Nähe kennen lernte, schenkten ihm die Erkenntnis der inneren Größe Roms und der weltpolitischen Aufgabe der jungen Großmacht. Er begleitete Scipio auf italischen Reisen, im Dritten Punischen Kriege, wo er Zeuge von Karthagos Brand war (146), und bereiste Spanien und Gallien. Von den 40 Büchern seines großen Werkes Historiai, ‚Geschichte', sind fünf erhalten; von den übrigen sind große Stücke in der Konstantinischen Enzyklopädie aus dem 10. Jahrhundert auf uns gekommen, auch schimmern sie deutlich erkennbar bei Diodor, Plutarch und Livius durch die Zeilen. Die Darstellung beginnt mit dem ersten Auftreten der Römer außerhalb Italiens (264) und reicht bis zur Eingliederung Griechenlands in die Provinz Makedonien (144). Ihre Vorzüge sind Materialkenntnis, Wirklichkeitssinn, Schärfe des Auffassens und bei aller Nüchternheit anschauliche Schilderung, aus einer langjährigen diplomatischen, militärischen und technischen Tätigkeit fließend.

Epizephyrische Lokrer (S. 90) heißen die nach Unteritalien übergesiedelten Lokrer. Ihr Vorort war Locri Epizephyrii beim heutigen Gerace marina an der Südostküste Kalabriens. — Die ursprünglichen Sitze der Lokrer liegen in Mittelgriechenland südlich des Lamischen Meerbusens bis zu den Thermopylen (epiknemidische Lokrer), nördlich des Kopaissees an der Küste gegenüber der Insel Negroponte-Euböa (opuntische Lokrer) und nördlich des Korinthischen Meerbusens an den Abhängen des Kiona zwischen Lepanto und Parnaß (ozolische Lokrer). Die Hauptstadt der letzten war Amphissa.

Hellenismus (S. 90): Seit J. G. Droysens ‚Geschichte des Hellenismus' (1836) Ausdruck für die Mischkultur aus Griechischem und Nichtgriechischem, vor allem Orientalischem, die sich unter Alexander dem Großen bildete. Bachofen bezeichnet dagegen mit ‚Hellenismus' immer das hohe, klassische Griechentum der Geschichte gegenüber dem ‚pelasgischen' der Vorgeschichte.

Leleger (S. 90) heißen bei Homer die Bewohner von Pedasos in der Troas, bei späteren die Ureinwohner Kariens, die ehemals die ganze ionische Küste mit den ihr vorgelagerten Inseln bewohnt, ja auch in Griechenland selbst, wie die Pelasger, eine vorgriechische Bevölkerung gebildet haben sollen.

Karer (S. 90), die Bewohner der Landschaft Karien im Südwesten Kleinasiens, den Lykiern nahe verwandt. Ob sie den Indogermanen zuzurechnen sind, ist noch strittig.

Aitoler (S. 90), die Bewohner der Gebirgslandschaft des Kiona in Aitolien (Mittelgriechenland), nördlich des Golfes von Patras und östlich des Aspropotamo (Achelous). Sie sind Leleger und der Sage nach aus Elis eingewandert.

Pelasger (S. 90), bei Homer eine Völkerschaft des westlichen Thessalien mit der Hauptstadt Larisa. Nach späteren Autoren sollen überall dort Pelasger gesessen haben, wo der Städtename Larisa vorkommt: in Argos, Kleinasien, auf Lesbos. Nach der Vorstellung des 6. Jahrhunderts sollen auch in Attika Pelasger gesessen, sollen die Pelasger überhaupt eine vorgriechische Bevölkerungsschicht der ganzen südlichen Balkanhalbinsel gebildet haben.

Kaukoner, Kaukonen (S. 90), eine früh verschollene Völkerschaft, die im westlichen Peloponnes und in Arkadien wohnte.

Arkader (S. 90), die Bewohner der an Schluchten und Engtälern reichen Landschaft Arkadien, im Mittelpunkt des Peloponnes. Sie galten als Ureinwohner (Pelasger).

Epeier (S. 90) werden die ältesten Bewohner von Elis, der nordwestlichen, vornehmlich von einer Tiefebene ausgefüllten Landschaft des Peloponnes gegenüber der Insel Zante genannt.

Minyer (S. 90), vorboiotischer Stamm Mittelgriechenlands, wohnhaft um das alte Orchomenos westlich des Kopaissees. Ein Teil der Minyer soll nach seiner Besiegung durch die eindringenden Boioter nach Kleinasien ausgewandert sein.

Teleboier (S. 90), ein sagenhaftes Volk, das mit den Bewohnern der Insel Taphos (heute Meganisi, bei Leukas an der Westküste Mittelgriechenlands) verwandt oder identisch zu sein scheint.

Eöen, Kataloge (S. 90) siehe unter Hesiod. (S. 256).

Sarpedon (S. 91), der Sage nach der Sohn des Zeus und der Europa. Bei Homer greift er als Fürst der Lykier zu Priamos' Unterstützung in den Trojanischen Krieg ein und steht bei der Erstürmung des griechischen Lagers mit Glaukos zusammen als erster auf dem Wall. Er fällt von der Hand des Patroklos.

Eustath (S. 91) († um 1192), Erzbischof von Thessalonich in Makedonien, ein belesener Kommentator, der freimütig gegen die Verstumpfung der Klöster und die Verschleuderung ihrer Bücherschätze seine Stimme erhob. Er hinterließ zwei durch die benutzten älteren Quellen für die Altertumsforschung wertvolle Werke: 1. den ›Kommentar zu Dionysios Periegetes‹ (der einen ‚Führer über die Erde' schrieb), zu dem er noch einen unverstümmelten Strabon und den erdkundlichen Lexikographen Stephanos von Byzanz (7. Jahrhundert) benutzte; 2. einen dickleibigen Kommentar zu Homer, an allegorischen Erklärungen und Gelehrsamkeit reich, der ›neben Massen öder Weisheit auch manche Perle enthält‹ (Wilamowitz).

Mutterlose Zeustochter Athene (S. 96): Athene galt als aus dem Haupte des Zeus entsprungen, als nicht ‚geboren'.

Tacitus (S. 99), Cornelius T. (um 55—116 n. Chr.), neben Thukydides der größte Geschichtschreiber des Altertums. Über seiner Jugend und seinem frühen Mannesalter lag der Druck der Tyrannis von Nero und Domitian. Nach rhetorischer Ausbildung früh als Redner bekannt, wurde er Konsul unter Nerva und verwaltete als Prokonsul unter Trajan die Provinz Asien. Erst als Vierziger begann er zu schreiben: ‚Agricola', die edel und sachlich geschriebene Geschichte der Eroberung Britanniens durch seinen Schwiegervater; ‚Germania' (bald nach 98), die ethnographische Schilderung Deutschlands, nicht auf Selbstkenntnis, sondern vermutlich auf den Büchern des Poseidonios und Plinius ruhend; den ‚Dialog über die Redner', der in der Art von Ciceros Gesprächen den Fragen nach dem Vorrange von Poesie oder Beredsamkeit und den Ursachen des Niederganges der Beredsamkeit nachgeht. Ernst und nach innen gekehrt, wagte er sich mit den ‚Historien' an die Darstellung des selbsterlebten Stückes Geschichte. Von ihren 14 Büchern sind nur die ersten vier und das fünfte halb erhalten: die Geschichte der Jahre 69/70, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian. Sie werden ergänzt durch das berühmte andere, die Zeit vor jenem darstellende Werk, die ‚Annalen', die Tacitus als Sechziger schrieb. Ihre 16 Bücher, bis auf einige schmerzliche Lücken (Buch 7—10, Schluß) überliefert, behandeln die Geschichte vom Tode des Augustus bis zum Jahre 69. Friedrich Leo, der beste Kenner des Tacitus, äußert sich darüber: Hier empfing die römische Leserschaft ›die durch den gestalteten Stoff dringende Wirkung eines mächtigen persönlichen Wesens, in dem die längst selten gewordenen altrömischen Elemente überwogen, die gehaltne Kraft, der wortkarge Lebensernst. Wir sehen den Römer und Senator mit seinem Hasse gegen die im Mittelpunkt seiner Geschichte stehenden Machthaber, die bis in seine höheren Mannesjahre hinein den Senat in entwürdigender Knechtschaft gehalten haben; den Menschen, der seinen Geist in der Gegenwart einsam fühlt und der in der Vergangenheit selten wahre Größe findet und menschliche Tugend, der er trauen mag ... da ist nichts von virtuosem Spiel und Glanz um des Glanzes willen: jeder Satz trägt das Gepräge einsamen Nachdenkens und verlangt ein solches, alles Entbehrliche ist abgetan, jeder Ausdruck scharf auf die Wirkung zugeschnitten, und die Kraft des einen Wortes hebt Lasten des Gedankens‹. (S. 466 f.).

Philostrats Heroengeschichte (S. 100). Philostrat wurde schon S. 245 genannt. Hier meint Bachofen den Dialog Heroikos, etwa gleichzeitig mit dem Leben des Apollonius geschrieben. Mit ihm suchte Philostrat in einer seltsam späten, zwiespältigen Weise

eine Art modischer klassizistischer Religion vorzutragen, in der er den Glauben an die Existenz der volkstümlichen Heroen zu befestigen sucht. Ihre homerischen Gestalten schildert er ausführlich im genannten Werke.

Gleichnis von den Blättern der Bäume (S. 100): Es wird später, auf S. 161, mitgeteilt.

Philopatores, (S. 101) ›Vaterliebende‹, heißen diejenigen Gestalten in Mythus und Geschichte, welche ihre Verwandtschaft und Abstammung nicht mehr als stofflich-leibliche, sondern als geistige, die Welt daher nicht mehr als „mütterlich-tellurisch", sondern als „väterlich-uranisch" erleben.

Hesiod (S. 104), der große religiöse, lehrhafte Epiker griechischer Frühzeit, lebte um 700 v. Chr., ein Bauernsohn aus Askra in Böotien. Mit den sogenannten Homerischen Hymnen, den Dichtungen der Orphiker und dem späteren Äschylos ist sein Werk die Hauptquelle der dunklen gegenhomerischen Religion. ›Er grübelte über dem Widerspruch, in dem die bunte lustige Götterwelt Homers zu der finsteren Ungestalt seiner heimischen Götter stand. Wer waren die echten Musen, die aus den olympischen Häusern oder die um den Born auf dem Gipfel des Helikon im Nebel tanzten? oder waren sie dieselben? Waren das keine Götter, die um ihn walteten, der Eros, den seine Herren . als einen Steinkegel verehrten; die vielen Dämonen, die in der Erde wohnten und die Schätze der Tiefe dem arbeitsamen Ackerer gewährten? Homer wußte von allen solchen Göttern nichts, kaum von der Erdmutter, der Hauptgottheit Böotiens. In Böotien war Poseidon, der als Roß umgeht, der Herr des Landes; sein Hufschlag hatte die Quelle des Helikon erstehen lassen; mit der „schwarzen Stute" Melanippe (ursprünglich war sie die Erdmutter), hatte er den Ahn des Volkes erzeugt, schwerlich kam Zeus gegen ihn auf, der bei Homer der Götter und Menschen Vater war. Darüber hatte er viel gesonnen.‹ (Wilamowitz S. 25.) Niederschlag dieses Denkens ist die ehrwürdige ‚Theogonie', ein vieldeutiges System von Göttern und Lokaldämonen, die als mit der Natur geworden und vergehend gedacht werden. An ihrem Ende steht eine lange Aufzählung der Verbindungen göttlicher Frauen und sterblicher Männer, die ergänzt wurde durch den nicht erhaltenen ‚Frauenkatalog', nach den Anfangsworten auch ‚Eöen' genannt: ein Verzeichnis der sterblichen Frauen, die aus der Verbindung mit Göttern Heroen gebaren. Diese Eöen, eine Art „Adelslexikon in Versen", sind das große Magazin, aus dem die Chorlyrik und die Logographen, die Sagenschreiber der älteren Zeit, ihre Stoffe schöpfen. Neben der ‚Theogonie' sind die ‚Arbeiten und Tage' erhalten: sie durchschreiten lehrend und warnend den Kreis des Bauernjahres

mit seinen sauren Wochen und frohen Festen und geben die Erzählung der fünf Weltalter und des Pandoramythus.

Simonides (S. 106) von Keos (556—468 v. Chr.), einer der bedeutendsten griechischen Chorlyriker. Er dichtete Hymnen, Päane, Epinikien, Threnoi (Trauerlieder), Dithyramben und Enkomien: Preislieder auf Lebende oder Tote, die im Festzuge gesungen wurden. Unter seinem Namen sind auch viele Epigramme überliefert.

Pythagoras (S. 109) (um 530 v. Chr. und später), der berühmte Mathematiker, Physiker und Astronom, der in Kroton in Unteritalien eine religiöse Adelsgemeinde gründete, zu der auch Frauen Zutritt hatten. Diese Pythagoräer sahen in der Zahl das Wesen der Welt und hatten im übrigen in ihrer Lehre manches mit den Orphikern gemein, mit denen sie sich, durch eine Volksempörung zerstreut, dann auch vermischten.

Aias' Frevel (S. 110): Der Kleine Aias, auch Aias der Lokrer genannt, raubte nach der Sage bei Trojas Einnahme die Seherin Kassandra vom Altar der Athene und riß, als sie sich festhielt, das Bild der Göttin mit zu Boden.

*Höherer Erwerb der Weihe (S. 111) = epiktesis tes teletes. „Von den beiden Segnungen, welche die Cerealischen Initia ⟨Weihen⟩ dem Sterblichen verleihen, dem irdisch stofflichen Wohlergehn und der höheren Hoffnung im Tode, ist es diese letztere, die in Telete ⟨Personifikation der Weihe⟩ vorherrscht. Euthenia, der Segen des Überflusses und leiblicher Wohlfahrt, ist der Gewinn, den die Weihen für die Dauer des Lebens verleihen, Epiktesis der höhere Erwerb, das adventitium lucrum, das die schönere Aussicht für die Zeit nach dem Tode eröffnet." (›Gräbersymbolik‹ S. 32).

Theano (S. 114), Pythagoräerin. Sie wird bald Frau, bald Tochter des Pythagoras genannt. Der Sage nach existierte von ihr ein berühmter Briefwechsel.

Diotima (S. 115) von Mantineia in Arkadien: mythische Gestalt Platons, die im ‚Gastmahl' mit Sokrates über die Liebe philosophiert.

Sappho (S. 115), die große Lyrikerin aus Lesbos. Von ihrem Leben ist wenig bekannt. Sie soll zwischen den Jahren 604 und 591 v. Chr. nach Sizilien geflohen sein. Von ihren ergreifend persönlichen, rhythmenreichen Chor- und Hochzeitsliedern sind einige erhalten.

Mütterlicher Dualismus (S. 117 f.): Bachofen meint darunter wohl die nahe Verbindung von Geburt und Tod im Erlebnis der Frau. — Faktisch-possessorisch hat wohl den Sinn, daß die Kinder als physisch-fleischlicher Besitz der Mutter erlebt werden, aus deren Stoff sie stammen.

Schoineus (S. 125), nach Hesiod der Vater der Atalante (sein Name, von schoinos abzuleiten, bedeutet ›Röhricht‹). Er ließ, da er männliche Nachkommen wünschte, seine Tochter aussetzen. Diese wurde jedoch, wie die arkadische Jagdgöttin Artemis, der Sage nach von einer Bärin ernährt und wuchs zu einer berühmten, männerfeindlichen Jägerin heran. Da sie ihr Vater zur Ehe zwingen wollte, sagte sie, wie Brunhild, nur unter der Bedingung zu, daß sie jemand im Wettlauf besiege. Die Unterlegenen ließ sie töten. Meilanion, nach Hesiod Hippomenes, gewann den Sieg über sie, indem er goldne Äpfel, ein Geschenk der Aphrodite, auf die Rennbahn warf.

Kalamos (S. 125) der schöne Sohn des Flußgottes Maiandros, war mit Karpos, dem Sohne des Zephyros, in zärtlicher Liebe verbunden. Karpos ertrank unerwartet beim Wettschwimmen. Da fluchte Kalamos seinem Vater und wurde in Schilf, Karpos, in die jährlich wiederkehrende Feldfrucht verwandelt.

Joxiden (S. 125), die Nachkommen des Theseusenkels Joxos. Dessen Mutter Perigune verbarg sich auf der Flucht vor Theseus, der ihren Vater Sinis getötet hatte, in Pimpernellen und Spargel, und gelobte: ihre Nachkommen sollten im Falle ihrer Rettung diese Pflanzen nicht abschneiden noch verbrennen. Sie galten später den Joxiden als heilig.

Eleusinischer Dienst (S. 125): An der berühmten Kultstätte Eleusis in Attika wurden die „Eleusinien" gefeiert, ein Geheimkult der Gottheiten Demeter, Kore und Dionysos. Die Eingeweihten (Mysten) gelangten über die „kleinen Mysterien", die im Februar gefeiert und die mehrtägigen „großen Mysterien", die im September unter Reinigungsgebräuchen, einem Umzug mit Götterbildern und einer Darstellung der Schicksale der Mysten und ihnen gegenüber der Bösen nach dem Tode begangen wurden, zur letzten Weihe der Epopten, der „Schauenden".

Kekrops (S. 125): ursprünglich attischer, schlangenfüßig gedachter Lokaldämon, der später in die Gestalt des ersten Landeskönigs von Attika überging. Auf ihn wurde die Einsetzung der Monogamie zurückgeführt.

Theseus' Ringprobe (S. 125): Nach Plutarchs Erzählung wollte der kretische König Minos, der Zeussohn, als er die zur Sühne für den Tod des Androgeos jährlich bestimmten sieben Knaben und sieben Mädchen wegführte, dem Theseus seine Abstammung von Poseidon nicht glauben. Um seine ‚Echtheit' zu beweisen, holte Theseus einen von jenem hinausgeschleuderten Siegelring vom Meeresgrunde auf das Schiff zurück.

Horos' Prüfung (S. 125). Bachofen meint hier vielleicht die Erzählung, nach der Horos, der ägyptische Gott der jugendlichen

Sonne, der Sperber mit der Doppelkrone, der Gott der Weisheit und der Schrift, vor den Augen seines Vaters, des Weltherrschers Rê, in einem Prozeß um die Regierung des Weltalls den Gott des Dunklen und Bösen, Set, besiegen soll. »Da fand man, daß die Rede des Hor wahrhaftig war«.

Heraiisch (S. 128), der Hera (röm. Juno) entsprechend, der Gattin und Schwester des Zeus, die man als Göttin der Ehe verehrte.

Kandake (S. 129), sagenhafte Königin Indiens. Sie bewirtete dem Mythus nach Alexander den Großen auf seinem Marsch nach Indien und überlistete ihn zu einem Friedensschluß, der ihr Land unversehrt ließ.

* Dionysisch-aphroditische Lebensauffassung der Frau (zu S. 131). „Das Bild der Dionysischen Frau ist jene Stimula, die zur Befriedigung sinnlicher Lust erregende Pandora-Eva... Diesem einen Zweck dient fortan das ganze Frauenleben. Alle seine geistigen Bestrebungen nehmen dieselbe Richtung. Dionysische Frauenbildung ist die Vollendung höherer Sinnlichkeit auf allen Stufen der menschlichen Natur. Dadurch herrscht das Weib im täglichen Leben, noch mehr in den Mysterien. Von dieser auf die Apotheose des Stoffs gerichteten Dionysischen Denkweise geben die Vasenbilder die vollkommenste Anschauung, und der Eindruck, den ihr Anblick zurückläßt, wird verdoppelt durch den Kontrast, den die Grabesstimmung aller dieser Gefäße zu den sinnlich schönen Darstellungen, die sie geben, bildet. Der ernste Gedanke des unvermeidlichen Untergangs wird der frohen Erinnerung des wonnevollsten Lebens geopfert. Aphroditische Auffassung des Lebens wird den Schrecken des Todes entgegengestellt, und die Trauer der schnell verfliegenden Lust durch den Reiz vollendeter sinnlicher Schöne überwunden. Ihr ⟨der Dionysischen Religion⟩ ist Helena, die durch der Reize Fülle selbst bei Greisen Sehnsucht erweckt, die Aphrodite nicht darum so reich ausgestattet, daß sie nun einem zu ausschließlichem Besitz dahingegeben, verwelke, die daher auch, indem sie Paris folgt, weniger dem Zuge des eigenen Geistes als dem Gebote der Liebeskönigin nachgibt, das große Vorbild jedes sterblichen Weibes, das Sinnbild jeder dionysischen Frau. Die Reize der weiblichen Natur durch die des Schmuckes zu erhöhen und alle Mittel der vollendeten Kunst in ihren Dienst zu nehmen, ist des Weibes Pflicht und Religionsgebot. Nur in der schönsten Gestalt vermag sie dem weichlich üppigen Gotte, ihrem Herrn, dem sie in den Mysterien angetraut worden, und mit welchem sie im Tode zur Vereinigung gelangt, zu gefallen, nur so den Mann zu fesseln, nur so das Werk der Natur zu fördern... Wie die Unsterblichen alle Pandoren mit den höchsten Reizen ausstatten, um den Sterblichen in Aphroditens Netz geheime Schmerzen zu

bereiten, und so des Stoffes Recht und Bestimmung zu fördern: also erblicken wir auf Grabgefäßen geflügelte Genien demselben Geschäfte obliegend, und als Diener des in Werdelust schwelgenden Gottes durch Schmückung einer neuen Pandora sein Werk fördernd. In demselben Gedanken liegt die Quelle mancher Darstellungen, die durch die erschütternden Kontraste, welche sie bieten, jenen Abgrund des Gegensatzes, den wir als den allgemeinen Charakter der Dionysischen Grabeswelt bezeichnet haben, noch zu erweitern scheinen. Welchen Gegensatz bietet nicht die bräutliche Wonne der sich zum ersten Liebesgenuß schmückenden Jungfrau und das traurige Schmerzenslos, das ihren Geburten unabwendbar bevorsteht. Die größten Dichter haben durch Ergreifung dieses Gedankens die gewaltigsten Wirkungen hervorgebracht. „In der Nacht Eurer Empfängnis, Mylord, ging's lustiger zu als jetzt." Was Shakespeare in diese wenigen Worte faßt, legt Aschylos in jenem Chorgesang nieder, der im Augenblick des höchsten Leidens und völlig gebrochener Kraft zu Prometheus' Ohren dringt:

Wie so anders erschallt jetzt dieses Lied, denn jenes,
Das herüber von euerm Brautbad,
Euerm Brautbett klang in hochzeitlicher lachender Lust,
Da du unsere Schwester im Brautschmuck freudig
Die Freudige dir,
Heimführtest Hesionen!

So singen die Esten am Hochzeitsfeste der Braut:

Schmücke, schmücke, Jungfrau, dich,
Schmücke dich mit solchem Putze,
Der einst deine Mutter schmückte;
Binde solche Fäden nur,
Wie einst deine Mutter band.
Bind um den Kopf das Sorgenband,
Und um die Stirn das Kummerband,
Leg auf den Scheitel das Trauertuch."

(›Gräbersymbolik‹ S. 66ff.)

Aristophanes (S. 133), der Meister der älteren attischen Komödie, tätig von 427—388 v. Chr., hat, die sizilische Unternehmung der Athener persiflierend, in den ‚Vögeln' die Gründung eines Vogelstaates in Wolkenkuckucksheim geschildert, an den Zeus in einem Pakt Basileia, die Herrschaft der Welt, abtritt, um die Ehren und Opfer der Menschen nicht einzubüßen. In ‚Lysistrata' kommen — ein Spott in dem langen Peloponnesischen Kriege — die Frauen überein, die Männer durch Kündigung des Beischlafs zum Frieden zu zwingen, was ihnen auch gelingt. In den ‚Ekklesiazusen' endlich verhöhnt Aristophanes neue

Gesetzesreformen, indem er darstellt, wie die Staatsregierung von den Männern, die alles schlecht gemacht haben, an die Frauen übergeht. Deren Weltverbesserungsidee der Güter- und Weibergemeinschaft leidet aber schnell durch Geiz und Schlauheit der Männer und die Geilheit der alten Weiber Schiffbruch. (Ähnliche Ideen trägt das 5. Buch von Platons ‚Staat' vor.)

Klearch (S. 135), von Soloi auf Zypern, ein Schüler des Aristoteles und Allerweltsschreiber. In seinem Werke ‚Über Lebensweisen' (Peri bion), das der Schriftsteller Athenaios zu Anfang des dritten Jahrhunderts in seiner Rahmenerzählung Deipnosophistai weitgehend ausschrieb und so indirekt erhielt, gab Klearch im Dialog Schilderungen der Lebensweise verschiedener Menschentypen, -klassen und Volksstämme. Außerdem sammelte er Liebesgeschichten, Sprichwörter und Rätsel und schrieb ohne Tiefe nahezu über alle Gegenstände, die seine Zeit angingen.

Omphale (S. 135), der Sage nach die Tochter des Jardanos von Lydien. Sie verweichlichte den Helden Sandon (später auf Herakles übertragen) und legte Männerkleidung und seine Rüstung an.

Lemnische Frauen (S. 135): die Frauen der Insel Lemnos (heute Limno, gegenüber der Küste von Troas), ermordeten nach dem Mythus aus Eifersucht alle Männer der Insel. — Klytaimnestra mordete auf Anstiften ihres Geliebten Aigisthos ihren Gemahl Agamemnon durch Beilhiebe, als dieser aus dem Trojanischen Kriege zurückkehrte, nachdem sie ihn beim Bade in ein Netz verstrickt hatte. Auf Apollons Befehl rächte beider Sohn Orest den Mord des Vaters an der Mutter und wurde deshalb, wie die Sage erzählt, von den Erinnyen verfolgt. Er fand erst auf dem Areopag durch Athenes Hilfe Heilung und Ruhe.

Klytaimnestras Mord (S. 135): die Gattin des Agamemnon, des Königs von Mykenä, wurde, als dieser am Trojanischen Kriege teilnahm, einer anderen Fassung des Mythus zufolge von Aigisthos zum Ehebruch bewogen. Als Agamemnon mit der erbeuteten trojanischen Prophetin Kassandra heimkehrte, ließ Klytaimnestra beide ermorden. Sie starb von der Hand ihres Sohnes Orest.

Mysien (S. 139): die nordwestlichste Landschaft Kleinasiens.

Alkmaion (S. 143), eine mythische Gestalt aus dem argivisch-thebanischen Sagenkreis: Auf Befehl seines Vaters ermordete er seine Mutter Eriphyle, um ihren Ehebruch zu sühnen.

Jamiden (S. 146) nannte sich das berühmte Weissagergeschlecht in Olympia, das sich von dem sagenhaften Jamos ableitete. Jamos wurde, wie Pindar in seiner sechsten olympischen Ode sagt, von der ›veilchenlockigen‹ Jungfrau Euadne, die ›an Apollons Seite zuerst die Süßigkeit Aphrodites kostete‹, heimlich geboren, verborgen in Binsen und Dornen, in den blühenden Gelbveiglein

und Purpurveilchen. Später vererbte sich das Prophetenamt vom Vater auf die Söhne, schließlich trat auch Adoption ein. Aus Hera-Verehrung wurde mehr und mehr die Verehrung des Zeus. — Der Seher Melampus, von dessen Großtaten die Hesiod zugeschriebene ‚Melampodie' handelt, galt in Argos als Begründer des Dionysosdienstes.

Eileithyia (S. 148), die Göttin der Wehen, der Entbindung, eine besondere Erscheinungsform der Hera, Aphrodite und Artemis.

Euripides (S. 149), der große Tragiker (etwa 485—407 v. Chr.), dichtete im ‚Ion' die Geschichte des von Apollon und Kreusa gezeugten weltabgewandten Sohnes, der in seines Vaters Tempeldienst aufwächst, bis ihn seine Mutter, die mit ihrem Gatten Xuthos das Orakel wegen ihrer Kinderlosigkeit befragen will, wieder erkennt.

Heliodor (S. 149), aus Emesa, lebte vielleicht um 300 n. Chr. Er ist der Verfasser des berühmten Liebesromans ‚Theagenes und Charikleia'. ›Dem Syrer ist Delphi ebenso ein halb fabelhaftes Terrain wie das Land der reichen weisen Äthiopen. Bei ihm soll sich der Leser an Bildern der Pracht und Herrlichkeit, erhabener Tugend und frommer Weisheit, wundersamer göttlicher Fügung erbauen‹. (Wilamowitz).

Luna (S. 150), die Mondgöttin, vielleicht unter griech. Einflusse mit ihrer Gegenüberstellung zu dem Sonnengott Sol im alten Rom eingeführt.

Lykien

Nymphis (S. 158) schrieb um 250 v. Chr. eine, heute verlorene, ausführliche Geschichte seiner Heimatstadt Herakleia in Böotien.

Bellerophon (S. 158), neben Sisyphos der Nationalheros von Korinth, der Sage nach Sohn des Meergottes Glaukos und der Eurymeda und Enkel des Sisyphos. Als ursprünglicher Meergott gewinnt er das Flügelroß Pegasos und tötet von ihm aus mit Pfeilen die Chimära, ein Ungetüm. Stheneboia, die Gemahlin des Königs Proitos von Tiryns, verleumdet ihn, als ihre Versuchungskünste vergeblich sind; er wird zu Jobates, dem König von Lykien, gesandt, der ihn in gefährliche Abenteuer schickt, um ihn loszuwerden. Unter diesen ist berühmt die Besiegung der Amazonen, die in Kappadokien am Thermodon mit der Hauptstadt Themiskyra oder im Skythenlande am Mäotischen See wohnhaft gedacht wurden.

Apollodor (S. 164) (etwa 180—109 v. Chr.), der bedeutendste Grammatiker von Athen. Er schrieb als Lesebuch in jam-

bischen Trimetern das Lehrgedicht der ‚Chronika', einen Abriß der Weltgeschichte vom griechischen Standpunkte, in dem auch die literarischen Großtaten Berücksichtigung finden. Mit der Schrift ‚Über die Götter' gab er eine durch mancherlei Mitteilungen wertvolle griechische Religionsgeschichte und Mythologie.

Scholien (S. 164), gelehrte Anmerkungen und Zusätze zum Text, Randkommentare, wie sie seit dem späten Altertum und das ganze Mittelalter hindurch zu den antiken Schriftstellern verfaßt wurden.

Lykophron (S. 164), aus Chalkis auf Euböa (300 v. Chr. und später), der, durch sein Satyrspiel Menedemos bekannt geworden, die Ordnung der Komödien in der Bibliothek zu Alexandria übernahm, schrieb mit der Alexandra ein Rätselgedicht voll dunkler Anspielungen und entlegener Sagen.

Namen des Proitosweibes (S. 166): Bachofen leitet Stheneboia von dem Stamm stheno- ab, der „Kraft, Fähigkeit" bedeutet.

Aratrum (S. 167) = „der Pflug"

Julian (S. 167), Salvius Julianus, bedeutender römischer Jurist, lebte um 120 n. Chr. Seine Digesta wurden von Justinians Pandekten stark exzerpiert.

Patrimonium (S. 168) = ‚das Väterliche', dann: das vom Vater geerbte Geld und Gut.

Plautus (S. 168) (etwa 251—184 v. Chr.), der erste große Komödiendichter der Römer, der, in den Handlungen griechischen Vorbildern folgend, in meisterhaft gehandhabter Alltagssprache dichtete.

Skythenzüge (S. 169), sind geschildert: Herodot 4, 1. 11; 1, 103. 105; 6, 15; bei Strabon 1, 61; 11, 511; 15, 687; Justin 2, 3—5 (Bachofen).

Kimmerier (S. 169), thrakischer Volksstamm an der Nordküste des Schwarzen Meeres.

Psoloeis (S. 170) stellt Bachofen mit dem gleichlautenden Eigenschaftswort, das „russig, rauchig" bedeutet, zusammen, Ozolai leitet er von oze „übler Geruch" ab.

Thermodon (S. 170): Flußgott, Fluß im nördlichen Kleinasien, südlich des Schwarzen Meeres. An seinem Ufer wohnen die Amazonen nach den Berichten der Alten. In ihm baden sie, auf seinem Eise tanzen sie. Er schützt sie, wenn sie besiegt sind, und begleitet sie auf ihren Wanderzügen.

Alkaios (S. 171), aus Mytilene, der berühmte Sänger des Krieges, des Weines und der Liebesfreuden. Er lebte im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. und schlug sich lange Zeit in Bürger- und auswärtigen Kriegen seiner Vaterstadt herum.

Athen

Patroos (S. 174): die Patrooi theoi, die ›Vatergötter‹, werden als vom Vater auf den Sohn sich forterbend gedacht. Die verheirateten Töchter scheiden aus ihrer Verehrung (den hiera patroa) aus.

Italien und der Orient

Die Etrusker (S. 183), auch Tusker genannt, bewohnten in historischer Zeit die nach ihnen benannte Landschaft Toskana. Aus Oberitalien sind sie schon im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. von den Galliern verdrängt, doch sind diese Jahrhunderte ihre toskanische Blütezeit. Die Herkunft und Zugehörigkeit der Etrusker ist auch heute noch ein Rätsel, da man ihre Sprache, in Tausenden von Inschriften mittels einer von den Griechen übernommenen Schrift aufbewahrt, auch heute noch nicht kennt. Vermutlich ist sie aber nicht indogermanisch. Die Forschung neigt heute dazu, den Berichten Glauben zu schenken, nach denen im 2. Jahrtausend „tyrrhenische" Scharen, die wohl aus Kleinasien kamen, im ägyptischen Heere dienten und aus Lydien zur See nach Italien gezogen sind. Auch die Ähnlichkeit der Grabkammern und Schmucktiere weist nach Kleinasien. Zu Bachofens Zeit verwarf man natürlich die Überlieferung.

Tanaquil (S. 186), siehe die frühere Anmerkung über Tarquin (zu S. 46) und die spätere über Okrisia (zu S. 201).

Die Sabiner (S. 191): uraltes italisches Volk; sie gelten als Ursprungsvolk der mittelitalischen Stämme.

Tarpeia (S. 191): nach der altrömischen Sage die Jungfrau, die in Abwesenheit des Vaters Kommandantin des Kapitols war. Sie verriet es an die Sabiner gegen den Preis, daß sie alles, was sie am linken Arm trügen, Ringe und Armspangen, ihr geben sollten, und wurde, dem anders ausgelegten Schwur gemäß, von ihren Schilden erdrückt.

Larentia (S. 191): Nach der von Tertullian erzählten Sage habe der Tempeldiener des Herkules, mit dem Gotte zusammen, d. h. mit abwechselnder Hand um ein hübsches Mädchen würfelnd, gegen ihn verloren und die damals meistgefeierte Hetäre Roms, Acca Larentina, in seinen Tempel eingeschlossen. Ihr Fest, die Larentalien, wurden am 23. Dezember gefeiert.

Flora (S. 191), die mittelitalische Gottheit des Pflanzenblühens, besonders der Getreideblüte. Nach der Überlieferung war Flora eine Hetäre, die das römische Volk zum Erben ihres Vermögens eingesetzt hatte. Aus dessen Zinsen, so hieß die Volkssage, wurde

jährlich das Fest der Floralien (vom 28. April bis 3. Mai) bestritten, an dem neben allerhand Lustbarkeiten besonders Mimen auftraten, und sich die Tänzerinnen auf Verlangen des Publikums entblößen mußten.

Belos (S. 191): ein semitischer Nationalgott, Baal.

Semo Sancus Dius Fidius: (S. 192) Jupiter als Schützer der Treue (fides) und Schwurgott wurde als selbständige Gottheit verehrt.

Mylitta (S. 194), die Aphrodite der Assyrer (= Astarte).

Serviussage (S. 194): Die Geburtssage des Königs Servius Tullius. Als Sohn der Sklavin Okrisia (s. Anm. unten zu S. 201) und eines Gottes geboren, von Tanaquil infolge eines Wunderzeichens königlich erzogen, wurde er später Schwiegersohn des Tarquinius Priscus und sein Nachfolger auf dem römischen Königsthrone.

*Sakaiische Festübungen (S. 195): „So unvollkommen nun auch die Beschreibung der Festgebräuche uns vorliegt, so läßt sich doch mit Hilfe einiger Erzählungen, welche auf die kultlichen Vorgänge der Feier gegründet sind, ein Bild gewinnen, aus welchem der leitende Gedanke mit aller Sicherheit erkennbar wird. Dieser ist kein anderer als das schon oben hervorgehobene Mylittenprinzip. Die volle, durch keine menschliche Satzung beeinträchtigte Freiheit des Naturlebens bestimmte Anordnung und Gebräuche. Alle staatlichen und geselligen Verhältnisse, welche die Reinheit des ius naturale ⟨des Rechtes jeder Frau auf jeden begehrten Mann und umgekehrt⟩ stören, werden aufgehoben. Während fünf Tagen, vom Aufgang des Orion am 16. des Monats Loos ⟨9. Julius des Julianischen Kalenders⟩, soll das fesselose Mylittenrecht allein walten. Gebrochen sind während dieser Zeit die Bande der Knechtschaft, weil sie der großen Mutter mißfallen, aufgehoben alle Unterschiede, welche die Naturordnung durch eine künstliche gesellige Gliederung ersetzen. Die Sakaien tragen den Charakter eines allgemeinen Freiheits- und Gleichheitsfestes und werden von Athenaios auch in diesem Sinne neben ähnlichen Sklavenfeiern erwähnt. Die dienenden Stände nehmen das ihnen von den Menschen geraubte Recht aus der Hand der Göttin zurück und überlassen sich dem freiesten Ausdruck ihres Wonnegefühls. An der Spitze der Festmenge steht Anaitis selbst, dargestellt durch eine ihrer geweihten Hetären. Mit Stilbium sind ihre Augen geschwärzt, mit Schmuck ihre Glieder belastet. So ruht sie, „die anmutige, zauberkundige Hure" (Nahum 3, 4), auf einem prächtigen Polster, beschattet von hohem Gezelt, allem Volke auf der künstlichen Anhöhe des Heiligtums sichtbar. Vor ihr stehen Tische mit Öl und Rauchwerk, als gelte es, die Göttin selbst zu ehren. Der biblische Schriftsteller, dem diese Darstellung angehört (He-

sekiel 23), schildert ferner die Ankunft des göttlichen Buhlen mit seinem Geleite, und es läßt sich nicht leugnen, daß eine Feierlichkeit dieser Art ebensosehr dem Geiste des Festes als der Art und Weise großer Volksvergnügen entspricht.

Die Anlangenden huldigen der verführerischen Hetäre, indem sie Spangen an ihre Arme legen und Kronen auf ihr Haupt setzen. Der zugeführte Buhle aber läßt sich auf dem Thronstuhle nieder, der für ihn bereitet ist. Die Insignien der Königsgewalt bekunden seine hohe Würde. Er zeigt dem Volke Herakles in leiblicher Erscheinung, wie die Hetäre Mylitta-Anaitis. Wir haben ihn also zu denken in der Erscheinung und Bedeutung des lydischen Gottes, dem hetärischen Weibe dienend und selbst von ihm zum Weibe erniedrigt, mithin angetan mit dem durchsichtigen Gewande der lydischen Hetären, Wolle krämpelnd gleich Sardanapal und den anderen nach Mylittengesetz aufgefaßten Herrschern Asiens, endlich prangend in allem Schmucke, womit die Hetäre ihre Reize erhöht. Der Festkönig heißt Zoganes. Es würde dem Geiste des Orients ganz entsprechen, wenn wir dieses Bild durch die Annahme einer öffentlichen, vor den Augen alles Volks vollzogenen Begattung ergänzten.

Mit endlosem Jubel betrachtet das Volk das ihm gebotene Schauspiel. In glänzender Verwirklichung tritt ihm sein religiöser Glaube vor Augen. Gelagert in Zelten überläßt es sich jeder Mylittenfreude. In dem Taumel der nächtlichen Orgien ist jeder Mann Omphales weibisch geschmückter Diener, jede Frau der buhlerischen Anaitis Ebenbild. (Hesekiel 16, 23; Hosea 4, 11; Jeremias 3, 1. 2; 2. Makk. 6, 4; Strabon 11, S. 512.) So verfließt die Paradiesesluft der fünftägigen Mylittenzeit. Am Schlusse wird der aus dem Sklavenstande auf den Thron erhobene Zoganes den Flammen der Pyra überliefert. Nach herakleischem Leben erleidet er herakleischen Tod." (Vgl. »Sage von Tanaquil«, S. 49—54.)

Nonae Caprotinae (S. 196): altrömisches Fest der Frauen und Fruchtbarkeit, mit dunklen Bräuchen wie Scheinkämpfen der Mägde, unter Schlägen, Steinwürfen und Spottreden gefeiert. — Die Quinquatrus, ursprünglich als Fest der Waffenweihe am 19. März durch Waffenreigen zu Pferde gefeiert, gestalteten sich später zu einem Minervafeste, an dem die Handwerkerzünfte neue Mitglieder in die Gilde aufnahmen. Es wurde mit Schmausereien und tags darauf folgenden Gladiatorenkämpfen begangen. Die Quinquatrus minusculae, die Bachofen unter den Qu. minores zu meinen scheint, waren das ausgelassene Gildenfest der Pfeiferzunft. — Die Tubilustrien, das Weihefest der Schlachthörner am 23. März und 23. Mai, galten wahrscheinlich dem Gott der Kunstfertigkeit Vulkan. — Das Fest der Jahresgöttin Anna

Perenna, ein ausgelassenes Neujahrsfest, wurde in ihrem Hain am ersten Meilenstein außerhalb der Stadt mit Tanz und frohem Zechen gefeiert.

Demaratos (S. 197): Bachofen setzt hier wohl zwei Personen gleich: den spartanischen König Demaratos, der vom Delphischen Orakel für unterschoben erklärt wurde, nach Persien floh und unter Xerxes 480 v. Chr. mit gegen Griechenland zog, und den sagenhaften Korinther aus der Familie der Bakchiaden, welcher nach deren Sturze nach Tarquinii kam und, wie Cicero, Strabon und Livius erzählen, der Vater des späteren Tarquinius Priscus wurde.

Tutela (S. 201), eine römische Lokalgöttin, besonders der Frauen.

Bovillae (S. 201), Stadt in Latium an der Via Appia.

Okrisia (S. 201) gilt nach verschiedenen Sagenfassungen als die Mutter des Königs Servius Tullius. Als Sklavin kommt sie in das Haus des Tarquinius Priscus. Als sie dort eines Tages am Herde das Speiseopfer darbringt, streckt sich ihr nach dem Verlöschen der Flamme ein männliches Glied entgegen. Die Königin Tanaquil erkennt daraus, daß von dem Herde des Königshauses ein über die menschliche Natur hinausgehendes Geschlecht stammen solle und heißt Okrisia, sich bräutlich schmücken. Ein göttliches Wesen, Vulkan oder ein Lar, zeugt mit ihr dann den späteren König Servius Tullius.

Flaminat (S. 202): Flamines, die Einzelpriester einer bestimmten Gottheit. Die drei obersten Flamines, aus patrizischem Geschlechte, die flamines maiores: der flamen Dialis, der flamen Martialis und der flamen Quirinalis, stehen dem Range nach über dem ‚obersten Priester', dem pontifex maximus, werden aber von ihm beaufsichtigt.

Aneas (S. 205 f.): Über die Handlung der ‚Aneïs' vergleiche man die Anmerkung über Virgil (zu S. 46)

Pyra (S. 206) = (griech.) Scheiterhaufen, Altar für Brandopfer.

Mastarna (S. 209), ein Etrusker, der nach Rom zog und sich auf dem Mons Caelius ansiedelte.

Porsenna (S. 209), etruskischer König von Clusium. Durch den Heldenmut der Römer bewogen, gab er der Sage nach die Belagerung Roms auf.

Veji (S. 210), Stadt Südetruriens.

Agathokles (S. 211), Herrscher von Syrakus, holt 310/09 v. Chr. zu einem großen Schlage gegen Karthago aus, verliert aber kurz vor dem endgültigen Siege durch die Einschließung seines Sohnes Archagatos wieder alle Vorteile und muß im Frieden die alte Gebietsverteilung auf Sizilien anerkennen.

Mithridates (S. 213), der berühmte König von Kappadokien, zeitweise Herr von Bithynien, Phrygien, Mysien und der Provinz

Kleinasien, machte von 89—64 v. Chr. den Römern, darunter Sulla, Pompejus und Lucullus, in Kleinasien in mehreren blutigen Kriegen viel zu schaffen.

Jugurtha (S. 213), nordafrikanischer König, 104 v. Chr. durch Marius endgültig besiegt.

Ebene am Ida (S. 213): Gebirge in Troas, an der Nordwestecke Kleinasiens. Hier lag Troja. Von hier war der Sage nach der Trojaner Äneas, der Stammvater des römischen Reiches, ausgegangen.

Heliogabal (S. 214): römischer Kaiser von 218—222 n. Chr. Er faßte sich als Hoherpriester des syrischen Gottes gleichen Namens auf.

Nitokris (S. 214): die ägyptische Königin Neitagert, die ihren Bruder grausam rächte.

Zenobia (S. 214), Septimia Zenobia, Königin von Kleinasien und Syrien, wurde von dem römischen Kaiser Aurelian 272 n. Chr. bei Emesa besiegt, gefangen und im Triumphe aufgeführt.

Claudius Civilis (S. 215) benutzte den Bürgerkrieg zwischen den Kaisern Vitellius und Vespasian (69/70 n. Chr.), um, gestützt auf die Bataver, Friesen, Brukterer und Katten, ein gallisches Imperium zu errichten. Er verstand sich aber, als Vespasian Alleinherrscher geworden war, zu einem Vergleich.

Scipios Tat (S. 215): Der jüngere Scipio nahm 146 v. Chr. Karthago ein und zerstörte es.

Der Flavier Triumph (S. 215): Titus, der Sohn des Kaisers Vespasian aus dem Hause der Flavier, nahm 70 n. Chr. Jerusalem nach hartnäckiger Verteidigung ein und zerstörte es.

Augurium (S. 219): Ergebnis einer Götterbefragung durch den Vogelflug.

Praeneste (S. 220): das heutige Palestrina in Latium.

*

Nachbericht

Unsere Auswahl sucht in den mitgeteilten Stücken aus Bachofens Hauptschriften: der ‚Gräbersymbolik der Alten', dem ‚Mutterrecht' und der ‚Sage von Tanaquil', auf knappem Raume eine Gesamtvorstellung seines weit greifenden und vielfältigen Werkes zu geben. Die genannten drei Bücher müssen im Mittelpunkte stehen, von welcher Seite her immer man Bachofen heute zu erwecken unternimmt. Wir selbst sehen in ihm vor allem den Mythologen der urgegebenen Gegensätzlichkeit der Welt, der mit ahnungsschwerer Seele die Spannungen seines eigenen Wesens und Daseins in den Mythen einer versunkenen Vorzeit aufspürte und sie zu einem durch umfassende Tiefe und Neuheit überwältigenden, wesensmäßig geschauten Totalbilde der antik-abendländischen Vorzeit auseinanderlegte. Die Auswahl gibt daher nach dem ewigen, bild- und gedankenmächtigen Kern der ‚Gräbersymbolik', wie er erscheint in den Abschnitten ‚Das Ei als Symbol' (bei Bachofen: ‚Die drei Mysterien-Eier. Ein Grabbild' genannt) und ‚Der Seilflechter als Symbol' (bei Bachofen überschrieben: ‚Oknos der Seilflechter. Ein Grabbild') als Größtes, was Bachofen gelang, die beiden Vorreden: die zum ‚Mutterrecht' und die zu ‚Tanaquil', jene erstaunlich tiefen Ouvertüren und vielfältigen Zusammenfassungen, deren Gewalt gleich der von Hegels Vorrede zur ‚Phänomenologie' niemand vergessen wird, der sie jemals mit wirklich offenem Auge gelesen hat. Zwischen diesen Teilen wurden kleinere Stücke eingefügt: ‚Der Bereich der Unteren und der Oberen' und ‚Symbol und Mythus' wegen ihres Gedankenganges, der ‚Psyche-Mythus' wegen dem zauberhaften Zwielicht von Bild und Sinn, das über ihm schwebt; die Abschnitte ‚Lykien' und ‚Athen', um in den farbigen Reichtum des ‚Mutterrechts' selbst einzuführen und die Ideenbrücke zu ‚Tanaquil' auf der Erde angeschauten Details zu errichten. Bei der Wahl aller Stücke war der Herausgeber bemüht, ein einheitliches, in sich zusammenhängendes Geistesgebäude vor dem Leser aufsteigen zu lassen. Diesem Zwecke dienen auch die im Anhang mitgeteilten Zusätze Bachofens, die, auch wo nicht im Text durch einen Stern auf sie verwiesen wird, durch das gleiche Zeichen leicht von den Anmerkungen des Herausgebers zu scheiden sind.

Bei der Gestaltung des Textes wurde davon ausgegangen, daß es sich für unsern Zweck in erster Linie darum handeln mußte,

einen lesbaren Text zu schaffen aus der von Fremdzitaten, antiken und fachmäßigen Belegstellen häufig überschütteten und nicht selten etwas breit weitergesponnenen Gedankenfolge der Urschriften. Dem Gefühl und Zusammenhangsverständnis des Herausgebers war hier manches überlassen. Spätere Bachofen-Philologen und heutige Mäkler mögen darob ergrimmen, daß der Text hier und dort zusammengezogen wurde. Sie mögen an Hand der Angaben, die diesen Nachbericht schließen, sich die Mühe machen, unsern Text mit dem der Urschriften zu vergleichen, und dann sagen, ob sie für eine Ausgabe unserer Art Wesentliches vermißt haben. Sie werden bei dieser Reise in die Unterwelt unter anderem entdecken, daß die beiden berühmten Vorreden bis auf Kleinigkeiten vollständig abgedruckt sind.

Fremdsprachliche Zitate und Ausdrücke wurden durchgehend übertragen, und ihre Verdeutschungen in › ‹ an die Stelle der fremden Sprache gesetzt. Erschien es angebracht, auch die Originalausdrücke mitzuteilen, so ließ man sie in ( ) der Verdeutschung folgen. In dem Falle aber, daß diese Umstellung den Fluß des Textes störte, schloß man die erklärende Übertragung des Herausgebers in ⟨ ⟩ dem fremden Originalausdruck an. Alles von › ‹ und ⟨ ⟩ Umfaßte ist also Übersetzung oder herausgeberischer Zusatz, während die von Bachofen selbst in Übertragungen mitgeteilten Stellen nach dem Vorbilde der Urschriften durch „ " gekennzeichnet sind. — Die griechischen Namen und sonstigen Ausdrücke wurden der Ursprünglichkeit halber meist aus der lateinischen Form, in der sie Bachofen verwendet, nach Schröters Vorgang in die griechische zurückverwandelt, die Interpunktion Bachofens dagegen weitgehend beibehalten.

Die Anmerkungen, ganz ohne den Ehrgeiz des Eigenwertes, wollen lediglich den Text erhellen. Wo in ihnen nach dem Stande der heutigen Forschung kleine Abweichungen gegenüber Bachofen sichtbar sind, möge man solche ohne Verbesserungswillen zur Kenntnis nehmen: wer in so gewaltigen Dimensionen baut, bauen muß, wie Bachofen, den kann eine neue Ziegelform am Sims oder ein modisches Ornament, so wertvoll beide in sich und für andere Bauten sind, nicht aus dem Plan bringen. Die Erklärungen quellenkundlicher Art suchte der Herausgeber durch einige Zitate aus der heutigen Fachliteratur etwas farbiger zu gestalten.

Es bleibt übrig, ein Wort von den Urschriften zu sagen. Das soll durch eine kurze Bibliographie von Bachofens wesentlichen Werken geschehen, der eine auf das Wichtigste beschränkte Literaturangabe angeschlossen sei:

Versuch / über die / Gräbersymbolik der Alten. / Mit vier Steindrucktafeln. / Basel, Bahnmaier (C. Dettloff) 1859. VII + 433 S. + 4 Tafeln. 8°.
— 2. unveränderte Auflage. Mit einem Vorwort von C. A. Bernoulli und einer Würdigung von Ludwig Klages / Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1925. XVI + 433 S. + 4 Tafeln. 8°. ⟨Nach dieser Ausgabe wird unten zitiert.⟩

Das Mutterrecht. / Eine Untersuchung / über / die Gynaikokratie der alten Welt / nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. / Mit 9 Steindrucktafeln und einem ausführlichen Sachregister. Stuttgart, Krais & Hoffmann. 1861. XL + 435 S. 4°. ⟨Zweispaltig. Auf Titel und Umschlag eine Vignette: Thetis, um ihren Sohn trauernd — vgl. die Vignette unseres Buchtitels —, daneben rechts das Motto: Materos aglaon eidos ⟨griech.: ›der Mutter hehres Bild‹. Auf Seite III die Widmung:⟩ Dem Andenken / meiner Mutter / Frau Valeria Bachofen, / geb. Merian. ⟨Dazu das Motto:⟩ Tēn sēn eunoian kai pistin laluntes en biotēs metrois ou pausometha ⟨griech.: ›Von deiner Liebe und Treue werden wir nicht aufhören zu reden, solange uns das Leben dauert.‹ Nach dieser Ausgabe wird unten zitiert.⟩

— 2. unveränderte Auflage. ⟨Herausgegeben von der Witwe Louise Bachofen geb. Burckhardt, ihrem Sohne J. J. Bachofen gewidmet.⟩ Basel, Benno Schwabe, 1897. XL+440 S.+9 Tafeln. 4°. ⟨Zweispaltig.⟩

Die Sage von Tanaquil / Eine Untersuchung / über / den Orientalismus in Rom und Italien / Heidelberg, J. C. B. Mohr, 1870. LVI + 356 S. 8°. ⟨Nach dieser Ausgabe wird unten zitiert.⟩

*

Die ‚Lebens-Rückschau' wurde entnommen der ‚Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft' Bd. 34 (1916) S. 337—380, wo sie erstmalig aus den hinterlassenen Papieren Bachofens, unter denen sie sich in einem von Savigny an Bachofen adressierten, mit Savignys Siegel versehenem Briefumschlag befand — sie wurde also von Savigny nach dem Lesen an Bachofen zurückgeschickt — unter der von Josef Kohler gewählten Benennung einer ‚Selbstbiographie' gleichzeitig mit Hermann Blochers Abdruck im ‚Basler Jahrbuch 1917' (S. 298—343) erschien. Wir geben von ihr wieder S. 337—345; 348—364; 368 bis Schluß.

*

Nach den drei Hauptwerken seien hier noch als für unseren Gedankengang ebenfalls bedeutsam genannt:
Das lykische Volk / und / seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums. / Freiburg i. Br., Herder, 1862. VII + 87 S. 8°.

Die / Unsterblichkeitslehre / der / orphischen Theologie / auf den / Grabdenkmälern des Altertums / nach Anleitung einer Vase aus Canosa im Besitz des Herrn Prosper Biardot in Paris dargestellt. Mit einer Tafel in Farbendruck. Basel, Felix Schneiders Buchhandlung, 1867. 1 Blatt + 50 S. + 1 Tafel. Quer-Folio. ⟨Zweispaltig.⟩

*

Die Literatur über Bachofen steht naturgemäß noch am Eingange. Es fehlt eine innere Biographie, die manches im Werk noch erhellen wird, ebenso wie eine Ergebnis-Gegenüberstellung Bachofens und der Wissenschaft oder eine Gesamtwürdigung. Seine geistesgeschichtliche Stellung hat Alfred Baeumler untersucht, dessen Abhandlung ›Bachofen, der Mythologe der Romantik‹ an der Spitze des heutigen Schrifttums über Bachofen steht. Sie ist als Einleitung vorausgeschickt der umfangreichen und im ganzen dankenswerten, leider nirgends kommentierten Anthologie ›Der Mythus von Orient und Okzident, Eine Metaphysik der alten Welt aus den Werken von J. J. Bachofen, herausgegeben von Manfred Schröter‹ (München 1926, Beck), zu der zunächst greifen mag, wer sich mit den Einzelheiten des ‚Mutterrechts' näher vertraut machen will, ohne in die Fachebene einzutreten. Die Stoffe zu einer Würdigung Bachofens von religions-psychologischer Seite hat C. A. Bernoulli mit erstaunlichem Fleiß in seinem großen Buche ›J. J. Bachofen und das Natursymbol‹ (Basel 1924, Schwabe) zusammengetragen, das in der Darstellung leider nur selten über den Zettelkasten hinausdringt. Glücklicher war er in der knappen, volkstümlichen Zusammenfassung seines Standpunktes ›J. J. Bachofen als Religionsforscher‹ (Leipzig 1924, Haessel). — Über die Wirkung von Bachofens Mutterrechtstheorie in der Völkerkunde und den heutigen Standpunkt dieser Wissenschaft in der Mutterrechtsfrage halte man nebeneinander, was Hans Plischke (›Die Familie bei den Naturvölkern‹ in der Zeitschrift „Deutscher Pfeiler" 1923 S. 496—506) und Paul Krische (›Das Rätsel der Mutterrechtsgesellschaft‹ München 1927, G. Müller) darüber sagen.

*

Es folge die Angabe der Stellen nach den Urschriften:
Aus der ‚Gräbersymbolik der Alten' wurden folgende Teile aufgenommen: ‚Vorwort': S. XIV—XVI. ‚Das Ei als Symbol':

S. 3f.; 9f.; 12—17; 20; 22; 25f.; 28—30; 221—233; 237f.; 242f. ‚Der Bereich der Unteren und der Oberen': S. 157—163. ‚Der Psyche-Mythus': S. 93—96. ‚Symbol und Mythus': S. 46—48. ‚Der Seilflechter als Symbol (Oknos)': S. 301—315; 318—321; 325f.; 370f.; 389f.; 392f.; 395; 401f.; 407—411.
Aus dem ‚Mutterrecht' (zweispaltig gesetzt): ‚Vorrede': S. V, 1 bis XII, 2 Zeile 14 von unten (zugestanden werden kann); XIII, 1 Z. 12 v. u. (Die Grundsätze) bis XIV, 1 Z. 16 v. u. (siegreich zu bestehen.); XIV, 2 Z. 10 v. u. (Die innige Verbindung) bis XV, 2 Z. 19 v. u. (der höhern Hoffnung aufgeopfert.); XVI, 1 Z. 12 v. o. (Feindlich) bis XVII, 1 Z. 2 v. u. (verkennen?); XVII, 2 Z. 11 v. o. (In diesem Lichte) bis XVIII, 1 Z. 16 v. o. (unbegreifbar.); XVIII, 1 Z. 23 v. o. (War bisher) bis XXXII, 1 Z. 2 v. u. (treten muß.); XXXII, 2 Z. 16 v. u. (So wächst) bis Schluß. ‚Lykien': S. 1, 1—3, 1; 5, 2 (Ein Hauch — höhern. aus Bachofen, ‚Das lykische Volk' hg. v. M. Schröter, Lpz. 1924, Haessel S. 33 Z. 5—12) — 9, 2; 25, 2—27, 1. ‚Athen': S. 41, 2—42, 1; 44, 1—46, 2; 49, 1 u. 2; 50, 2—52, 2.

Aus der ‚Sage von Tanaquil': Die ‚Vorrede gibt S. III—LV der Urschrift wieder. Die Zusammenziehungen sind unbedeutend.

*

Schließen wir rückblickend und vorblickend mit einem der schönen Worte des alten Bachofen aus den ‚Römischen Grablampen', einem Worte des Muttersohnes, der nach Überwindung der Natur im Geist schwermütig, nachdenklich und voll tiefer Naturgläubigkeit, dem Kreislauf folgend, den er verkündete, in die Arme der großen Mutter zurückkehrt:

„Unsicher, ein Wahn von kurzer Dauer ist alles menschliche Glück, ohne Wandel und Wanken nur allein die göttliche Liebe. Darum, o Sterblicher, vertraue Aphroditen, wie Adonis ihr vertraut.
Eine erbarmungsreiche Mutter, im Tode eine
feste Stütze wird sie dir sein."

Register

Achill VI. 52, 54, 65, 80, 161, 165, 210.
Ackerbau 167f.
Ackerkult 125.
Adonis (Euamerion, Sosipolis) 46.
Adoption 145, 149.
Agathokles 211.
Alias' Frevel 110.
Alba longa 208.
Alexander 152f., 210, 211, 213.
Alkmaion 143.
Altertum 145.
Amazonen 159, 161, 164ff., 170f., 177.
Amazonentum, Entstehung 170f.
Amisodaros 158.
Amphion 52.
Anais 199.

Aeneas 205, 208.
Anna v. Bovillae 201.
Aphrodite (Venus) 37, 46, 54, 57, 71, 72, 73f., 128, 194.
Aphroditisch-dionysische Lebensauffassung der Frau 259f.
Apollon 37, 51, 81, 143, 149, 151f., 153, 173ff.
Arachne 71.
Ariadne 72.
Aristophanes 173.
Aristoteles 84.
Aschylos (Eumeniden) 143f., 173ff.
Assyrische Religion 193, 194.
Atalante 125.
Athen 145.
Athene (Minerva) 73f., 143, 144, 160, 172f., 177, 178.
Augurium 219.
Augustinus 172.
Augustus-Oktavian 49, 153, 154, 213, 214.
Aurelian 214.

Baum 52.
Baum (des Lebens) 51, 52.
Bellerophon 137, 158ff., 164ff.
Belos 191, 192, 198, 203, 217.
Bild (und Wahrheit) 15.
Blackstone 8.
Blätter-Gleichnis 100, 161ff.
Blume 12.
Cäsar 70, 213f.
Cerberus 66.
Ceres 39, 44, 75 (s. Demeter).
Chiron 80.
Christentum 215f., 225.
Claudius Civilis 215.
Consus 45, 46.
Cuiacius 167.

Danaiden 66, 79, 80, 135, 165.
Delila 205.
Delphin 38, 40, 47, 48.
Demaratos 197f.
Demeter 33, 71, 110, 111, 112, 115 (s. Ceres).
Dido 205f.
Diomedes 161f.
Dionysisch-aphroditische Lebensauffassung der Frau 259f.
Dionysische Frau 238f.
Dionysisches Grundgesetz (Gamos) 37.
Dionysische (bakchische) Mysterien 35.
Dionysische Religion 57.
Dionysos 37, 52, 149, 151ff., 161, 165.
Dionysos-Sandon 214.
Dioskuren 33, 41.
Diotima 115.
Ehe 37f., 119, 121ff. 166, 168, 176f.
Ei 32ff., 35ff.
Eileithyia 71, 72.
Eleusische Weihen 145. 257.
England 8ff.
Erde 160, 162f.
Erinnyen 72, 81, 144, 173ff., 176, 178ff.
Eriphyle 72.
Erkenntnis 14, 95f.
Eros 46, 54 (s. Liebe)
Erztrompete 52.
Esel 77f.
Etrusker 183ff., 208.
Euripides (Jon) 149.
Euripus 48.

Flaminat 202f.
Flaminica 203, 206, 220.
Flora 191.
Floralien 202.
Fortuna 220f.
Frau 160 (Welterlebnis) 101. Sittlichkeit) 102f. (und Religion) 108ff., 111f.
Fünfzahl 37f.

Garibaldi 18.
Geschichtsforschung, kritische, 92, 95, 105ff., 107f., 111, 171 224.
Glaukos 161f.
Gräber 13ff., 26f.
Gräberstädte 14f.
Gynaikokratie (Zusammenfassung) 117, (demetrische) 119f.

Haar 76, 122, 250f.
Hand 70f.
Hannibal 212.
Helena 54, 72.

Heliogabal 214.
Hephaist 71.
Herakles 80, 144, 161, 164, 188, 190f., 192, 198, 203, 206, 217 (s. Belos).
Hermes 33.
Herodot 89, 157.
Hesiod 104.
Hetärismus 119ff., 122ff., 125ff.
Hierodulen 122.
Horos 34, 125.
Huschke 19.

Imperium 128, 151, 153f., 211ff.
Jobates 159.
Joriden 125.
Isis 34, 76, 78, 98, 113, 153.
Italien 17, 193, 207f., 215f. (s. Rom u. Imperium).
Ixion 79.

Jamidische Prophetie 146.
Jerusalem 214f.
Jugurtha 213.
Julian 167.
Jüngstgeburt 100.
Jupiter Anxurus 45.
Justinian 4, 154.

Kalamos und Karpos 125.
Kandake 152, 154.
Kantabrer 89.
Karthago 210f., 215.
Kekrops 125, 172.
Kleopatra 206, 213, 214.
Klytaimnestra 135, 173ff., 176, 177.
Konsulat 50.
Kore 110, 112.
Kosmische Abhängigkeit 147ff.
Kranz 36.
Kreis 35, 42.
Kronos 72.
Kybele 48, 153.
Kylonische Unruhe 72.

Laodameia 91f., 93f.
Larentia 191.
Leleger 90.
Lemnische Frauen 135, 170.
— Männer 169.
Libera 44.
Liebe 36, 167 (s. Eros).
Links und rechts 98, 143.
Lokrer, epizephyrische 90, 110, 127, 128.
—, ozolische 170.
Loxias 178.
Luna 55, 150 (s. Mond).
Lunus 55.
Lydien 51.
Lykien 124, 157ff.
Lykisches Volk 88.
Lykos 157, 172.

Mantik 146.
Mars Gradivus 47.
Mastarna 209.
Mauer 13, 50ff.
Midas 34.
Minerva 172f. (s. Athene).
Minyer 170.
Mitgift 123f.
Mithridates 213.
Moira 72, 176, 178.
Molioniden 33, 41, 42, 43.
Mond 54, 99, 137, 150 (s. Luna).
Mühlenbruch 5.
Murcia 46.
Mylitta 194, 214.
Myrte 37.
Mysterium 111, 112f.
Mythische Tradition 91ff.
Mythus 15, 58ff., 97, 185, 188f.

Nacht und Tag 98f., 143, 148.
Naturforschende Methode 227ff.
Naturkraft, Stufen 44.
Naturmütter 126.
Neptun 40, 45, 172f. (s. Poseidon).
Nikolaos v. Damaskus 88.
Nitokris 214.
Nomadentum 169.
Nonnos 152.

Obelisken 45.
Ödipus 80.
Ödipussöhne (thebanische Brüder) 33, 35.
Okeanos 160.
Oknus 62ff., Name 248.
Oksisia 201.
Omphale 190f., 192, 200, 203, 205.
Orpheus 80.
Osiris 76, 78, 113.
Osten und Westen 152, 177, 202,

206 ff., 209 ff., 214, 216.
Oreſt 143, 173 ff., 178.
Orphiſche Weltentwicklung 146.
Orphiſche Theologie 73.

Pardeſſus 7.
Paſtoret 7.
Paternität 119.
—, Fiktionsbedeutung 145 (ſ. Vater).
Penelope 33.
Penthesilea 16, 165.
Perſeus 161.
Pferd 46, 139.
Pindar 46.
Plutarch 34, 158.
Pollentia 44.
Polybios 90.
Polygnot 67, 82.
Porſenna 209.
Poſeidon 51, 76, 158 ff., 162, 167 (ſ. Neptun).
Pſyche 54 ff.
Ptolemaier 152, 153.
Pyrrhos 210, 213.
Pythagoras 113 f.
Pythagorismus 114.

Rad 35.
Religion 107 ff., 111.
Rhampſinitesſage 33, 71.
Rom 16 f., 128, 151, 208, 211 ff., 215 f., 221, 222 f. (ſ. Imperium u. Italien).
Römiſche Geſchichte 207 ff.
Romulus u. Remus 33, 50.
Roſſi 7, 18.

Sabiner 191, 193, 198, 208.
Sacrum 50 ff.
Sanctum 13, 50 ff.
Sakaien 195 ff., 202, 217, 220, 265 f.
Sappho 115.
Sarapis 153.
Sarpedon 91, 112, 157, 172.
Seia (Segetia, Tutilina) 44.
Schlußgeſtaltung der alten Welt 151 ff.
Schoineus 125.
Schwarz und Weiß 31 f.
Schweſter 39 f.
Semiramis 205.
Semo Sancus Dius Fidius 192, 198, 201.
Servius Tullius 186, 187, 194, 195, 220.
Sirenen 80.
Siſyphos 162.
Sokrates 115.
Sol 45 (ſ. Sonne).
Sonne 148 f.
Sparta 50.
Spekulation, philoſophiſche 97.
Sprache 60 f., 68.
Stheneboia = Anteia 166.
Stoff 20.
Sumpfgewächſe 76, 250 f.
Sumpfkult 125.
Sumpfzeugung 73 ff., 147.
Symbol 14, 27, 32, 58, 60 f., 68 f., 79 f.

Tanaquil 186, 187 ff., 198 f., 200, 203, 216, 217, 219 f.
Tantalus 79.
Tarchetius' Tochter 33.
Tarpeia 191.
Tarquinius Priscus 46, 128, 186, 187, 197, 208.
Tarquinius Superbus 186, 187, 209.
Tellus 39.
Theano 114.
Thermodon 170.
Theſeus 125, 144, 161, 177 f.
Töchtererbrecht 124.
Tod 42.
Tradition 17, 227 ff., —, religiöſe 223.
Tullia 187.
Tutela-Philotis 201, 217.
Typhon 32, 34, 77 f.

Unwahrſcheinlichkeit 107.

Varro 172 f.
Vater 167, Fiktionsbedeutung 145, 168 f.
Vaterrecht 141 ff., 171.
Veji 210, 218.
Virbius 46.
Virgil 205 f., 212.

Weben 71.
Weihe 257.
Winckelmann 12.

Zenobia 214.
Zeus 175, 178, 179.
Zeus Arcanus 45.
Zirkusſpiele 38 ff.

KRÖNERS TASCHENAUSGABE

✶

Dem heutigen Menschen, der zwischen Arbeit und Erholung eine Stunde über sich und die Welt nachdenkt, auf dem Wege zu einer echten und festen Lebensanschauung beizustehen, ihn das Leben hindurch mit Schätzen des Geistes zur Belehrung und Freude zu geleiten, ist das Ziel von Kröners Taschenausgabe. Sie hebt aus der Vergangenheit deshalb nur Werke herauf, deren Wirkung in Weltanschauung und Geistesgeschichte fortdauert. Aus der Gegenwart wählt sie das Wesentliche, Leben Schaffende und führt zu ihm hin. Sie veröffentlicht keine Abhandlungen über Autoren und deren Werke, sondern die Werke selbst oder Auswahlen des Besten aus ihnen. In jedem Bande teilen knappe Einleitungen alles Wichtige über den Verfasser und sein Werk mit. Die gewissenhaft bearbeiteten, gut ausgestatteten und wohlfeilen blauen Bändchen sind seit langem beliebt.

Die Sammlung wird fortgesetzt

Jeder Band in Leinen gebunden

✶

LEIPZIG
ALFRED KRÖNER VERLAG

Bd. 1 **ERNST HAECKEL / DIE WELTRÄTSEL**

Mit einem Bildnis u. Autogramm des Verfassers u. 3 Abbildungen

400. Taus. Mehr als je hat sich der Monismus zu allumfassender Philosophie entwickelt, die Stofflichkeit alles Lebens ist ebenso anerkannt wie die Beseeltheit aller Materie. Die Welträtsel sind das Hauptwerk des Monismus, sie führen zu einer klaren,

M 2.75 wissenschaftlichen und erhabenen Weltanschauung.

Bd. 2 **EPIKTETS HANDBÜCHLEIN DER MORAL**

Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

30. Taus. Das rührende Buch des römischen Sklaven hat viele Jahrhunderte hindurch Kraft und Trost gespendet, denn es zeigt, wie das wahre Glück des Lebens nur auf moralischem Gebiete

M 1.50 gefunden wird.

Bd. 3 **B. CARNERI / DER MODERNE MENSCH**

50. Taus. Der bekannte österreichische Philosoph bejaht in diesem seinem Hauptwerk über die sittliche Lebensführung des modernen

M 1.50 Menschen das Dasein auf Grund monistischer Weltanschauung.

Bd. 4 **MARC AURELS SELBSTBETRACHTUNGEN**

Herausgegeben von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

Mit einem Bildnis Marc Aurels

30. Taus. Die erhabenen Lehren der Stoiker von der Nächstenliebe, die zum großen Teil im Christentum fortleben, und die Persönlichkeit des edlen Kaisers sprechen aus diesem un-

M 2.— vergänglichen Buche zu uns wie den Menschen aller Zeiten.

Bd. 5 **SENECA / VOM GLÜCKSELIGEN LEBEN**

Herausgegeben von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

25. Taus. Durch Großartigkeit der Weltanschauung und Strenge der sittlichen Forderung erreicht der Stoizismus den Einklang des Menschen mit sich und der Natur, „denn mächtiger als alles

M 1.75 Schicksal ist die Seele“ (Seneca).

Bd. 6 **DIE VIER EVANGELIEN**

Deutsch von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

Erst wenn wir die Evangelien losgelöst von aller Dogmatik betrachten, erleben wir ihre wahre Größe. Diese schlichte Übertragung geht auf den Urtext zurück und läßt die hohe

M 1.50 Menschlichkeit des echten Christentums klar hervortreten.

SAMUEL SMILES / DER CHARAKTER Bd. 7

Deutsch von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

Der Arzt Smiles erzieht in diesem Werke die Jugend zu Wahrhaftigkeit und Pflichtgefühl, Mut und Lebensart, Arbeitsamkeit und Selbstbeherrschung. In England längst ein Volksbuch geworden, lehrt es den Deutschen viel. M 2.—

GRACIANS HANDORAKEL UND KUNST DER WELTKLUGHEIT Bd. 8

Deutsch von Arthur Schopenhauer

Diese berühmten Sentenzen, ursprünglich für Jesuitenpriester geschrieben, bilden ein einzigartiges Vademecum der Weltklugheit und lehren die Taktik im Verkehr mit Menschen, die zu einer überragenden Stellung im Gemeinwesen führt. M 2.—

HERBERT SPENCER / DIE ERZIEHUNG Bd. 9

Deutsch von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

Das Ziel der Erziehung ist für Spencer, den letzten großen englischen Philosophen, Menschen heranzubilden, die sich selbst und ihr Verhältnis zu Natur und Gesellschaft kennen, freie Persönlichkeiten, die das Vernünftige, das heißt, Naturgemäße, tun. Alle Praktiker und Theoretiker des Erziehungswesens sollten die berühmte Schrift beherzigen. M 1.75

K. HEINEMANN / DIE DEUTSCHE DICHTUNG Bd. 10

Mit 7 Bildnissen und einer Zeittafel

Das klare, treffende Urteil des bedeutenden Literarhistorikers, seine inhaltreiche, höchst fesselnde Darstellungskunst und seine aufrichtige Liebe zur deutschen Dichtung verschaffen dieser bis zur Gegenwart reichenden Literaturgeschichte eine außerordentliche Verbreitung. 120. Taus. M 3.—

Als Schulausgabe kartoniert. M 2.60

EPIKURS PHILOSOPHIE DER LEBENSFREUDE Bd. 11

Herausgegeben von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

Epikur, der Seelenbeschwichtiger des Altertums, ist für uns einer der hervorragendsten Positivisten. Die vorliegende Arbeit fügt alles Wesentliche an Zeugnissen über seine weltphilosophische Persönlichkeit zusammen zu einem strahlenden Bilde edler Menschlichkeit. M 1.50

Bd. 12 **GOETHES FAUST, ERSTER UND ZWEITER TEIL**

Goethes mächtigste und tiefste Dichtung, welche sein ganzes unvergleichlich reiches Leben durchzieht, ist eine Verklärung
M 1.50 des Menschengeistes und des Menschenschicksals überhaupt.

Bd. 13 **HEINRICH SCHMIDT-JENA**
PHILOSOPHISCHES WÖRTERBUCH

100. Taus. Der Wert dieses Wörterbuches liegt in seiner Vollständigkeit und Gründlichkeit, in den erstaunlich treffsicheren, anschaulichen Definitionen philosophischer Begriffe und in den
M 2.50 schlagenden Zitaten aus philosophischen Werken selbst.

Bd. 14 **KARL HEINEMANN**
DIE KLASSISCHE DICHTUNG DER GRIECHEN

30. Taus. Mit 4 Bildern

Ein von edler Begeisterung beseelter Führer durch die ewig junge Dichtung der Griechen. Der Reiz geistvoller Darstellung
M 2.— wird erhöht durch zahlreiche meisterhafte Übersetzungsproben.

Bd. 15 **KARL HEINEMANN**
DIE KLASSISCHE DICHTUNG DER RÖMER

Durch genaueste Kenntnis, lebendige Darstellung und zahlreiche Textproben gibt Heinemann einen klaren Einblick in
M 2.— die Dichtung des gewaltigen römischen Volkes.

Bd. 16 **ARTHUR SCHOPENHAUER**
APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT

25 Taus. Mit einem Bilde Schopenhauers

Eine Auswahl der geistvollsten Aussprüche des weltklugen Philosophen über den Sinn des Lebens, voller Güte, Weisheit
M 1.75 und Versöhnlichkeit.

Bd. 17 **K. P. HASSE / DIE ITALIENISCHE RENAISSANCE**

Werden und Wachsen der neuen Weltanschauung, ihre entscheidende Befruchtung durch die Wiedererweckung der Antike, die in den machtvollen Ideen des Humanismus und Platonismus sich schöpferisch auswirkt, Höhepunkt und Ausbreitung der italienischen Renaissance sind von Hasse meister-
M 2.50 haft dargestellt worden.

WILHELM WUNDT Bd. 18

DIE NATIONEN UND IHRE PHILOSOPHIE

50. Taus.

Wilhelm Wundt, der große Leipziger Gelehrte, der als letzter das Gesamtgebiet der Philosophie und Psychologie beherrschte, entwickelt in diesem Werke den Charakter der europäischen Kulturvölker aus ihrer Philosophie überzeugend und eindeutig. M 2.—

KONRAD STURMHOEFEL Bd. 19/20

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES

2 Bände. Jeder Band mit vier Bildern und einer Zeittafel.

Ein Kenner und Denker gestaltete den gewaltigen Stoff klar, lebendig und erschöpfend. Der erste Band umfaßt die Zeit bis zum Tode Friedrichs des Großen, der zweite bis zur Kriegserklärung 1870, dem sich die deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart (Bd. 50) anreiht. je M 2.50

NIETZSCHES PROPHETISCHE WORTE ÜBER STAATEN UND VÖLKER Bd. 21

Ausgewählt v. Dr. phil. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche

Aus diesem quellenmäßig echten Bild von Nietzsches politischer Einstellung erhellt, mit wie viel Recht dieser große Denker sich als Prophet gefühlt und bezeichnet hat. M 1.50.

ERNST HAECKEL / DIE LEBENSWUNDER Bd. 22

Mit einem Bildnis Haeckels

90. Taus.

In genialer Verknüpfung mit moderner Biologie beantwortet Haeckel die Fragen nach Geburt und Tod, Stoff und Form, nach Lebens-Sinn und Lebens-Sitten, Hunger und Liebe und ihrem geistigen Oberbau in Wissenschaft und Kunst. Das Werk ist die Ergänzung zu den Welträtseln (siehe Band 1). M 3.—

KARL HEINEMANN Bd. 23

LEBENSWEISHEIT DER GRIECHEN

Eine Sammlung von Sentenzen griechischer Denker und Dichter der klassischen Zeit, die Einblick gibt in die überwältigende Fülle unvergänglicher Gedanken und sich zusammenschließt zu einer tiefen und wahrhaft frommen Lebensweisheit. M 1.50

Bd. 24

BARUCH SPINOZA / DIE ETHIK

Deutsch von Karl Vogl. Mit einem Bildnis Spinozas

Das Lebenswerk des großen Pantheisten, der die Alleinheit, sich gebend in wechselnden Daseinsformen, lehrt und eine Sittlichkeit, wie sie reiner, tiefer und kraftvoller nie gefordert wurde. „Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe. Gott ist ihm gleich Natur, alles wird verschlungen im

M 2.— Abgrund der göttlichen Substanz". (Schleiermacher).

Bd. 25

DAVID FR. STRAUSS
DER ALTE UND DER NEUE GLAUBE

Die Wirkung dieser Schrift war ungeheuer und ihre Bedeutung

120. Taus. zeigt sich bei den ungeklärten religiösen Verhältnissen der Gegenwart immer wieder aufs neue. Die Frage: Sind wir noch Christen? beantwortet Strauß mit einem sicheren Nein. Der Band enthält die beiden Zugaben: „Von unsern großen

M 2.— Dichtern" und „Von unsern großen Musikern".

Bd. 26

LUDWIG FEUERBACH
DIE UNSTERBLICHKEITSFRAGE

Voll befreiendem Idealismus behandelt Feuerbach in großartiger Weise die Unsterblichkeitsfrage. Als Philosoph, Freigeist und Sozialist fordert er statt unsterblicher Menschen solche, die in

M 1.75 der wirklichen Welt großer Gesinnungen und Taten fähig sind.

Bd. 27

LUDWIG FEUERBACH
DAS WESEN DER RELIGION
VOM STANDPUNKTE DER ANTHROPOLOGIE

Feuerbach bringt in diesem Buche die umstürzende Erkenntnis, daß nicht die Religion den Menschen, sondern der Mensch die Religion macht. Gottesfreunde erzieht er zu Menschenfreunden, Gläubige zu Denkern, Beter zu Arbeitern, Christen

M 2.50 zu ganzen Menschen.

Bd. 28

CHARLES DARWIN
DIE ABSTAMMUNG DES MENSCHEN

Deutsch von Prof. Dr. Heinr. Schmidt-Jena

30. Taus.

Mit einem Bilde Darwins

Darwins Abstammungslehre hat den Anstoß gegeben zu einer auch heute noch sich vollziehenden Umwertung aller Werte, nicht nur im Bereich der Naturwissenschaft, sondern der ge-

M 2.50 samten praktischen und theoretischen Philosophie.

EDUARD VON HARTMANN / GEDANKEN ÜBER STAAT, POLITIK, SOZIALISMUS

Bd. 29

Zusammengestellt von Alma von Hartmann

Hartmann gehörte keiner Partei an, sein überragendes Verständnis für das geschichtliche Geschehen bis in seine Verästelungen hinein gewann er aus großen, auf breitester Grundlage entwickelten philosophischen Anschauungen. M 1.50

FRIEDRICH NIETZSCHE WORTE FÜR WERDENDE MENSCHEN

Bd. 30

Eine Einführung in seine Werke von Walter von Hauff

Mit einem Bildnis Nietzsches

Nietzsche ist überreich an hinreißender Begeisterung, überströmender Lebensfülle und dichterischem Glanz, die im besten Sinne das Herz der Jugend gefangen nehmen. Hier wird ihr das Edelste aus seinen Werken dargereicht. M 2.50

LUDWIG FEUERBACH / PIERRE BAYLE

Bd. 31

Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit

Die Beschäftigung mit Pierre Bayle, dem Vorkämpfer für Toleranz in religiösen Fragen, führt Feuerbach in diesem Werke zu einer überragenden Kritik aller Theologie. Aufklärung ist ihm moralische Notwendigkeit und heilige Pflicht. M 2.—

HANS LEISEGANG / DIE GNOSIS

Bd. 32

Als Gnosis bezeichnen wir die religiöse Bewegung der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, als in die Ideen des sinkenden Altertums die phantastische Mystik des Orients eindrang und der Kampf gärte um das werdende Christentum. Der nach religiöser Erneuerung strebenden Gegenwart tritt das Werk des Leipziger Gelehrten als erste monographische Zusammenfassung jener problemreichen Zeit entgegen. M 3.50

DAVID FR. STRAUSS / VOLTAIRE

Bd. 33

Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg

Voltaire, der vielgeschmähte und vielbewunderte Dichterphilosoph, samt seiner Zeit, hat seine klassische Darstellung gefunden in dem Meisterwerk des Freidenkers David Fr. Strauß, das ein unvergänglicher Teil der Geschichte des Geisteslebens bleibt. 40. Taus. M 2.50

Bd. 34

FRIEDRICH SCHLEIERMACHER
ÜBER DIE RELIGION

Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern

Mit einer Einleitung von Dr. Hans Leisegang

Das Wesen der Religion als des unmittelbaren Gefühls vom Unendlichen und einer selbständigen Fähigkeit des Menschen hat kein Theologe tiefer gefühlt und in schönere Worte ge-
M 2.— kleidet als Schleiermacher.

Bd. 35

JOHANN GOTTLIEB FICHTE
REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION

Mit einer Einleitung von Prof. Dr. H. Schneider

Diese Reden, die berühmtesten in deutscher Sprache, suchen das eiserne Geschlecht, das wie 1813 einst bereit ist, alles
M 2.— einzusetzen und hinzugeben für die Idee des Deutschtums.

Bd. 36

DAS NIBELUNGENLIED

M 2.50

In der Übertragung von Karl Simrock

In Geschenkband M 3.75

Das Nibelungenlied übertrifft an ungeheurer Großartigkeit der Handlung, Wucht und Tragik der Gestalten alle Epen der Weltliteratur. Das deutsche Volk greift mehr als je zu seinem ureigensten Dichtwerk, dessen düsterer Heldenunter-
gang seinem Schicksal gleicht.

Bd. 37

FRIEDRICH NIETZSCHE
VOM NUTZEN UND NACHTEIL DER HISTORIE FÜR DAS LEBEN

Nietzsche protestiert gegen die einseitig historische Jugenderziehung des modernen Menschen, dafür fordert er, daß der Mensch vor allem zu leben lerne und die Geschichte im Dienste
M 1.50 des gelernten Lebens gebrauche.

Als Schulausgabe kartoniert M —.90

Bd. 38

FRIEDRICH NIETZSCHE
SCHOPENHAUER ALS ERZIEHER

Mit einem Bildnis Nietzsches

Nietzsche tritt leidenschaftlich dafür ein, daß Schopenhauer ein echter Erzieher zur Erfüllung des Grundgedankens aller Kultur ist, die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in und um uns zu fördern und dadurch an der
M 1.50 Vollendung der Natur zu arbeiten.

Als Schulausgabe kartoniert M —.90

HEGEL — Bd. 39

EINE AUSWAHL AUS SEINEN WERKEN

Zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Friedrich Bülow. Mit einem Bildnis Hegels

Der moderne Hegel, dessen tiefer Wirklichkeitsblick für das Leben von Gesellschaft, Staat und Volk erst heute voll wiedererkannt ist, wird hiermit allen Denkenden, allen politisch und geschichtlich Interessierten vorgelegt. Seinen zusammenschauenden Sinn für die Tatsachen der Weltgeschichte, die geistigen Abläufe von Völkern und Ständen, entdeckt man neu und mit hoher Bewunderung in diesem Bande. M 2.—

WAS SAGT VOLTAIRE? — Bd. 40

Eine Auswahl aus den Werken

Übersetzt und eingeleitet von Prof. Dr. Paul Sakmann

Mit einem Bildnis Voltaires

Aus dem Werke des Werdenden, der reifen Leistung und der Altersweisheit Voltaires formt Sakmann ein köstliches Brevier. Die glänzende Überlegenheit des großen Schriftstellers, seine Weltkenntnis und sein Kampf für die Menschlichkeit Europas zeigt dieses Buch in überraschender Fülle und Lebendigkeit. M 2.50

FRIEDRICH NIETZSCHE — Bd. 41

ÜBER DIE ZUKUNFT UNSERER BILDUNGSANSTALTEN

Mit einem Bildnis Nietzsches

In diesen enthusiastisch aufgenommenen Reden beantwortet der junge Nietzsche die Frage: Was ist Bildung? Was ist ihr Ziel? Mit dem ihm eigenen Tiefblick zeigt er eine entscheidend neue Möglichkeit und führt den Erzieher und die reife Jugend ernst mahnend und Wege weisend in das viel erörterte Problem der Kultur ein. M 1.50

Als Schulausgabe kartoniert M —.90

FRIEDRICH NIETZSCHE — Bd. 42

DIE PHILOSOPHIE IM TRAGISCHEN ZEITALTER DER GRIECHEN

Mit einem Bildnis Nietzsches

Der Morgen von Hellas liegt über dieser Reihe von Standbildern der frühen griechischen Denker. Von hier ging Nietzsche aus. Diese Denker begleiteten ihn sein Leben hindurch; auf Schritt und Tritt, oft bis in die Form hinein, begegnen wir ihren Spuren beim hohen Nietzsche. Hier wurde Zarathustra geboren. *(Als Schulausgabe kartoniert M —.90)* M 1.50

Bd. 43

FERDINAND LASSALLE
DER MENSCH UND POLITIKER IN SELBSTZEUGNISSEN

Herausgegeben und eingeleitet
von Staatsminister a. D. Dr. Konrad Haenisch

Mit einem Bildnis Lassalles

In diesem Bande sind unter erstmaliger Benutzung des aufschlußreichen Nachlasses vornehmlich Stücke ausgewählt, die in mehr als einer Hinsicht geeignet sind, das nicht nur politisch, sondern auch menschlich so überaus fesselnde Problem
M 2.— Lassalle in neue Beleuchtung zu rücken.

Bd. 44

SCHELLING
SEIN WELTBILD AUS DEN SCHRIFTEN

Mit einem Bildnis Schellings

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Gerhard Klau

Der romantische Philosoph, reich, immer neu anregend durch die wechselnden Richtungen seines Denkens, steigt mit dem Glanz und der Tiefe seiner Worte über Natur und Kunst aus diesem Buche und hebt den Geist einer schönen Epoche
M 2.50 deutschen Geistes wieder vor unser Auge.

Bd. 45

GOETHES TAGEBUCH DER ITALIENISCHEN REISE

Mit einigen Handzeichnungen und einem Bildnis Goethes, einem Nachwort und Anmerkungen
M 2.75 von Prof. Dr. Heinrich Schmidt-Jena

In Geschenkband M 3.50

Durch die Unmittelbarkeit und Frische, mit der hier Erleben und Geschehen für die geliebte Frau in Weimar niedergeschrieben ist, macht uns Goethe unmittelbar zu Reisebegleitern, mehr, als in seinem späteren Buche über die gleiche Reise.

Bd. 46

DIE KANT-LAPLACESCHE THEORIE

Ideen zur Weltentstehung
von Immanuel Kant und Pierre Laplace

Mit zwei Bildnissen. Eingeleitet und herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Schmidt-Jena

Die kosmischen Theorien, insbesondere die über Entstehung unseres Planetensystems, sind für uns Weltanschauungsfragen geworden. Die bei weitem wichtigste dieser Theorien ist die Kant-Laplacesche, deren klassische Schriften hier ver-
M 2.75 einigt sind.

ALFRED KÖRTE Bd. 47

DIE HELLENISTISCHE DICHTUNG

Mit vier Bildern

Die unbekannte späte Dichtung der Griechen, deren weltstädtische Verfeinerung uns Heutigen seltsam nahe rückt, wird von dem ausgezeichneten Kenner mit einer Fülle eigener Versübertragungen dargestellt: über alles Fachinteresse hinaus ein umfassendes Gemälde des Untergangs einer Kultur. M 3.—

ARTHUR SCHOPENHAUER Bd. 48

DIE PERSÖNLICHKEIT UND DAS WERK

In Worten des Philosophen dargestellt
von Dr. Konrad Pfeiffer

Mit einem Bildnis Schopenhauers M 2.75

Mit feinem Blick für das Bezeichnende hat der Herausgeber aus Schopenhauers Werk, seinen Briefen und den wesentlichen Äußerungen seiner Freunde ein lebendes Ganzes zusammengesetzt, ein Bild seiner Person und ein System seines Denkens. *In Geschenkband* M 3.75

DER LEBENDIGE PESTALOZZI Bd. 49

EINE AUSWAHL AUS SEINEN WERKEN

Zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von
Prof. Dr. Hermann Schneider

Mit einem Bildnis Pestalozzis

Formung der Jugend zu tiefen und tüchtigen Menschen ist das Ziel dieser unsterblichen Stücke aus dem Werke des großen Erziehers, dessen Schriften meist nur eingeprägt, nicht in ihrer heiligen Ergriffenheit erlebt und nachgelebt werden. Diese Auswahl redet in entscheidender Stunde zu allen Eltern und Erziehern. M 2.75

Bd. 50

ALBRECHT WIRTH

DEUTSCHE GESCHICHTE VON 1870 BIS ZUR GEGENWART

Mit 4 Abbildungen und einer Zeittafel

Der bekannte Weltreisende und Gegenwartbetrachter gibt in diesem Buche mit weiten Perspektiven eine fesselnde Darstellung der jüngsten deutschen Politik und Gesamtgeschichte. Der heutige Deutsche, vor allem der junge, dem nichts mehr not tut als beizeiten der Blick für die großen Wirklichkeiten um ihn her, greife zu diesem durch Sachlichkeit vaterländischen Buche. — Dieser Band führt zugleich Bd. 19/20, Sturmhoefels „Geschichte des deutschen Volkes", bis auf die Gegenwart fort.

M 3.25

Bd. 51

RAOUL H. FRANCÉ

BIOS, DIE GESETZE DER WELT

Taschenausgabe

Mit einem Porträt des Verfassers und 16 Abbildungen im Text

Der berühmte Biologe und Universalgelehrte gibt in diesem Buche mit der ihm eigenen Verbindung von tiefster Kenntnis und lebensvoller Darstellung eine Übersicht über die Gesetze der Welt von den jüngsten Theorien der Materie und des Raumes beginnend bis zu den Lebensgesetzen von Pflanze, Tier und Mensch. Wirkliches Verständnis des Daseins und dadurch richtiges Leben zu lehren ist sein Ziel.

M 3.—

Bd. 52

J. J. BACHOFEN

MUTTERRECHT UND URRELIGION

Eine Auswahl. Herausgegeben von Rudolf Marx

Mit einem Porträt Bachofens und 4 Abbildungen

Bachofens Werk: Die Erschließung der urzeitlichen Seele, ihrer Erd- und Tiefen-Religion und das grandiose Bild des vorgeschichtlichen Kampfes der Urgegensätze: Muttertum — Vatertum, Weib — Mann ist mit heutigen Erkenntnissen der Seelenwissenschaft und Völkerkunde zu höchstem Glanz emporgestiegen. Die Auswahl gibt, allenthalben übersetzt und erklärt, den ewigen Kern seines Werkes.

M 3.50

Die Sammlung wird fortgesetzt

EINE NEUE BÜCHERREIHE ERÖFFNEN

IMMANUEL KANT

Kritik der reinen Vernunft

In Ganzleinen M 7.50, in Halbleder M 13.–

—

Kritik der praktischen Vernunft

Nebst Grundlegung zur Metaphysik der Sitten

In Ganzleinen M 5.–, in Halbleder M 9.–

—

Kritik der Urteilskraft

In Ganzleinen M 6.50, in Halbleder M 11.–

Die drei zentralen Werke von Kants Philosophie, größte Dokumente philosophischer Welt- und Selbstbesinnung, sind seit einem Jahrhundert in Erkenntniskritik, Ethik und Kunstphilosophie unsichtbare Beherrscherinnen unseres Denkens.
Diese Neuausgabe gibt in klarem Druck die anerkannten, endgültigen Texte der zweiten Auflagen und deren Seitenzahlen am Rande wieder und verzeichnet im Anhang die Abweichungen von den Erstausgaben. Die „Kritik der praktischen Vernunft" gibt außerdem am Rande zu Zitierzwecken die Seitenzahlen der Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften an. Der „Kritik der Urteilskraft" ist die vollständige erste Einleitung beigegeben. Die kritischen Ausgaben wurden berücksichtigt. Professor HEINRICH SCHMIDT schrieb jedem Bande ein einleitendes Vorwort und ein ausführliches Sachregister, das den Leser die gesamte Gedankenreihe des Buches überschauen läßt und ihm das Nachschlagen und Wiederholen erleichtert.

ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

F. A. LANGE

Geschichte des Materialismus

Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Schmidt-Jena

16. – 18. Tausend

2 Bände in Ganzleinen M 15. –

Lange gibt in seinem berühmten Hauptwerk unter der Gestalt einer Geschichte des Materialismus, die er lebendig und mit bewundernswert klarem Blick zu einer europäischen Geistesgeschichte von den Anfängen griechischen Denkens bis auf die Ideen von Helmholtz und Du Bois-Reymond erweitert, wägend eine Synthese aus Materialismus als Forschungsfiktion und Idealismus als Welt- und Lebensanschauung. Indem das Werk die Ausprägungen materialistischen Denkens in Wissenschaft, Religion, Sitte und Gemeinschaft darstellt, ist es für das Verständnis der Gegenwart von höchstem Werte.

ADAM SMITH

Der Reichtum der Nationen

Nach der Übersetzung von Max Stirner
und der englischen Ausgabe von Cannan (1904)
Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Schmidt-Jena

2 Bände in Ganzleinen M 12. –

Das klassische Werk der Volkswirtschaft liegt hier in neuer deutscher Gesamtausgabe vor. Die Fülle der verarbeiteten Tatsachen, der Reichtum an Gedanken, dazu die schlichte Gemeinverständlichkeit der Darstellung machen das Buch in hohem Grade anziehend. Für jeden, der am öffentlichen Leben Anteil nimmt, den Politiker, Beamten und Kaufmann ist es das beste Einführungswerk in das wirtschaftliche Denken.

ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

NICOLAI VON BUBNOFF

Nietzsches Kulturphilosophie und Umwertungslehre

In Halbleinen M 5.–

Bubnoff sieht in diesem Buche von allem Verwirrenden an Nietzsches Gestalt und Lehre ab und legt die beherrschenden Züge seiner Philosophie über die Widersprüche der Oberfläche hinweg frei. In den Mittelpunkt stellt er das Problem der Kultur, auf das Nietzsches Denken unter allen Wandlungen als auf sein Hauptproblem gerichtet bleibt. Bubnoff legt mit dieser klar und knapp geschriebenen Veröffentlichung das Buch vor, das den Nietzscheleser den inneren Zusammenhang der Aphorismen kennen und den wahren Gehalt des „Zarathustra" von seiner dichterischen Form zu unterscheiden lehrt. Zugleich ist das Buch für alle bestimmt, die eine Einführung in die Gedankenwelt Nietzsches suchen.

JOHANN AMOS COMENIUS

Ausgewählte Schriften zur Reform in Wissenschaft, Religion und Politik

Übersetzt und bearbeitet von Dr. Herbert Schönebaum

In Halbleinen M 6.–

Drei entscheidende Schriften des großen Erziehers sind hier zum ersten Male verdeutscht. In ihnen wird der staatserzieherische Grund gelegt, auf dem die sonstigen Gedanken des Comenius erst verständlich und verwirklichbar sind. Vom Einzelnen und seiner inneren Erneuerung als der Wurzel, aus welcher der Versöhnungswille der Zukunft entspringt, steigt er zu dem erhabenen Bilde einer Menschheit empor, die sich in edlem Wettstreit eint. Den Erziehern wird dieses Buch erst das ganze und wahre Lebenswerk des Comenius enthüllen.

ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

LUDWIG FEUERBACH

Das Wesen des Christentums

Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Schmidt-Jena

In Halbleinen M 4.–

Das grundlegende Werk des feinen psychologischen Deuters religiöser Wahrheiten, des glühenden Diesseits-Gläubigen und Meisters unserer Sprache zählt längst zu den unvergessenen Schätzen, welche das religiöse Denken den Deutschen geschenkt hat. Die tiefe Heiligung dieser Welt, in der wir leben und wirken, der tiefe und zugleich freudige Ernst, dieses Leben zu durchdringen und zu gestalten, tritt rein und schlicht aus der Kritik des falschen Christentums hervor. Der Geist des Wahrheitssuchers und Enthüllers Feuerbach bereitet der neuen, diesseitigen Religion den Weg. An ihn als stärkenden Weggenossen schließt sich an, wen heute die religiösen Fragen tiefer beschäftigen.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS

Das Leben Jesu

Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Heinrich Schmidt-Jena

22. Auflage. 2 Bände in Halbleinen M 10.–

Jesu Leben zum ersten Male als Mythos, als Gestaltung des unbewußt dichtenden Gemeingeistes aufgefaßt und die Gedankenwelt des Urchristentums aus der Zeitgeschichte verstanden zu haben, ist das hohe religionswissenschaftliche Verdienst dieses Buches. In einer viel bewunderten Frische und Klarheit der Darstellung löst der große Theologe und Schriftsteller die Frage nach der geschichtlichen Gestalt und dem Leben Jesu, indem er vorsichtig und durch Scharfsinn zwingend auf einem ausführlich gezeichneten zeitgeschichtlichen Hintergrunde die Mythengruppen klarlegt, welche die Zeit beherrschten, und zeigt, wie diese zu einem Leben Jesu zusammengeflossen sind.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Fr. 21*. 18000. VI. 27. Richard Pries, Leipzig C 1